Begegnungen.

Begegnungen.

Erinnerungsblätter

(1819—1899)

von

Hermann Rollett.

Wien, 1903

Buchhandlung L. Rosner, Verlag.

gegnungen.



Erinnerungsblätter (1819—1899)

von

Hermann Rollett.



Wien,
Verlag C. W. Stern (Buchhandlung L. Rosner)
1903.

Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

Einbegleitung.

Von mehr als einer Seite war ich seit Jahren angegangen worden, meine Erlebnisse aufzuzeichnen. Man machte geltend, daß ich ja schon vom väterlichen Hause aus jedenfalls interessante Erinnerungen haben müsse, sowie ich aus meinem Wanderleben und, als teilweise in der Bewegungszeit der 40-er Jahre des vorigen Jahrhunderts Mitwirkender, gewiß denkwürdige Beziehungen darzulegen und hervorragende Persönlichkeiten darzustellen in der Lage sein müßte. Ich antwortete auf derlei Anregungen gewöhnlich, daß dies alles wohl nicht unrichtig sei, daß ich aber der Meinung wäre, man könne solches, nach so langer Zeit, nicht leicht ganz aus der Erinnerung tun, und gleichzeitige Aufzeichnungen hätte ich teils nicht gemacht, teils seien sie mir — auf meiner oft sturmvollen Lebensfahrt — abhanden gekommen. — In eine zusammenhängende und ausführliche Schilderung, mit umfassend-eingehender Vorführung meines Lebens und Strebens, meines Wanderns und Weilens, meiner Berührung mit manchen mehr oder weniger bedeutenden Personen der Oeffentlichkeit und meiner Beziehungen zur Bewegungszeit konnte und wollte ich — aus oben erwähntem Grunde — mich nicht einlassen; aber eine Skizzierung einer Anzahl von meist allgemein bekannten Gestalten der Weltbühne, deren näheres oder weiteres Verhältnis zu mir noch *besonders* lebendig in meiner Erinnerung haftet, wollte ich versuchen, und zwar mit einer gewissen, meinen Lebensgang im großen Ganzen nachweisenden und möglichst charakterisierenden Auswahl und Zusammenstellung, und mit Einschränkung des Kreises auf bereits Verstorbene.

Und so habe ich im Laufe der Jahre eine Reihe derartiger Skizzen aufgezeichnet, von denen viele bereits in *Zeitschriften* zerstreut mitgeteilt wurden und nicht ohne Interesse gelesen worden sind.

Hier seien sie, mit mehreren noch ungedruckten, in möglichst chronologischer Folge, endlich gesammelt mitgeteilt; und wenn dieses *halbe Hundert* auch größtenteils keine besonders *bedeutsame* Wichtigkeit für die Zeitgeschichte hat, so mag Einzelnes doch zur Beurteilung von manchen, in der einen oder anderen Hinsicht belangreichen, unmittelbar mir näher bekannt gewordenen Menschen und Verhältnissen nicht unwesentlich beizutragen geeignet sein.

Baden bei Wien, 1903.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Begegnungen.

I.

General Auracher.

1819.

Als der Aufzeichner dieser Erinnerungsblätter den verhängnisvollen Sprung ins Leben machen sollte, da hat er sich — wie mir öfter erzählt worden ist — ziemlich lang besonnen. Schon wollte meine Großmutter mütterlicherseits, eine obermanhartsbergische Bürgersfrau aus Horn, die eigens zum Empfang des ersten Sohnes ihrer jüngsten Tochter in unser niederösterreichisches Baden gereist war, am frühen Morgen des 20. August 1819, nach längerem vergeblichen Warten, die Rückreise antreten, da sie nicht weiter von ihrem Heim wegbleiben konnte; der Wagen hielt bereits am Hause meines Vaters in der Gutenbrunnerstraße und sie war nach herzlich-bewegtem Abschied eben im Begriff einzusteigen, als sie durch die Botschaft zurückgerufen wurde, daß ich endlich gerade angekommen sei.

Bei meiner Taufe war unter mehreren Wiener Gästen meines als Arzt des Kurortes weit und breit bekannt und beliebt gewesenen (einer ursprünglich lothringischen, auch in Savoyen ansäßig gewesenen alten Badener Familie entstammenden, 1778 geborenen und 1842 gestorbenen) Vaters, auch der General Auracher zugegen, wobei dieser originelle Alte — lebhaft dafür eintretend — Veranlassung gab, daß ich den Namen Hermann erhielt, indem er sagte, ich müsse ein Soldat werden und den Namen des Befreiers Deutschlands erhalten, — welcher ersteren Intention ich freilich nur insofern entsprach, als ich in den deutschen Geistes- und Schwertkämpfen der 40er und 70er Jahre mit Liedeswaffen u. s. w., als Gefreiter und Flügelmann, nach Kräften mitgerungen habe.

Der selige, im Jahre 1756 zu Olmütz geborene und 1831 zu Wien als Generalmajor verstorbene Joseph Christian Auracher von Aurach, welcher, nachdem er 14 Feldzüge mitgemacht, im Jahre 1818 in den Pensionsstand getreten und sich nur kriegswissenschaftlichen Arbeiten gewidmet, sowie er auch schon 1802 als Professor der Kriegswissenschaft in der Wiener-Neustädter Militär-Akademie fungierte, war — wie ich mich aus meiner Knabenzeit gut erinnere — wenn auch ein ganz edelsinniger

und in Ehren ergrauter Veteran, doch ein recht eigentümlicher Kauz. Er war nicht ohne freundliche Liebenswürdigkeit, jedoch — in seinem höheren Alter wenigstens — so steif und naiv, wie das von ihm erfundene, in einer eigenen Schrift von ihm (Wien 1819) beschriebene Instrument für genaues perspektivisches Zeichnen, der — „Quarreograph".

Welch große Stücke Auracher auf dieses, aus einem mit Fäden (in der Weise, daß sie Vierecke bilden) überspannten Rahmen bestehende Instrument hielt, geht aus der Stelle der Einleitung zu seinem Werk: „Perspektivische Ansichten der k. k. Stadt Baden und derselben Umgebungen" (Wien 1822) hervor, wo er S. 4 sagt: „Der Gebrauch des Quarreographen bringt nicht nur allein den mittelmäßigen Zeichner durch öftere Anwendung desselben zu einer größeren Fertigkeit, indem sein Auge sich die verschiedenen Verschiebungen des Perspectivs in der Natur immer mehr und mehr eigen macht, wodurch sich seine Gewandtheit im Zeichnen zusehends ausbildet; sondern auch der vollendete Zeichner, welcher mit allen Regeln der Perspectivzeichnung vollkommen ausgerüstet ist und die correctesten Zeichnungen dieser Art entwirft, kann sich, ohne zu erröthen, dieses Instrumentes bedienen; denn er erzielt bei dem Gebrauch desselben zweyerley Vortheile; erstens gewinnt er an Zeit und Bestimmtheit der richtigen Lage des Perspectivs, wenn er sich des Quarreographen bei der Zeichnung in der Ausdehnung des vorgeschriebenen Unterrichtes bedient; zweytens kann er sich seiner Aufstellung auch nur im flüchtigen Gebrauch bedienen, nämlich: um sich bloß Punkte der verschiedenen Entfernungen und Richtungen auf seinem in Quarrees eingetheilten Blatte zu marquiren, welche ihm die Richtigkeit seines aufzufassenden Perspectivs in der bestimmtesten Genauigkeit festsetzen."

Leider sind aber die zahlreichen, in diesem Quer-Folio-Werke enthaltenen, von Auracher's Hand nach dem quarreographischen System ausgeführten Stein-Zeichnungen in jeder Beziehung gar arg dilettantisch ausgefallen, und sie haben nur das lokalhistorische Interesse, daß sie Ansichten von Punkten Badens und der Umgebung festhalten, die sich seither größtenteils bedeutend verändert haben. Auch ist es Tatsache, daß gerade Dilettanten genauer in die kleinsten Einzelnheiten bei derartigen bildlichen Darstellungen eingehen, die bei Künstlern — oft zum nicht geringen Nachteil — in Wegfall kommen. Jedenfalls ist Auracher durch diese seine Ansichtsbilder für Baden von einer gewissen dankenswerten Bedeutung geworden.

Das System Auracher's ist aber mit seiner illusorischen Wichtigkeit gänzlich verschollen.

Wenig gelungen — wenn auch gut gemeint — sind ebenso die zwei von Auracher lithographierten Bildnisse: Kaiser Franz und Feldzeugmeister Peter Freiherr von Duka, die ich in meiner Sammlung besitze; — sie sind eben auch aus der Kindheit der lithographischen Kunst.

In einige Verlegenheit brachte der sonderliche General Auracher meinen Vater durch einen Brief aus Wien vom 8. September 1823, in welchem es heißt: „Freund! Obschon ich diesen Sommer hindurch nur mit

einem einzigen Sonnenblick von Ihnen beehrt wurde, so war ich dennoch im Geiste manche Augenblicke bei Ihnen, in Ihrem für mich so interessanten Museo. Bey dieser Aeußerung fällt mir eben ein Gedanken ein, den Sie, wenn Sie meinen Vorschlag annehmen, in die Wirklichkeit setzen können. — Wenn der Herbst sich so schön anläßt, als es den Anschein hat, so komme ich auf einige Tage nach Baden und quartiere mich bey Ihnen ein. Ja, gehorsamer Diener! meine Wohnungen sind alle besetzt — werden Sie sagen; ich glaube es. Diese aber, so ich mir wähle, ist immer frey, und Sie können selbe um keinen Preis vermiethen; aber einquartieren können Sie mich. — Sehen Sie, Freund, ich wünschte die große Ansicht (der „Weilburg", am Eingang des reizenden „Helenenthales") aus dem Fenster Ihres Hauses an der Bergstraße zu quarreographieren, dahero wünschte ich auch, durch einige Nächte mein Haupt nur jedesmal fünf Stunden auf Ihrem im Museo befindlichen Ruhebette legen zu können; hierdurch beabsichtige ich zweyerley Gegenstände: erstens könnte ich Nachmittags wenigstens einige Stunden Ihre mir so schätzbare Gegenwart genießen, zweytens wäre ich von den mir so nachtheiligen Ausflüssen der Bäder entfernt. — Was sagen Sie zu diesem meinen Vorschlag? Geben Sie mir in einigen Zeilen Ihre Meinung pro und contra."

Wie ich weiß, ist mein Vater in diesen Vorschlag: Auracher im dazu auch gar nicht geeignet gewesenen Museum übernachten zu lassen, nicht eingegangen. Ein solcher Gedanke konnte auch nur dem — bei aller seiner Trefflichkeit — in vielen Dingen so absonderlichen Erfinder des „Quarreographen" kommen, den guten, jedenfalls in der Führung des Schwertes besser bewanderten, als mit Stift, Feder und Wort geübten Alten, der sich — seiner naiv-herzlichen Weise übrigens ganz entsprechend — auch in der Unterschrift seines erwähnten Schreibens treffend charakterisiert. Diese Unterschrift — und damit wollen wir von dem immerhin wackeren Auracher, welcher diese Erinnerung wohl gewiß und besonders von mir verdient, der ich gleich am ersten Tage meines Lebens eine (wenigstens über meinen Taufnamen entscheidende) „Begegnung" mit ihm hatte, in freundlichem Gedenken Abschied nehmen —, diese naive Unterschrift lautet wörtlich —: „Ihr ungeheuchelter, biederer Freund d'Aurach G. M."

II.

P. Rupert Helm.

1823.

Von den wohltuenden Menschenbildern, deren Anblick und Nähe schon von veredelndem Einfluß ist, hat sich mir am frühesten jenes des greisen Melker Benediktiners, des als Verwalter der damaligen Stiftsherrschaft Leesdorf bei Baden hervorragend tätig gewesenen Pomologen Rupert Helm eingeprägt.

Er war im Jahre 1748 zu Neyersberg im Marchfeld geboren und war 1766 in das Stift Melk getreten, wo er — durch geistiges Streben sich bemerkbar machend — später Direktor der Normalschule, Stifts-Musikdirektor, Humanitäts-Lehrer des Stifts-Gymnasiums, dann Präfekt des vom Kaiser Joseph nach St. Pölten verlegten Gymnasiums, darauf nach Melk zurückberufen, Prior und Oekonomie-Leiter des Stiftes und 1799 Hofmeister des Melkerhofes in Wien geworden. Da ihm der Aufenthalt in der Stadt nicht zuträglich war, so wurde ihm zu Anfang des Jahrhunderts die Verwaltung der seit 1617 in Melker Besitz befindlichen Stiftsherrschaft zu Leesdorf übertragen, welche (als Katastralgemeinde jetzt mit Baden zur Ortsgemeinde verbunden) er bald in vorzüglicher Weise zu einer der fruchtbringendsten gestaltete. Mit Erweiterung der Schloßgärten legte er große Baumschulen an und setzte alles daran, besonders die Kultur der Obstbäume, dann auch der Getreidesorten und der Kartoffel zur höchsten Vollkommenheit zu bringen. Er war mit den berühmtesten Oekonomen und Kultivatoren des In- und Auslandes in Verbindung, legte eine fachwissenschaftliche Bibliothek und eine Samen- und Früchte-Sammlung an, und sein „Verzeichniß" der von ihm gepflegten Obstsorten, Körnergattungen und Kartoffel vom Jahre 1811 (wovon ich ein mit Notizen des Verfassers ergänztes Exemplar besitze) weist 178 Aepfel-, 127 Birnen-, 32 Pfirsich-, 8 Aprikosen-, 26 Pflaumen- und 18 Kirschensorten auf, während ein späteres Verzeichnis vom Jahre 1813 bereits 300 Aepfel-, 280 Birnen-, 65 Pfirsich-, 17 Aprikosen-, 54 Pflaumen-, 60 Kirschen- und andere Obstsorten enthält. — Seine großen Verdienste wurden durch Ernennung zum Mitgliede von

wissenschaftlichen Gesellschaften anerkannt, Kaiser Franz und mehrere Glieder des Kaiserhauses besuchten ihn öfter als einmal, und kein wißbegieriger Sommergast verließ Baden, ohne Helms großartige Anlagen zu Leesdorf gesehen zu haben. (Kaiser Franz soll einmal, als ihm Rupert Helm Aepfel seiner Zucht vorsetzte, ein paar davon für die Kaiserin — „Für meine Frau," wie er sagte — eingesteckt haben.)

Einer der ihm nahestehendsten Freunde war bis zu P. Ruperts im Jahre 1826 erfolgtem Tod mein verewigter Vater. Nicht bloß als Arzt kam er häufig mit dem zartorganisierten, oft kränklichen, würdigen Priester-Oekonomen in Berührung, sondern auch durch gemeinschaftliches Streben im pomologischen Bereich; denn der ziemlich große Garten meines Vaters in der Bergstraße zu Baden, wo er auch sein „Museum" aufgestellt hatte, war in Bezug auf Obstkultur — gleichwie in botanischer Hinsicht überhaupt — nicht wenig interessant.

Schon als Kind von einigen Jahren kam ich oft nach Leesdorf in das zu jener Zeit noch von einem Wassergraben umgebene Schloß, da eine Tante meiner Mutter dort Wirtschafterin und ein Großonkel — ein prächtiger Greis mit langem Silberhaar — Schaffner im stiftsherrschaftlichen Meierhof war. Lebhaft erinnere ich mich noch Rupert Helms, des stillliebenswürdigen, mittelgroßen, mageren, mild-freundlichen Greises mit gewinnendem, zart-rosig gefärbtem Angesicht, der nicht bloß die Früchte des wohlgepflegten Gartens, sondern auch die Früchte des gesegneten Ehelebens — die Kinder — liebte, welche ihm auch in zutraulicher Neigung zugetan waren. Noch sehe ich den einfach herzlichen Mann — der nur wie zufällig das Kleid des Priesters trug, dem er übrigens in menschlich-schönstem Sinne Ehre machte —, wie er mich, den aufhorchenden Knaben, belehrend durch die Räume führte, wo er seine (nun längst verschwundenen) Sammlungen aufgestellt hatte; wie er mich in die weitläufigen Gänge des Gartens führte und mir von den Bäumen herab nicht bloß kostbar schmeckende Früchte pflückte, sondern mich dabei auch auf Gestalt, Farbe, Geschmack u. s. w. derselben in verständlicher Weise aufmerksam machte. Das Andenken an ihn erfüllt mich noch heute mit Verehrung, und es erfreut mich herzlich, dies hier öffentlich betätigen und auch bei manchem andern — nach mehr als einem halben Jahrhundert — anregend erneuen zu können.

Es war eine mir sehr erwünschte Fügung, daß ich im Frühjahr 1873, als mit Durchführung der neuen Numerierung der Häuser und der Straßenbezeichnung beauftragter Gemeinderat der Stadt Baden veranlassen konnte, daß der Name Rupert Helms durch eine am großen (jetzt freilich veränderten) Schloßgarten rückwärts vorbeiführende „Rupertgasse" verewigt worden ist. Ebenso erfreulich war es mir, daß ich im Jahre 1875 nach dem schmerzlichen Tode meiner Mutter — welche aus der Verlassenschaft meines Vaters das lebensgroße, ganz gut getroffene, in Oel gemalte Brustbild Rupert Helms besaß — dies Bildnis des Trefflichen nach Leesdorf in die Verwalterswohnung widmen konnte. Zuerst war es zwar für den

hochgeschätzten Bruder meiner Mutter, für P. Lambert Anger — den, trotz seiner 80 Jahre damals noch ganz rüstig gewesenen Kämmerer des Stiftes Melk — bestimmt, welcher mir jedoch, in seiner Antwort auf meine Anzeige treffend schrieb: „Was das Portrait des verstorbenen, um Leesdorf so verdienten Verwalters Rupert betrifft, danke ich Dir für die so schöne Aufmerksamkeit für meine Person; allein, so sehr ich diesen Mann in jeder Beziehung achte, so glaube ich doch, daß sein Portrait eine Zierde für Leesdorf selbst wäre; ich meine: trage es in meinem Namen dem Herrn Verwalter (P.) Leander (Pollak) für Leesdorf an . . .“

Dies geschah. Und so befindet sich nun der, heute nur mehr in der Erinnerung Weniger noch Lebendige, doch bleibenden Andenkens Werte, im Bilde — einen, seine pomologischen Bestrebungen kennzeichnenden birnförmigen Apfel haltend — für immer in seinem durch sein Wirken geweihten ehemaligen Heim.

III.

Kaiser Franz.

1824.

Der greise, im Jahre 1835 von dem noch größeren Absolutisten „Tod" in den Gruftkerker der Ewigkeit geworfene Kaiser Franz — dem übrigens bekanntlich das schlichte und leutselige Wesen der Habsburger in einer gewissen Weise hervorragend eigen war — ist mir bereits von meiner frühen Kindheit her, durch oftmaliges Begegnen und Sehen, in lebhafter Erinnerung, und dies sogar auch durch zufällig einmal erfolgte unmittelbar persönliche Berührung.

In jedem Sommer während meiner Knabenzeit sah ich zu Baden, wo der Kaiser jährlich die Badekur gebrauchte, beinahe täglich den mittelgroßen, fast hageren, weißhaarigen Monarchen mit seinem ersten Adjutanten, dem alten Baron Kutschera, durch die Gutenbrunnerstraße an unserem Hause vorüber in das „Helenenthal" gehen. Beide waren stets in Zivilkleidern. Der Kaiser trug auf dem stark in die Höhe gehenden Kopf immer einen mächtigen, durch das fortwährende Danken für die allseitigen Grüße sehr abgenützten Filzhut — einen sogenannten „Montebello", wie sie damals gebräuchlich waren — mit oben sich erweiternder Zylinderform und mit geschwungener Krempe; er trug ausnahmslos hohe Stiefel und enges Beinkleid, und meist einen dunkelblauen Frack — manchmal mit metallenen Knöpfen — oder einen dunkelbraunen langen Rock. Immer hatte er aber in jede rückwärtige Rocktasche eine Hand gesteckt und hielt damit die Rockteile auseinander. Ganz ähnlich sah sein schlichter, nur etwas größer gewachsener und noch mehr hagerer Begleiter aus. Der Kaiser ging stets ziemlich schnell und stark auswärts; er schaute gewöhnlich vor sich hin zur Erde, flüchtig nach rechts und links scharfe Blicke werfend, und es war seine Gewohnheit, im Gehen — oft in kurzen Zwischenpausen — die Backen aufzublasen. Wenn er mit seinem Begleiter sprach, so tat er es, ohne aufzuschauen, in wenigen raschen Worten.

Kaiser Franz hatte, wie schon erwähnt, seine leutseligen Momente. Begegnete er z. B. meinen ihm seit langher bekannt gewesenen Vater (den

er auch mit der großen goldenen Verdienstmedaille ausgezeichnet hatte), so blieb er bei ihm stehen und sprach in seiner Weise einige freundliche Worte zu ihm, ohne jedoch den ernsthaften oder vielmehr kalten und starren Ausdruck des vom Leben stark durchfurchten aber gleichgiltigen Gesichtes — welches immer glatt rasiert war — merklich zu verändern.

Ich war ein vier- bis fünfjähriges Kind (es muß um 1823—24 gewesen sein), als ich eines Morgens, an der Schwelle unserer Haustüre sitzend, den Kaiser herankommen sah. Er blieb, mich ins Auge fassend, stehen und fragte mich — so freundlich als er eben konnte —: „Wem g'hörst denn Du?"

Ich schaute dem immer doch barsch Fragenden mit etwas scheuem Blick in seine „kaiserblauen" Augen und nannte den Namen meines Vaters.

„Wie alt bist denn" — fragte der Kaiser weiter.

„„Vier Jahr'!"" — antwortete ich bestimmt.

Der alte Monarch beugte sich zu mir nieder, fuhr mir mit seiner Rechten ein paarmal durch die blonden Haare, sagte mit einem Blicke, der augenscheinlich mild sein sollte —: „Bist a rara Bua!" — und ging weiter.

Man darf aber nicht glauben, daß dieß mit dem Ausdruck einer besonderen Herzlichkeit oder mit irgend einem Grade von Lebhaftigkeit gesprochen war. Es klang, wie ich mich deutlich erinnere, nicht im Tone wärmerer Empfindung, sondern nur im Objektiven eines freundlichen Urteils und einer nachdrücklichen Bemerkung. Doch es mag dieß eben überhaupt schon der höchste Ausdruck seiner Herzlichkeit gewesen sein.

In ähnlicher Weise benahm sich Kaiser Franz verschiedenen Personen gegenüber, wenn er — manchmal einen offenen zweispännigen Wagen selbst kutschierend —, meist mit der immer lächelnden und stets durch die Lorgnette schauenden Kaiserin Karoline Auguste, auf die „Hauswiese" im Helenenthal bei Baden gekommen war; er mengte sich da, einzelne kurz anredend, in das Gewühl der Promenierenden, durch welche Herablassung der im innersten Wesen doch stolze und manchmal auch in aufbrausender Weise durchbrechende Charakter des absolutistischen Herrschers sich besonders in den Ruf der Leutseligkeit gebracht.

Daß Kaiser Franz übrigens einen guten Teil der letzteren Eigenschaft wirklich gehabt — obwohl er oft, mit Berechnung, nur die Maske derselben vornahm —, bewies er durch manches; so z. B. durch die Tatsache, von der ich öfter als einmal selbst Augenzeuge war, daß er mit dem alten, einfachbürgerlichen Badener Kaufmann Posch, welcher gegenüber vom „Kaiserhaus" zu Baden an der Ecke der Wassergasse sein Verkaufs-Gewölbe hatte, ohne alle zeremoniellen Umstände Duos geigte. Man konnte die beiden Alten gar oft im „Kaiserhause" am Hauptplatz, am offenen letzten Fenster des ersten Stockwerkes gegen die Wassergasse zu, ein Notenpult vor sich, ganz jämmerlich kratzen hören; und manches Bäuerlein blieb in Verwunderung und Vergnügen zuhörend vor dem Fenster stehen.

Wenn der anspruchslose, die freundliche Stadt Baden mit ihrer reizenden Umgebung liebende Kaiser im Sommer daselbst zur Badekur ankam, so gelang es ihm manchmal — wie ich ein paarmal sah —, durch die Grabengasse beim rückwärtigen Tor in das „Kaiserhaus“ zu fahren, während auf dem Balkon des am Hauptplatz gegenüber liegenden Rathauses die Trompeter und die Paukenschläger seiner Ankunft harrten und eine große, den kaiserlichen Wagen erwartende Menschenmenge den Platz anfüllte. Da erschien dann der Kaiser plötzlich am Fenster, dankte für die nun eiligst einfallenden Musiksalven und für die Hochrufe des überraschten Publikums durch wiederholtes Kopfnicken und zog sich halb lächelnd zurück.[1])

Einen großen Eindruck machte das nach der Genesung des Kaisers Franz im Jahre 1826 von Grillparzer verfaßte Gedicht „Die Vision“ auf mich, und es war das überhaupt das erste größere Gedicht, welches ich auswendig lernte. Noch klingen mir die in schwungvollem Rhythmus hintönenden Strophen im Ohr, welche mit den ernsten, die Gestalt des Todes vors Auge führenden Versen beginnen:

„Um Mitternacht in Habsburgs alten Mauern
Geht ein Verhüllter, rätselhaft zu seh'n —“

und die mit dem effektvollen Ausruf des beim Anblick der bang harrenden Volksmenge vom Krankenlager des Kaisers weichenden Knochenmannes enden:

„Ich ward gesandt, ein einzig Herz zu brechen, —
So viele tausend Herzen brech' ich nicht!“

Nebst dem rein menschlich Bewegenden dieser ein lebendig wirkendes Bild gebenden, jedenfalls sehr gelungenen Dichtung, fesselte den Knaben wohl hauptsächlich auch der in derselben ihm zum erstenmal zum Bewußtsein gekommene melodische Tonfall der prächtig aufklingenden Sprache. —

Ein Jahrzehnt beinahe bevor ich „das Licht der Welt erblickt“, — nach der Beendigung der französischen Invasion von 1809 — war bei der Beleuchtung, die von Seite der Stadt Baden zur Feier der Ankunft des Kaisers Franz und seiner interessanten, frohmütigen dritten Gemahlin Ludovica, daselbst am 16. Juni 1810 veranstaltet worden, auch am Hause meines Vaters in Gutenbrunn eine Dekoration angebracht. Der Bericht darüber in des Badener Bürgermeisters M. J. Mayer „Miszellen über den Kurort Baden“, 1819, sagt Seite 142 davon: „Bei Hrn. Anton Rollett, Richter in Gutenbrunn (was mein Vater damals zugleich war), Nr. 34, war das ganze Haus mit Rosen geziert; außer diesem aber die Fenster des ersten Stockwerkes mit den vier Buchstaben: V. F. E L. (Vivant Franciscus et

[1]) Sehr verbreitet und durch Gedicht und bildliche Darstellung verherrlicht ist auch, als charakteristischer Zug, die Begleitung einer Leiche durch Kaiser Franz im Anfang der 30er Jahre zu Baden. Man erzählt nämlich, daß er auf einem Spaziergang daselbst eines Tages dem von vier Männern getragenen Sarg eines Bettlers begegnete, welchem niemand folgte Der Kaiser gab mit seinem Begleiter dem Sarge das Geleite bis zum Friedhof am „Eichwäldchen“, und erst dem Beispiele des Kaisers folgend, hätte sich eine Anzahl von Personen angeschlossen. — Man erzählt aber auch, daß, als Saphir sein bekanntes darauf bezügliches Gedicht „Der stille Gang“ verfaßte und dasselbe dem Kaiser vorgelegt wurde, letzterer, nach aufmerksamer Durchlesung, geäußert habe: „A schöni G'schicht, aber wahr is nit!“ — Und wirklich war ich auch nicht imstande, hier in Baden einen Zeugen der erzählten Leichenbegleitung aufzutreiben.

Ludovica) aus Rosen geflochten dekoriert." — Ich mache nur deshalb besondere Erwähnung davon, weil ich später einmal herausbrachte, daß diese Buchstaben, die damals an meinem Geburtshause figurierten, zufälligerweise auch eine andere Bedeutung zulassen, nämlich: V(olkes) F(reiheit) E(wig) L(ebe)! —

Am 7. März 1835 wohnte ich — der ich zu jener Zeit als Schüler des Josephstädter Gymnasiums in Wien domizilierte — dem großartigen Leichenbegängnisse des rasch dahingerafften Kaisers bei, welches ich von der Rampe der Augustinerbastei aus sah. Es war da ein ungeheueres, wirklich lebensgefährliches Gedränge, und in meiner Nähe stand der edle Ungar, welcher die damals vielerzählte Geschichte erlebte — die ich also mit ansah. Als der Leichenzug nahte, wurde ihm nämlich der „Cylinder"-Hut „angetrieben", weil er nicht imstande gewesen, die Hände freizubekommen, um den Hut abzunehmen, so daß er nun fast in der vordersten Reihe, ganz nahe an der Rampen-Mauer stand, ohne irgend etwas zu sehen; und er war doch eigens tief aus Ungarn zu dem Leichenbegängnisse nach Wien geeilt. Damals trugen die Ungarn eben noch — „Cylinder"!

Zum Schluß sei hier noch mein auf die oben erwähnte persönliche Begegnung, die ich als Kind mit Kaiser Franz hatte, bezügliches Sonett mitgeteilt, welches sich in meinen 1845 zu Jena erschienenen „Frühlingsboten aus Oesterreich" zuerst gedruckt findet und dann — in nun längstvergangener Zeit — auch durch mehrfaches Zitieren in Zeitschriften und Büchern bekannt geworden ist.

Das Sonett lautet:

O Kaiser Franz! als Du mich einst im Gehen,
Ein stilles Kind, erblickt, mit gold'nem Haare,
Und an dem Tore bliebst des Hauses stehen,
Um meinen Namen frugst, um meine Jahre,
Und ich so innig Dir ins Aug' gesehen,
Ins himmelblauende, ins seltsam klare,
Nichts ahnend von der Freiheitsfahne Wehen,
Vom blut'gen Rot der schweren Prunktalare, —
O, hätt' ich damals es, wie jetzt, verstanden,
Was freie Kräfte einem Volke sind, —
Geweint hätt' ich vor Dir, der seinen Landen,
Die Treue lohnt mit schweren Kerkerbanden;
Wie Du so glanzumstrahlt und doch so blind,
Hätt' Dir gesagt das unschuldvolle Kind!

IV.

Helmina von Chézy.

1824.

Im Sommer des Jahres 1824 besuchte Helmina von Chézy, die lebhaft empfindende Enkelin der Karschin, die bekannte Dichterin des „Euryanthe"-Textes für Karl Maria von Weber und des 1823 in Baden geschriebenen „Rosamunde"-Textes für Franz Schubert[1], das Museum meines hier zu Baden seit dem Anfang des Jahrhunderts in seinem ärztlichen Berufe und wissenschaftlichen Streben unermüdlich tätig gewesenen Vaters, welches dieser in der Sammelzeit der Wissenschaft mit eigentümlich-anmutendem Geschmack in seinem Gartenhause in der Bergstraße — aus allen Bereichen der Natur, der Kunst und Industrie — sinnreich zusammengestellt hatte. Jedes Fleckchen des oberen Hausraumes war originell und aufs Zweckmäßigste benützt.

Die an allen Wänden angebrachten Aufstellungskästen waren von Längsrahmen mit Bildnissen berühmter Personen eingefaßt, und alles war in reicher Anordnung entsprechendst vors Auge gebracht. Die Plafonds der beiden Hauptgemächer aber waren (es sind dieselben noch gegenwärtig vorhanden) mit den hervorleuchtendsten Sternbildern der nördlichen und der südlichen Hemisphäre geschmückt, und diese wieder mit bezüglichen Inschriften umgeben. Gar manche der vielen Besucher — aus allen, auch den höchsten Kreisen — haben sich gewiß noch spät mit Freude an das Museum und an diese seine Ausstattung erinnert, die — nachdem es von den betreffenden Erben des 1842 verstorbenen Gründers desselben der Stadtgemeinde Baden geschenkt worden — nach der Uebertragung freilich nicht mehr beibehalten werden konnte.

Kaum hatte die Dichterin das begrüßende, an der Schwelle des Museums-Einganges, in der Nachbildung eines antiken Mosaiks, befindliche „SALVE" überschritten und den Blick nach oben zu den aus himmelblauem

[1] Vgl. Wilhelm von Chézy „Erinnerungen aus meinem Leben" (Schaffhausen, 1863), I. 1. S. 312.

Grunde goldig glänzenden Sternen gerichtet, als sie — von mächtiger Bewegung ergriffen — laut die Umschrift las:

„In ew'ger Schönheit prangen sie,
Seit schon Jahrtausende vergangen;
Der Zeiten Wechsel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen."

Und hastig rief sie aus: „O, wie freut mich das —! Verse meiner Großmutter Karschin!"

Mein Vater (ich war als kleiner Knabe Zeuge dieser mir lebendig in Erinnerung gebliebenen Szene, die ich auch später mit ihm besprach) entgegnete der begeistert Blickenden freundlich: „„Tut mir leid, aber diese Verse sind von Herder!""

„Nie und nimmer?" — erwiderte die Chézy mit rascher Geberde. „Ich will's Ihnen beweisen, gesegneter Genius Badens! — Schade, daß ich nicht sogleich es kann!"

„„Warum nicht?"" — versetzte mein Vater. „„Ich glaube, auch die Gedichte Ihrer Großmutter zu besitzen. Zugleich will ich aber auch den betreffenden Band von Herders Werken bringen"" — fuhr er fort, indem er sich nach dem Nebengemach wendete, in welchem seine ziemlich umfangreiche Bibliothek aufgestellt war.

Indeß blickte die aufgeregte Frau zuerst wieder die Sterne und dann mich, den lauschenden Knaben, bedeutsam und innig an und deklamierte mit gewichtiger Betonung weiter:

„Hier aber unter ihrem Blick
Vergeht, verfliegt, veraltet alles,
Dem Thronenpomp, dem Kronenglück
Droht eine Zeit des Falles!" —

„Das merk' Dir, mein Kind! — das ist die nachfolgende Strophe meiner Großmutter!" setzte sie, mit beiden Händen mich am Kopf fassend und mich küssend, lebhaft hinzu.

Darauf folgte die Chézy — die mit allen Dem einen großen Eindruck auf den aufmerksam horchenden, das Rechte doch kaum ahnenden Kleinen machte — mit schnellen Schritten meinem Vater, und kaum hatte er das Buch der alten Karsch („Auserlesene Gedichte von Anna Louise Karschin", Wien bei Trattnern 1769) in der Hand[1]), als die erregte Enkelin der gefeiertsten Dichterin des vorigen Jahrhunderts den Band ergriff, nach raschem Durchblättern triumphierend, mit der aufgeschlagenen, die Strophe enthaltenden Seite 28, in die Höhe hielt und ausrief —: „Wer hat recht?!"

Inzwischen hatte mein Vater in Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" nachgeschlagen, und — wie erstaunten sie beide, als sie dieselbe Strophe, mit geringen Abweichungen, in jedem der zwei Bücher fanden.

[1]) Ich besitze das Buch noch. — Die Original-Ausgabe war schon 1763 in Berlin erschienen.

Die Karschin mußte ihre Strophe:

„Noch voller Jugend glänzen sie,
Da schon Jahrtausende vergangen!
Der Zeiten Wechsel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen“ —

offenbar vor Herders Auftreten in der litterarischen Welt geschrieben haben. An ein mit Bewußtsein gemachtes Plagiat ist wohl bei Herder nicht zu denken. Was war es also? Eine unwillkürliche Reminiszenz? Oder ein unabhängiges, durch Zufall gleichartiges Gebären eines und desselben Gedankens, und ein selbständiges, in wunderbarer Weise fast gleichlautendes Gestalten desselben?

Das letztere wäre wohl kaum denkbar, wenn derlei Fälle nicht beglaubigt vorlägen; und ich selbst habe — um dieß als Beispiel hier kurz einzufügen — etwas derartiges erlebt, was mir beinahe den überführenden Beweis gab, daß ein solches zufällig vollkommen ähnliches Gestalten eines selbständig empfangenen gleichen Gedankens ganz möglich sei. — Im Jahre 1844 brachte nämlich die „Beilage der Allgemeinen Zeitung“ eine Besprechung von Heinrich Heines in demselben Jahre erschienenen „Neuen Gedichten“, in welcher besonders auch das Lied: „Sterne mit den goldenen Füßchen!“ hervorgehoben war, dessen Schlußstrophe lautet:

„Doch, was rief dort? In mein Herze
Dringt der Töne Wiederhall;
War es der Geliebten Stimme,
Oder nur die Nachtigall?“

Ich war ganz betroffen; denn eines meiner frühesten, aus dem Ende der 30-er Jahre stammenden Lieder, welches ich — weil es mir etwas gesucht vorkam — mit hundert anderen, dem Flammentod überliefert hatte, schloß mit der Strophe:

„Und einsam ging ich im Walde, —
Da hörte ich süßen Schall; —
Hat mein Liebchen mich gerufen,
Oder sang eine Nachtigall?“

Nun ist es Tatsache, daß ich — der ich überhaupt niemals ein Nachahmer seiner nur ihm trefflich gelingenden Weise war — Heines Gedicht früher nie gelesen hatte, ja nie gelesen haben konnte, da es vor den 40-er Jahren nicht gedruckt, wahrscheinlich sogar nicht einmal geschrieben gewesen. Ebenso gewiß ist es, daß mein Lied niemals gedruckt oder sonst mitgeteilt worden war. Da ist nun sicher — trotz der Unglaublichkeit — nichts anzunehmen als eine unabhängige, durch Zufall ganz ähnliche Gestaltung eines und desselben, vollkommen selbständig erzeugten Gedankens.

Und es wären mehrere solche Fälle anzuführen, die es wenigstens als möglich erscheinen lassen, daß Herder diese Strophe ganz unabhängig von jener der Karschin gestaltet hat. —

Betreffs dieser Strophe der Dichterin, von den Sternen, löste sich jedoch das Wunderbare durch den einfachen Umstand, daß Herder die ihm

liebgewordenen Verse — und zwar aus dem Gedächtnis (daher die Abweichungen) — bloß zitierte, ohne unmittelbar dabei die Quelle anzugeben, woraus die irrtümliche Meinung meines Vaters entsprang. —

Nun aber wieder zur Chézy selbst zurück, und zwar um noch das achtstrophige Gedicht zu erwähnen, welches sie — mit dem Titel „Der rechte Magnet“ — in das reichhaltige, viel Interessantes bergende Museums-Gedenkbuch meines Vaters am 28. September 1824 schrieb. Dieses Gedicht ist auch in dem damals gediegensten österreichischen Blatt, in der „Wiener Zeitschrift“ 1825, Nr. 37, abgedruckt worden, und die Schlußstrophen desselben lauten:

„In diesem Buch, wo leuchtend steht
Viel hoher Namen Zier,
Ist dieses Sinnbild von Magnet
Kein Rätsel Leser, Dir!
Und freudiglich ist Dir bewußt,
Wer treu ihn trägt in frommer Brust.“

„Auch kennst Du wohl die Eigenschaft,
Die nicht mein Lied verschweigt,
Daß seines stillen Waltens Kraft
Ihm alle Herzen neigt,
D'rum wer Ihn liebt, der ruf' mit mir:
Glück, Heil und Segen, Rollett, Dir!“ —

Das nächste Blatt des „Gedenkbuches“ zeigt den gleichzeitig von der Hand des jüngeren, frühverstorbenen Sohnes der Helmina, Max, feingeistig mit Silberstift gezeichneten Bildniskopf der Mutter, und außerdem von dem älteren Sohne, dem bereits erwähnten, gleichfalls als Schriftsteller bekannten Wilhelm von Chézy — der seine 1856 zu Genf verstorbene, ruhelos und drangvoll herumgezogene, endlich in trauriger Erblindung dahingesiechte, damals (1824) stattlich schön gewesene Mutter bis 1865 zu Wien überlebte —, mehrere schöne, von ihm gedichtete Strophen. Welch' ein geistig erhebender und zugleich wehmütig niederbeugender Friedhof ist dieses „Gedenkbuch“, welches leuchtende Spuren von so vielen, längst vermoderten Händen weist!

V.

Maler Lampi, der alte.

1824.

Mit dem berühmten alten Lampi, der wohl zu unterscheiden ist von seinen beiden Söhnen — die zwar ebenfalls geschickte und gesuchte Maler waren, aber ihn, den hochbedeutenden Bildnismaler, beiweiten nicht erreichten —, ist mein Vater, als sein von ihm hochgeschätzter Arzt, innig befreundet gewesen. Schon am 15. September 1818 zeichnete sich zu Baden der hier als Kurgast weilende Künstler in das Museums-Gedenkbuch desselben ein als: „Giovanni Batta Cavaliere de Lampi, consigliere e professore di pittura in Vienna."

Im Sommer 1824 sagte eines Tages mein Vater zu mir — dem damals fünfjährigen Knaben — ich solle mich zurecht richten, da er mich zu einem Besuch mitnehmen wolle.

Ich beeilte mich und folgte ihm, verwundert über das Ungewöhnliche des Ganges an des viel in Anspruch genommenen Vaters Hand.

Er führte mich in den von unserem Hause in der Gutenbrunnerstraße nicht weit entfernt gelegenen „Sauerhof", wo wir, im ersten Stockwerk eintretend, im zweiten Zimmer auf einen hageren alten Mann zuschritten, der bei unserem Eintritt mit freundlicher Miene von dem vor einer Staffelei stehenden Stuhle sich erhob und, uns begrüßend, langsam entgegen kam.

Mein Vater und der würdige Greis — es war der alte Lampi — drückten sich die Hände, und es kam mir vor, als wechselten sie vertrauliche, verständnisvolle Blicke.

Nach einigen Mitteilungen, die sich auf den bereits immer mehr der vollständigen Genesung von einer schweren Krankheit zuschreitenden Zustand des greisen Künstlers bezogen, nahm der freundliche alte Herr mich lächelnd bei der Hand, führte mich vor das auf der Staffelei befindliche, fast vollendete Bild und sprach — mich scharf betrachtend —: „Nun sage mir, lieber Kleiner, wer soll denn das wohl sein?"

Nachdem ich kaum einen Blick auf das wirklich sprechend ähnliche Bildnis geworfen, schaute ich auf meinen nebenstehenden Vater und sagte mit lebhafter Betonung: „Der Vater!"

„Ja, wer sagt Dir denn das, mein Kind —?" fuhr der sichtlich Befriedigte fragend fort.

„Das Bild!" — antwortete ich bestimmt und blickte darauf nochmals auf meinen Vater.

Die beiden Freunde — der damals 74 Jahre alte Lampi und mein zu jener Zeit im besten Mannesalter von 46 Jahren stehender Vater — waren ungemein erfreut über die Feuerprobe der Aehnlichkeit, die sie zusammen verabredet und veranstaltet hatten, und die das Bildnis nun so glücklich bestanden.

Das Gemälde, ein lebensgroßes Brustbild, ist ein wahres Meisterwerk in feingeistiger, natürlich-edler Auffassung und Zeichnung, in lebensvoller Modellierung, in warm lebendigem, prachtvollem Kolorit, in durchaus künstlerisch gefühlter Durchführung. Es weht der Hauch des Lebens durch dies kostbare Bild. Der hochbejahrte, aber noch immer auf dem Höhepunkt des Schaffens stehende Künstler hatte das Bildnis meinem — übrigens schwer zum Sitzen gekommenen Vater aus Dankbarkeit für die besonders glückliche Kur gemalt; auf einer links in der unteren Ecke des Gemäldes, von einem mit wissenschaftlichen Büchern und mit Tintenfaß und Feder ausgestatteten Tisch herabhängenden Papierrolle stehen auch die Worte in des Meisters Handschrift: „An meinen Arzt Anton Rollett von Johann B. Ritter von Lampi. 1824."

Das prachtvolle, Van Dyck'schen Geist atmende, von der fast überzarten, manchem Gemälde des alten Lampi zugeschriebenen Art gänzlich freie oder sie wenigstens in mildester Weise zeigende Werk stellt meinen Vater in seinem schlichten, aber geistvoll-lebendigen Wesen mit großer Feinheit, doch in sicherem, breitem Vortrag ungemein charakteristisch dar und zeigt ihn in einfacher Vornehmheit, ungesucht malerisch mit einem die linke Schulter bedeckenden violetten, von goldigen Mäanderzügen eingefaßten Seidenstoff-Ueberwurf und mit der großen goldenen Verdienstmedaille geschmückt, auf dunklem bräunlich-grünlichem Hintergrund. Dies treffliche Gemälde ist in seiner ganzen Anordnung und Gestaltung eine förmliche künstlerische Komposition, und es macht entschieden den tiefberührenden Eindruck einer historischen Darstellung edel-geistiger Menschlichkeit in bestimmter persönlicher Erscheinung.

Als Meister Amerling im Jahre vor seinem Tode wiederholt in langer Betrachtung vor diesem Bildnisse stand, da sprach er einmal mit seiner schon leise gewordenen Stimme zu mir — keinen Blick vom Bilde wendend — die vielsagenden Worte: „Ja, das ist noch mit Pietät gemalt!"

Nachdem 1842 mein Vater und 1874 meine Mutter gestorben waren, kam das Bild in meinen Besitz, und ich hatte es von da an ober meinem, ebenfalls aus dem Vaterhause stammenden Schreibtisch hängen, einem

großen mit Messingleisten ausgelegten und mit einer zierlichen Galerie umgebenen Empirezeit-Prachtmöbelstück aus Mahagoniholz. 1878 gab ich das Gemälde zur Feier des hundertsten Jahrestages der Geburt meines Vaters in desselben (seit 1867 durch unsere Schenkung städtisches) Museum zu Baden, wo es nun — alle Besucher fesselnd — ober diesem seinen ebenfalls dahingebrachten Schreibtisch hängt, den er einmal von einem hochgestellten Freunde als Vermächtnis erhielt.

In der „Historischen Porträt-Ausstellung", welche 1880 zu Wien im Künstlerhause stattfand, und wohin ich dies Bildnis meines Vaters lieh, leuchtete es — unter mehreren, gleichfalls vortrefflichen Bildnissen von des alten Lampi Meisterhand — durch harmonische Komposition und Farbe, durch liebevolle Ausführung und geistiges Leben allseitige Aufmerksamkeit erregend, mächtig hervor, und viele der älteren Generation angehörige Wiener freuten sich, den unvergessenen Arzt und Freund so wie lebendig hier wiederzusehen im wunderbar wirkenden Bild. —

Eine recht gelungene und noch in den 20-er Jahren von dem sehr geschickten Wiener Dilettanten Baron Schrötter (und nicht von „Kriehuber", wie Wurzbach im XIII. Teil seines „Biographischen Lexikons", S. 227, unrichtig sagt — wo er auch, bei Anführung meines von dem genialen Kriehuber im Jahre 1854 wirklich lithographierten Bildnisses, mich unrichtig „Heinrich" statt Hermann nennt) sorgfältig nach diesem Gemälde Lampis angefertigte Steinzeichnung erschien in der Wiener Kunsthandlung Pietro Mechettis am Michaelerplatz, wo diese Lithographie in einem mit leichten Tönen kolorierten Exemplar jahrelang in der Auslage zu sehen war, und welches Folio-Blatt damals in den Besitz vieler Freunde und Verehrer meines Vaters kam.

Ein von dem ältesten Sohn des alten, 1830 zu Wien verstorbenen Lampi außerordentlich ähnlich gemaltes Bildnis seines Vaters wurde von Joh. B. Pfitzer 1816 sehr schön in Kupfer gestochen, und ich besitze einen vorzüglichen Abdruck von dieser Platte, in Folioformat, während es in Wurzbachs genanntem Lexikon (XIV. Bd., S. 61) heißt: „Ein Bildnis Lampis (des Vaters) in Stich, ist mir nicht bekannt."

Der im Greisenalter dargestellte Künstler sitzt in freier, harmonisch-ruhiger Haltung, mit Pinsel und Palette in den Händen, sinnend aus dem Bilde herausschauend, vor der Staffelei — gerade so, wie ich ihn damals zu Baden sitzen sah, und wie es mir wohltuend in unauslöschlich lebendiger Erinnerung geblieben ist.

VI.

Beethoven.

1825.

Die treffliche, um den „Shakespeare im Reich der Töne“ oftmal eifrigst sich annehmende Gattin des Jugendfreundes Schillers, die hochverdienstliche Nanette Streicher, hat — wie auch schon in meiner (längst vergriffenen) Monographie über Beethoven in Baden kurz angeführt ist[1]) — in den Zwanziger-Jahren während der Sommerzeit mehrmals im Hause meines Vaters zu Baden bei Wien gewohnt. Sie hatte daselbst immer eines der Klaviere der berühmten eigenen Fabrikation, und mit förmlicher Andacht spielte die, den hohen Meister geradezu vergötternde lebhafte Frau täglich von seinen wunderbaren Kompositionen, mit einfach kräftigem Griff.

Häufig saß ich dabei als lauschender Knabe — den sie gerne um sich hatte — auf dem Fußboden neben ihr. Von den tief-ernsten Klängen und von ihrem kräftigen Spiel jedenfalls in gewisser Art mächtig berührt, frug ich sie einmal in kindlicher Naivetät, ob sie denn das, was sie da spielte, auch „mache?“

Da sprang die begeisterte Frau, deren kantig geschnittenes Angesicht es licht durchflammte, hastig auf und rief, sich vor mich hinstellend und die Hände emporhaltend: „Was fällt Dir ein, mein Kind! Das schuf ein Gott!“

Ich mag sie dabei natürlich in meinem Unverständnis groß angeschaut haben, die verehrte Frau.

In den Morgenstunden schöner Tage ging sie gewöhnlich ins Helenenthal spazieren, und oft nahm sie mich da auf ihre Morgengänge — mich an der Hand führend — in wahrer Zuneigung mit.

Auf einem dieser Spaziergänge, im Jahre 1825, schritten wir durch die Bergstraße, und in einiger Entfernung stand da — am Ende des tiefer gelegenen großen Gartens am dortigen Hause meines Vaters, entblößten Hauptes, ein ältlicher untersetzter Mann, der den Hut mit beiden Händen

[1]) „Beethoven in Baden“. Mitgeteilt zur Feier des 17. Dezember 1870 (Jahrhundertfeier der Geburt Beethovens). — Separat-Abdruck aus dem Wochenblatt „Badener Bote“. 16 Seiten, 8. — Desgl. zweite ergänzte Auflage (mit Abbildungen). Wien, 1902, Gerolds Verlag.

nach rückwärts hielt und, während die leicht bewegte Luft in seinen etwas wirr hängenden grauen Haaren spielte, gegen die „Weilburg" gewendet, ohne irgend eine Bewegung, vor sich hinstarrte.

Fast in Aufregung war die herrliche Frau, als wir dem still Dastehenden jetzt nahten.

Sie ergriff fester meine Hand, blieb einige Schritte weit von ihm stehen und machte eine tiefe Verbeugung vor ihm, der aber bloß sich halb herumwendete und — stumm in tiefes Sinnen versunken — die Freundin (die dem in gewissen Dingen sehr unbeholfenen Tonheros manchmal sogar die Wäsche zurechtgerichtet hatte) in diesem Augenblick gar nicht zu erkennen schien.

Darauf zog sie mich rasch fort und nach einigen Schritten wieder stehen bleibend, sagte sie voll Bewegung halblaut, doch mit fast exaltierter Betonung zu mir: „Schau' Dir ihn an! Das ist Beethoven, der Gott!"

Unauslöschlich hat sich das Bild des hohen Meisters bei jener Begegnung in mir eingeprägt.

Später sah ich ihn wiederholt auf der Gasse, meist mit etwas gerötetem Angesicht, welches auffallend in die Breite ging. Immer war er — wie ich mich erinnere — und zwar gewöhnlich ein schneeweißes Halstuch tragend, mit einer gewissen Sauberkeit gekleidet, wenn auch sein ergrauendes Haar ein wenig wirr herumhing.

Einmal sah ich ihn, als ich in die Schule ging und bei einem plötzlich gekommenen Gewitter-Regen Unterstand suchen mußte, ebenfalls unter dem Tore der „Annamühle" stehen. Der gegenüber wohnende, als gediegener Violinspieler bekannt gewesene Bäckermeister Franz Höffer, ein großer Verehrer Beethovens, eilte mit einem Regenschirm herbei, ihm denselben ehrfurchtsvoll anbietend. Beethoven aber schlug den Schirm — beinahe mürrisch — entschieden aus und wartete noch eine Weile, bis der Regen nachgelassen hatte. Ich konnte ihn mir da erst recht genau und lang anschauen, so daß seine Erscheinung noch jetzt ganz lebendig vor meinem Auge steht. Danach kann ich sagen, daß die bekannte, von Anton Dietrich nach der Gesichtsmaske angefertigte Büste Beethovens ziemlich das beste Bild von ihm gibt, welches auch die treffliche, von Prof. Karl Radnitzky 1870 ausgeführte Denkmünze nahezu erreicht, wogegen das sonst vortreffliche, wahrhaft künstlerisch gearbeitete Wiener Denkmal des größten Musikers von Zumbusch nur beiläufig den allgemeinen Typus, ohne genaue Individualisierung wiedergibt, was — nebenbei gesagt — leider auch von dem, sonst gleichfalls echt künstlerisch ausgeführten Wiener Denkmal Franz Schuberts gilt, den ich ebenfalls einmal als Kind gesehen habe.

Meine oben erzählte Begegnung mit Beethoven am Eingang des reizenden Helenenthales habe ich, schon vor vielen Jahren, auch in Verse gebracht, die bereits in der „Auswahl" meiner Gedichte (Leipzig 1865) abgedruckt und auch mehrfach, z. B. von Nohl in seiner kleinen Beethoven-Biographie, teilweise zitiert worden sind, und die also lauten:

Dicht am Eingang des Tals, an dem mir lachte das Leben,
  Hab' ich — noch steht er vor mir — einmal Beethoven geseh'n.
Streicher, derselbe, der floh mit Schiller von Stuttgart nach Mannheim,
  Wohnte allsommers bei uns, er und sein herrliches Weib.
Oftmals hört' ich ihr zu mit ahnungsdurchzittertem Lauschen,
  Wenn sie auf mächt'gem Klavier spielte, lustfunkelnden Blick's.
Und als einmal ich frug, ob sie das selbst auch erfände,
  Rief sie: Beethoven, mein Kind, schuf uns das alles — der Gott!
Einstmal, als froh ich mit ihr, wie öfter des Morgens hinausging
  In die freie Natur, sah'n wir nicht ferne von uns
Einen ältlichen Mann, der, wie versunken, hineinsah
  In das reizende Tal — Badens gepriesenem Schmuck.
Ruhig stand er vor uns, den Hut still haltend am Rücken,
  Wie aus Marmor gehaut, sowie gegossen aus Erz.
Leise durchzog ihm das Haar — schon silbern durchschimmert — ein Windhauch;
  Stille war rings es um uns, hörbar nur pochte ein Herz.
Die begeisterte Frau ergriff mich rasch bei der Hand gleich,
  Führte an ihn mich heran, blieb — sich verbeugend — dann steh'n;
Zog, nach zögerndem Schritt, fast bebend, mich nahe zu sich hin,
  Flüsterte laut mir ins Ohr —: „Siehe! Beethoven, mein Kind!" —
Als ich in späterer Zeit mit immer größer'm Verständnis
  Lauschte der Schönheit Meer, das ihm in Klängen entbraust',
Trat mir immer vors Aug' das Bild, das geschaut ich als Knabe;
  Mächtig steht noch er vor mir, hehr mit der leuchtenden Stirn,
Mit dem Furchengesicht — o was spricht alles solch' Antlitz —!
  Mit dem Lichtstrom im Blick, tropfend von Wonne und Weh.
Strahlender Schein umfließt dies Bild mir immer, wie damals
  Heller Glanz ihn umfloß, da ich als Kind ihn geseh'n.

VII.

Andreas Streicher.

1827.

Im Gedanken manchmal all die tatsächlichen Momente überfliegend, die mich jemals in meinem Leben in Berührung mit auf Schiller Bezügliches brachten, taucht besonders ein Punkt in meiner Erinnerung auf, der mich zur hervorhebenden Beleuchtung desselben drängt. Es ist die Erinnerung an den Jugendfreund Schillers, an den wackeren Genossen seiner Flucht von Stuttgart nach Mannheim, an den herrlichen, prächtigen Andreas Streicher.

Ich übergehe also hier alles weitere, was sich im angedeuteten Sinne an Schiller knüpft; ich übergehe Gohlis, Volkstädt, Rudolstadt, Jena, Weimar, an welchen Orten ich — während kürzeren oder längeren Aufenthaltes — alles Schiller Betreffende mir möglichst zu verlebendigen suchte; und ich erwähne auch nur flüchtig meine 1876 mit vielem Beifall zur Aufführung gekommene dramatische Humoreske „Schillers Besuch", in welchem tiefergehenden Zeitbild Schiller selbst seines Jugendfreundes Streicher gedenkt. Nichts weiter also hier davon; ich will an dieser Stelle hauptsächlich nur von dem alten Streicher sprechen, wie seine Erscheinung in meiner Jugendzeit sich in mir eingelebt hat, von ihm und von der trefflichen treuen Gefährtin seines verdienstreichen Lebens, und unter Anführung der begleitenden Umstände dabei.

Mein verewigter, nahezu ein halbes Jahrhundert hindurch in Baden bei Wien bis zu seinem 1842 erfolgten Tode rühmlichst als Arzt tätig gewesener Vater war seit langer Zeit mit der lebhaft-liebenswürdigen Streicher'schen Familie in Berührung und Verbindung. Es war ein Verhältnis wahrhafter gegenseitiger Schätzung und Verehrung in Würdigung der persönlichen Eigenschaften und des beiderseitigen edlen erfolgreichen Strebens in ganz verschiedenen Zweigen des Berufes.

Bereits am 27. September 1819 schrieb der einstmalige Musikus und nun weithin renommiert gewordene Wiener Klavierfabrikant Andreas Streicher in das Museums-Gedenkbuch meines Vaters den nachstehenden

in schönster Weise den edelsinnigen Freund charakterisierenden Geistes- und Herzenserguß:

„Daß du gesammelt, was die Eingeweide der Erde, was die Tiefen des Meeres enthalten, daß Du, mit rastlosem Fleiße, die Geheimnisse der Natur zu erforschen suchtest, und hier ihr wunderbares Wirken uns vor die Augen stelltest, erzwingt nicht nur unseren Beifall, sondern auch unsere hohe Bewunderung. Doch um wie viel höher steigt diese, wenn Deine scharfsinnigen Beobachtungen ins Leben treten! Wenn Du die Leiden des Dürftigen nicht nur heilest, sondern auch mit milder Hand seine Sorgen-Thränen trocknest! Wenn Du den bebenden Eltern ihren geretteten Liebling, den wimmernden Kindern die Mutter wiedergibst; die drohende Sense des Todes von einem Vater abwendest und ihn verjüngt in die Arme seiner Lieben zurückführst; wenn Du den Unheilbar-geglaubten wieder gesund, den Krüppel (wie ich war) wieder aufrecht gehend machst!

Heil Dir, edler Menschenfreund!

Alle Deine folgsamen Pfleglinge hängen mit Dank und Liebe an Dir, und bitten Gott, daß er Dich, durch dessen Hände Er ihnen zur Genesung verholfen, auch für Andere noch lange gesund und heiter, wie heute, erhalte."

Ein lebendiges Verbindungsglied bildete auch der berühmte Phrenologe Dr. Gall, der bekanntlich von 1781 bis 1805 als geistvoll wirkender und sehr geschätzter Arzt in Wien lebte und dessen bedeutende daselbst zurückgebliebene Sammlung von Original-Menschen- und Tier-Schädeln und nach der Natur abgeformten Büsten von bekannten oder durch besondere Schädelbildung bemerkenswerte Personen, durch die Vermittlung Streichers und seiner in allem energischen, kernigen und doch zart besaiteten Gattin Nanette — der Tochter des bekannten Augsburger Klavier-Fabrikanten Johann Andreas Stein, der begabten Freundin und Beschützerin Beethovens —, später in den Besitz meines Vaters gelangte.

An die letztere, die 1794 mit Streicher, den sie von München aus als geschätzten Klaviermeister kennen gelernt hatte, welcher aber von ihr erst den Klavierbau lernte, nach Wien gezogen war, schrieb Gall aus Paris, wo er sich seit 1808 als praktischer Arzt niedergelassen hatte, am 19. Okt. 1824:

„Wenn Sie mein Werk gelesen haben, so sagen Sie mir, was Sie von mir denken. Aber ich bin des Lobens und des Tadelns schon satt. Machen Sie mir also lieber Ihre Anmerkung und auch jene Streichers und auch jene des Herrn Rollett, damit ich sie für eine andere Ausgabe benützen könne." — Und am 1. Januar 1825 schreibt Streicher in herzlicher Freudigkeit an meinen Vater: „Daß ich Ihnen, schätzbarster Freund, viel Glück zum neuen Jahre wünschen sollte, scheint mir darum überflüssig, weil Sie und Ihre Angehörigen gesund sind, und mir Gall unter dem 18. Dezember schreibt, daß er Ihnen sehr gern sein Kabinett mit Ausnahme einiger Schädel überläßt", u. s. w.[1])

[1]) Das ganze Museum meines allseits in bleibendem Andenken stehenden Vaters ist — mit Einschluß der Gall'schen Schädel und Büsten in den naturhistorischen Teil — 1867 durch Schenkung der betreffenden Erben desselben (meiner 1874 verstorbenen Mutter, meines 1869 verstorbenen Bruders Karl und mir) an die Stadtgemeinde Baden übergegangen, die selbes, als „Städtisches Rollett-Museum", zuerst im Badener Gymnasium und dann 1886 durch den Verfasser dieser Blätter im städtischen Redouten-Gebäude neu aufstellen ließ.

An die Streicher'sche Familie knüpfen sich die lebendigsten Erinnerungen aus meiner frühesten Knabenzeit. Diese vortrefflichen Menschen waren bei uns in Baden wie zuhause und bis in die 30-er Jahre wohnten sie während vieler Sommer in unserem Haus, lebhaft ihre Vorliebe für den angenehmen Kurort betätigend. (Schon im Jahre 1812 hatte Streicher zum Besten der Abgebrannten Badens, nach dem damaligen großen Brande der Stadt, ein großartiges Konzert veranstaltet, in welchem Händels Oratorium „Timotheus, oder die Gewalt der Musik" durch 579 Künstler und Dilettanten zur Aufführung kam.)

Die Begegnung, welche ich im Sommer 1825 — an der trefflichen alten Streicher Hand — mit Beethoven hatte, ist bei letzterem (siehe VI) bereits angeführt worden.

In unvergeßlicher Weise prägten sich gewiß jedem, der die heiter-offene Frau einmal gesehen, ihre zwar etwas hartgeformten, scharfkantigen, aber sprechenden Züge mit intelligentem und zugleich wohlwollendem Ausdruck und ihr lebhaftes, in Art und Ton der Sprache fast männliches Wesen ein. Und es sei bei dieser Gelegenheit auch bemerkt, daß es ganz unrichtig ist, wenn H. Schmied von ihr erzählt, daß die Augsburgerin — was sie in der Mundart bis zu ihrem Lebensende blieb — wienerisch gesprochen, und wenn er die musikalisch höchst tüchtig gewesene Frau, ohne Bemerkung über ihre Bescheidenheit, sagen läßt, daß sie eigentlich wenig von Musik verstehe.

Ungemein bestimmt prägte sich ebenso die ganze Erscheinung, die Gestalt und das Wesen des alten Streicher dem Gedächtnisse ein. Er ragte wie ein schöner Ueberrest des vorigen Jahrhunderts in das unsere herein. Große, schlanke, aber nicht hagere, vielmehr etwas starkknochige Figur, entschieden ausgebildeter Kopf in Schädel und Angesicht, letzteres mit kräftiger, ein wenig gebogener Nase, stark gefurcht, doch wohlgefärbt und meist in heiterer Miene ausblickend, stets sorgfältig rasiert und am Scheitel dichtes, ziemlich kurz geschnittenes Haar, lebendige Weise des Begegnens und Gesprächs, welches er oft laut und lachend und zwar in immer noch schwäbelndem Dialekt führte; und dazu das Charakteristische seiner äußeren Erscheinung hinsichtlich seiner eigentümlichen Tracht. Ich erinnere mich nämlich, Streicher gewöhnlich ganz in lichtgrauer Kleidung gesehen zu haben, den frackartigen, lang- und breitgeschoßten Rock im Schnitt des vorigen Jahrhunderts; kurzes enges Beinkleid mit hohen Gamaschen, Klappenkappe mit großem Schirm — alles, wie gesagt (auch der Schirm) von gleichem lichtgrauen Stoff; dazu ein täglich frischgenommenes breites weißes Halstuch und das Hemd vorn auf der Brust mit einer vorstehenden zierlichen Krause. Ein Stock mit beinernem oder manchmal auch einer mit goldenem Knopf in der beim Sprechen fast immer hastig agierenden Hand war stets sein Begleiter. — So steht der prächtige Mensch lebendig in der Erinnerung vor mir, so sehe ich ihn sitzen und mich zu sich winken und mich freundlich auf sein langvorgestrecktes Knie heben oder an

dasselbe lehnen. Und da erzählte er mir und erzählte von allerlei Dingen, von alten und neuen und besonders auch von Deutschland und von Schiller, von Schiller, der mir schon im Knabenalter nicht unbekannt gewesen.

Das ging so zu.

Von meinem Vater hatte ich den Sammelgeist. Ich sammelte alles, nicht bloß Schmetterlinge und Käfer, Pflanzen und Mineralien, Münzen und Bilder, Siegel und Gypsabdrücke, sondern auch — es sei das kurz nebenbei erwähnt — sonderbar gezeichnete und gestaltete Geröllsteine und Föhrenrindenstücke (was ich von dem bekannten, längst verstorbenen originellen Professor Anton Stein gelernt hatte, der mit einigen Strichen und Punkten auf derlei ausgesuchten Funden die frappierendsten Figuren herausbrachte) u. s. w., u. s. w. Aber auch Bücher zog ich bald in mein Bereich. In einem heimlichen, von einer Lucke matt erleuchteten Winkel des Dachbodens, welchen Teil ich mir durch eine Wand von aneinander geklebten Zeitungsblättern kabinettartig abgeschlossen hatte, legte ich mir meine Bibliothek an.

Ich hatte nicht nötig — wie es mein Vater einst in seiner Knabenzeit getan — dickere Bände in mehrere zu zerteilen, um eine stattlichere Anzahl herauszubekommen; ich hatte genug Abfälle (und wenn es auch nur Bücherkataloge u. dgl. waren) aus der stets wachsenden, zuletzt mehrere tausend Werke zählenden Bibliothek meines Vaters. Am meisten interessierten mich — wie alle Kinder — Reisebeschreibungen, am wenigsten Theaterstücke. Ich weiß noch sehr gut, wie unnatürlich mir dies gedruckte Hin- und Herreden vorkam, obwohl es gewiß auch schauderhafte Ritterkomödien gewesen sein mögen, die mir in die Hände gefallen waren. Bald aber war ich in der Bibliothek meines Vaters auf „Schillers Werke“ geraten. Wie war ich da gerade von den Theaterstücken aufs Mächtigste ergriffen — in denen mich natürlich hauptsächlich nur der Tonfall und Schwung der Sprache, das äußere Gewand der Gedanken, die ich wohl noch nicht fassen konnte, fesselte. Ich ruhte nicht, bis ich wenigstens die „Räuber“ in der Bibliothek meines Dachboden-Kabinetts hatte, in welchem bis dahin Theaterstücke im hintersten Fach gestanden.

Mit angehaltenem Atem lauschte ich daher den Worten Streichers, als er kurz darauf wieder auf Schiller zu reden kam, und als ich durch ihn erfuhr, daß er des großen Dichters Jugendfreund gewesen; und besonders erinnere ich mich noch des lebhaften Eindrucks, als er mir erzählte, daß Schiller zu Mannheim, seinen „Fiesko“ das erstemal vorlesend, durch das arg schwäbische seiner Aussprache und durch die in allem, auch in ganz Nebensächlichem, hochpathetische Art seines Vortrages, gänzlich „Fiasko“ damit machte — wie Streicher dies in seiner viel später verfaßten Schillerschrift ausführlich mitgeteilt hat. Ich konnte das gar nicht begreifen, denn gerade dieses Stück hatte ich zuletzt in Aufregung durchflogen, und ich wußte mir nicht zu erklären, daß man — erstens das, was hochdeutsch gedichtet und gedruckt war, in schwäbischer Mundart lesen könne, und

zweitens, wenn dies schon möglich wäre, wie einen etwas so mächtig Wirkendes nicht auf jeden Fall begeistern könne.

Streicher mußte mir nun oft von Schiller erzählen, und er tat es auch, zum Entzücken des Knaben, gern. Ich rufe ihm noch heute mein Dankeswort dafür ins Grab. —

Es sei hier auch der Wortlaut eines Schreibens Streichers an meinem Vater angeführt, welches aus der Zeit herrührt, in der letzterer mit einem in verhängnisvoller Weise dreimal gebrochenen Bein schwer darniederlag und ersterer an seinen Aufzeichnungen über Schiller arbeitete, von welchen bekanntlich der so höchst interessante und wichtige Teil „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785“ (Stuttgart und Augsburg 1836) erschien; und ich wähle dieses Schreiben aus einer in meinem Besitz befindlichen größeren Reihe von Briefen Streichers an meinen Vater deshalb aus, weil sich dasselbe auch auf Schiller bezieht und zugleich beweist, daß sich Streicher überhaupt mit weitergehenden Aufzeichnungen über Schiller beschäftigte, wie es auch in der Vorrede zu seiner so wertvollen Schrift über diese bedeutsame Periode in Schillers Leben ausgesprochen ist.[1])

Der erwähnte Brief Streichers an meinen Vater lautet:

Wien, am 19. November 1832.

Liebster Freund!

Könnte ich Ihnen einige Fläschen des Trankes aus dem Lethe verschaffen, so würde ich Ihnen solche augenblicklich senden, damit Sie bis zum neuen Jahre alles vergäßen, was im vorigen, und die jetzige Zeit, Sie betroffen hat.[2]) Doch Sie sind ein Mann, dessen muthige Entschlossenheit sich einen ähnlichen Trank bereiten kann.

Um Sie einigermaßen zu zerstreuen, wage ich die Bitte, in dem Jahrgang Ihrer aufbewahrten Wiener Zeitungen von 1802 nachsehen zu wollen, unter welchem Tag und mit welchen Ausdrücken unser Freund Schiller in den Adelsstand erhoben worden ist. Suchen Sie vom Dezember an rückwärts, denn ich erinnere mich, diese Zeitung beiläufig im Herbste gelesen zu haben. Gerade jetzt bin ich an diesem Zeitpunkt, den ich gerne etwas genauer, als von anderen

[1]) Der Verfasser der vorliegenden Erinnerungsblätter hatte Gelegenheit, sich durch Augenschein zu überzeugen, daß diese weiteren Aufzeichnungen die ganze spätere Lebensperiode Schillers bis zu seinem Tode — also von 1785 bis 1805 — in ziemlich ausführlicher Weise umfassen. Ueberdies sind dabei auch noch viele andere bezügliche Papiere aufbewahrt, wie: Original-Briefe Schillers — darunter jener aus dem Jahre 1795 — an Streicher, aus welchem letzteren Schillers warmes treuliches Gedenken der Dienste sich erweist, die Streicher ihm 1782 bei der Flucht aus Stuttgart und später noch geleistet; und außerdem viele andere betreffende Schriftstücke und Briefe, z. B. die Korrespondenz zwischen Schillers Tochter Emilie und dem trefflichen, ebenfalls bereits verstorbenen Sohn Streichers, Johann Baptist; und es wäre wohl sehr zu bedauern, wenn alle diese kostbaren Manuskripte, die nach ausgesprochener Absicht als unveräußerliches Eigentum der Familie Streicher bewahrt werden sollen, gänzlich der Oeffentlichkeit entzogen bleiben würden.

[2]) Mein Vater hatte (siehe oben) einen komplizierten Beinbruch erlitten.

geschehen, angeben möchte. Sie werden mir durch das Auffinden dieser Erhebung einen sehr großen Gefallen erweisen und zu Ihrer vielen Güte auch noch diese fügen.

Bei uns ist alles so ziemlich wohl. Daß es bei Ihnen besser sei und daß Sie der lieben Frau und den Kindern alles Schöne von mir sagen möchten, wünscht herzlich Ihr

A. Streicher.

Der letzte Brief, den ich unter meines Vaters Papieren von der Hand des am 25. Mai 1833 in seinem 72. Lebensjahre verstorbenen Andreas Streicher fand, trägt das Datum vom 18. Jänner 1833 und berichtet aus Wien über den kurz vorher erfolgten Tod seiner teuren, geliebten Gattin Nanette. Er schließt mit nachstehenden, wehmütigen, rührenden Sätzen:

„. . . Abends, den 15. gegen 6 Uhr ließ sich schon das nahe Ende wahrnehmen. Doch fragte sie noch um 7 Uhr, ob ihr der Doktor noch werde helfen können. Um 8 Uhr wurden die gesprochenen Worte nur noch undeutlich vernommen. Um 10 Uhr trat ein immer schnelleres Stöhnen ein; nach 12 Uhr verlor sich dieses; der Atem wurde immer leiser, kürzer und $^3/_4$ nach 12 Uhr entschlief sie, unter den Tränen und Küßen ihrer trefflichen Kinder und ihres Gatten, der ihr den letzten Hauch vom Munde küßte und die Augen zudrückte.“ —

Die Leichen der beiden Verewigten wurden im Wiener St. Marxer Friedhof bestattet, ruhten aber seit Errichtung des protestantischen Friedhofs in der neuen Streicher'schen Familiengruft daselbst, in einem großen abgeteilten Metallsarge, bis dieselben im Oktober 1891 im Ehrengrab des Wiener Zentral-Friedhofs bestattet wurden.

Von Bildnissen Streichers und seiner Gattin Nanette sind die folgenden bekannt geworden: Das von Christian Mayer geschabte Brustbild Andreas Streichers (enthalten in dem bei der Säkularfeier 1859 erschienenen „Schillerbuch“) nach der Büste von Anton Dietrich, die mit Benützung der Totenmaske angefertigt wurde und die als ganz gelungen zu betrachten ist; desgleichen die ebenso gelungene, auch im Besitz des Verfassers dieser Erinnerungsblätter befindliche Büste der Nanette Streicher. Von der letzteren ist außerdem ein ebenfalls in meinem Besitze befindliches, von dem geschickten Dilettanten L. Krones (einem schätzenswerten, in den 30er Jahren leider durch Selbstmord umgekommenen Wiener Magistrats-Beamten) im Jahre 1829 zu Baden für das „Gedenkbuch“ meines Vaters nach der Natur angefertigtes, sprechend ähnliches Brustbild im Profil vorhanden, eine kolorierte Tuschzeichnung, die später für die Streicher'sche Familie kopiert worden ist. — Bedauerlicherweise ist ein das Antlitz Andreas Streichers entsprechend verlebendigendes und in künstlerischer Art verewigendes Gemälde — meines Wissens — nicht vorhanden; um so erwünschter wäre es dem Verfasser, wenn die oben im Umriß gegebene Schilderung — die jedenfalls den Umstand für sich hat,

daß sie aus der lebhaftesten Erinnerung „nach dem Leben" gearbeitet ist — nur einigermaßen imstande wäre, diesen Mangel zu ersetzen und die Gestalt und die Erscheinung des Edlen vor das Auge des Lesers in lebensvollem Bilde zu bringen.

Es war mir vergönnt, meine Verehrung des verewigten alten Streicher auch weiter zu betätigen, worüber das Wiener Journal „Neue Freie Presse" den nachstehenden Bericht brachte.

„Der 17. September 1882 war ein Erinnerungstag, der in einer Wiener Familie festlich begangen ward. Es war jener Tag, an welchem vor hundert Jahren — in später Abendstunde — Schiller, begleitet und unterstützt von dem Musikus Andreas Streicher, die bedeutsame Flucht aus Stuttgart unternahm, und der Punkt, wo dieser Tag gefeiert wurde, war das Streicher'sche Haus. In der Villa Streicher zu Wöllersdorf bei Wiener-Neustadt versammelte sich die ganze Streicher'sche Familie zu dieser Feier, zu welcher sich auch — als seit seiner Jünglingszeit befreundet — Dr. Hermann Rollett aus Baden bei Wien, freundlich geladen, eingefunden hatte, der Einzige der Anwesenden, der den alten, 1833 verstorbenen Streicher noch persönlich gekannt. Unter den Trinksprüchen beim festlichen Mahle brachte die Ansprache des letzteren Gastes die innigste Wirkung hervor, und es sei dieselbe, die das beste Bild der ganzen Feier gibt, hier in vollem Wortlaut mitgeteilt. Der Dichter der „Frühlingsboten aus Oesterreich" sprach:

„An diesem denkwürdigen Tage, in verehrtem Kreise das Wort nehmend, ist es mir, als gehörte ich der hier versammelten Familie des Verewigten an, dessen Andenken wir, im Zusammenhange mit einem hochbedeutenden Ereignis feiern. Die freundschaftlichen Beziehungen meines Vaters mit dem Streicher'schen Hause seit den ersten Dezennien des Jahrhunderts, meine eigenen lebhaften Erinnerungen an den herrlichen alten Streicher und an seine lebendig tätig gewesene Gattin, sowie die noch jetzt bestehende freundschaftliche Verbindung mit der hochgeschätzten Familie bieten die erfreuliche Grundlage dafür. Großvater Andreas Streicher hat durch eine wackere Tat mitgewirkt, daß einer der ersten Geistesheroen Deutschlands in der Weise erstand, wie es großartig, die Nation ergreifend und erhebend, geschah. Andreas Streicher, dessen Bild wir hier in freudiger Rührung, von Blumen umrankt, aufgestellt sehen, hat dies weitwirkende Ereignis auch in trefflicher Darstellung beschrieben und in die Oeffentlichkeit gebracht; und wir sehen das kleine vielumfassende Werk hier in grünen Gewinden liegen. Ein Jahrhundert versank seit der Stunde jener von Fesseln befreienden Flucht aus Stuttgart im Schoß der Unendlichkeit. Und heute feiern wir — in engem Kreise, aber im Sinne der weiten deutschen Welt — die hundertjährige Wiederkehr dieses Tages, dessen Bedeutung wir, bewegten

Herzens, in die folgenden Worten fassen: Das Andenken eines der großen geistigen Dioskuren, welche das deutsche Volk beherrschen, sowie zugleich auch das Andenken des hilfreichen Genossen Schillers auf seiner folgenreichen Flucht, des edlen prächtigen Andreas Streicher — des verewigten unvergeßlichen Hauptes der hier dankbar vereinigten Familie — es lebe und wirke segenbringend fort, jetzt und in aller Zeit! Es lebe hoch! Hoch! Hoch!"

Und im Oktober 1891 brachten die Wiener Blätter den nachfolgenden Bericht:

„Am Streicher'schen Ehrengrab im Wiener Zentral-Friedhof, wo am 7. d. M. die feierliche Beisetzung der am Vortage im protestantischen Friedhof exhumierten Ueberreste der berühmten Glieder dieser hervorragenden Klavierfabrikanten-Familie: Andreas Streicher und seiner Gattin Nanette (beide gestorben 1833) und deren Sohn Johann Baptist Streicher (gestorben 1871) stattfand, sprach Dr. Hermann Rollett mit großer Wirkung folgendes:

„Voll hoher Verehrung und voll tiefer Bewegung stehen wir an diesem dreifachen Grabe! Daß diese Worte durch mich ausgesprochen werden, hat einen besonderen Grund. Ich bin einer der wenigen Ueberlebenden, die persönlich noch alle drei Verewigten gekannt haben; ja, ich stand ihnen schon in meiner Kindheit nahe, und die herrliche Familie Streicher gehört zu meinen frühesten und liebsten Erinnerungen. Der prächtige alte Streicher, der schon in den 20-er Jahren als Sommergast zu Baden im Hause meines ihm befreundeten Vaters wohnte, zog mich manchmal traulich an sich, und der wackere Jugendfreund Schillers erzählte mir von dem unsterblichen Dichter; und seine vortreffliche Gattin — zusammen mit ihrem Manne eine gewerbliche und gesellschaftliche Zierde Wiens — zeigte mir, mich an der Hand führend, einmal am Eingang des Helenenthals, kunstbegeistert, den unerreichbaren Tonheros Beethoven. Der beiden trefflicher Sohn, den Ruf und gepriesenen Namen derselben lebendig erhaltend und rühmlichst erhöhend, blieb ein hochgeschätzter Freund meiner Familie, gleichwie die vielwerten Angehörigen desselben uns noch heute in herzlicher Freundschaft verbunden sind. — In hohen Ehren haben die teuren Abgeschiedenen gelebt, in den höchsten Ehren werden sie nun — durch erhebende Anerkennung und Würdigung der Stadtgemeinde Wien — hier bestattet. Die Wehmut und Trauer der anwesenden Hinterbliebenen wandeln sich in ein mildes Gefühl freudiger Rührung, erweckt durch den Strahl der Ehren, der auch sie im Wiederschein umglänzt. — Ruhet nun, ruhet — Ihr Unvergeßlichen — in sanftem ewigen Frieden!"

VIII.

Fürst Metternich.

1828.

Aus frühestem Knabenalter in den 20-er Jahren erinnere ich mich eines äußerst distinguiert aussehenden schlanken Mannes mit scharfem, geistvollem Profil, der jährlich während der Anwesenheit des Kaisers Franz in Baden ebenfalls daselbst wohnte, und den ich einmal als Fürst Metternich bezeichnen hörte. Ich sah ihn gewöhnlich Morgens, wenn ich in die Pfarrschule ging, in Gesellschaft eines Andern, im Stadtpark zu einer Stunde schreiten, zu welcher die grüne Baumhalle sonst wenig besucht war.

Eines Tages, als ich wieder — zur Schule gehend — am Park vorüberkam, erhob sich ein Sturm, der mir aus dem Pack von Büchern und Schreibheften, die ich trug, eines dieser Hefte entriß und gegen die Allee hinwarf, in welcher gerade Fürst Metternich schritt. Ich lief dem fliegenden Schreibhefte nach, welches der Wind am Boden hintrug, bis es zufällig an Metternich herankam, der — im Gespräch mit seinem Begleiter — einen seiner Füße darauf stellte und so das Heft festhielt, daß ich es nehmen konnte. — Ob ich gedankt habe, weiß ich nicht; er schien sich auch nicht weiter viel um die Sache zu kümmern, da seine Aufmerksamkeit eben ein eifriges Gespräch in Anspruch nahm.

Das war die einzige Begegnung, die ich persönlich mit Metternich hatte; aber — wie wunderbar waltet der Zufall —, sie war fast ein symbolisches Vorspiel zu einem Moment, der in viel viel späterer Zeit ebenfalls etwas von mir Geschriebenes, freilich gedruckt, unter seinen Füßen sah.

Eine Aufzeichnung darüber teilte ich im Wiener Journal „Presse" vom 16. Januar 1875, Nr. 16, mit. Dieselbe sei hier in Nachfolgendem mit einem Nachtrage gegeben.

„Im vorigen März (1874) waren es dreißig Jahre, daß ich zu Wien an einem der lichten, knospentreibenden, alles Sein erregenden Frühlingstage vom nun spurlos verschwundenen Paradiesgärtchen mit raschen Schritten zum Volksgarten niederstieg und dort in der damaligen, der Form der Basteimauern entsprechenden Ecke, die ein einsames, umbuschtes Plätzchen

bot und heute nur noch durch eine große prachtvolle Platane bezeichnet ist, einige Strophen auf ein noch freies Blatt meines Notizbuches hinwarf, denen ich die Aufschrift „Metternichs-Linde“ gab.

Es bezogen sich die Strophen auf den daneben im Basteigärtchen Metternichs stehenden Lindenbaum.

Etwas über ein Jahr darauf (1845) hatte ich Wien und die Heimat verlassen und war „ins Reich“ gewandert, und als die Weihnachtswoche desselben Jahres meine zu Jena erschienenen „Frühlingsboten aus Oesterreich“ brachte, stand auf Seite 20 bis 22 des in hoffnungsgrünen Umschlag gekleideten Buches dies Gedicht.

Wenn das in Oesterreich streng verboten gewesene, aber doch in viele Hände gekommene Buch vielleicht mit beigetragen hat, den Geist zu beschwingen, der im brausenden Lenz 1848 die Ketten brach, in denen unsere schöne Austria schmachvoll gefesselt lag, so war dies Lied gewiß besonders ein Hauch, der mithalf, die Glut zur Flamme zu fachen, in deren Lodern das Marterholz der Willkür, das Schandjoch des Absolutismus zerfiel. Wenigstens hat mir der verewigte Stephan Endlicher in dem Augenblick, in welchem er im April 1848, als Mitglied der Wiener Deputation zum Frankfurter „Vor-Parlament“, im Bahnhof zu Leipzig — wo ich diese, meist aus Bekannten und Freunden bestehende Deputation erwartete — mir um den Hals fiel, herzlich zugerufen: „Als ich am 13. März beim Wachsen der Bewegung auf der Bastei an der „Metternichs-Linde“ stand, habe ich Ihrer gedacht!“ —

Desgleichen steht in meinem 1846 zu Frankfurt a. M. erschienenen „Wanderbuch eines Wiener Poeten“ (S. 7—10) eine Fortsetzung dieses Gedichtes, welche teilweise in ähnlichem Sinne mitgewirkt haben mag — wenn auch ein das Werk enthaltender Ballen, dessen Konfiskation der Wiener Behörde gelang, im „Laurenzer-Gebäude“ den Flammentod sterben mußte, wie mir später berichtet worden ist.

Es dürfte bei dem Umstande, daß diese „Metternichs-Linde“ mit dem zur Demolierung gekommenen Basteirest für immer von dort verschwindet, nicht ganz ohne Interesse sein, jene zwei Gedichte, die mit dem Baum seinerzeit eine gewisse Bedeutung hatten, ins Gedächtnis zurückzurufen.

Das erstere lautet:

Vor seinem Haus auf der Bastei
  Da steht ein Lindenbaum,
Der träumt mit jedem jungen Lenz
  Den schönsten Frühlingstraum;

Er steht vor seinem Fenster still
  Zu Wien auf der Bastei,
Die guten Leute wandeln froh
  Am Lindenbaum vorbei.

Nur manchmal blickt ein Aug' voll Glut
Hinüber auf den Baum,
Der still mit jedem Lenze träumt
Den schönsten Frühlingstraum.

Und manchmal, mit verwelktem Blick,
Im Morgensonnenschein,
Der alte Fürst am Fenster sinnt:
O Frühling, komm' herein!

Da klingt es aber durch's Gezweig
Mit wehmutvollem Sang:
Du altes, welkes, starres Herz —
Dir blüh' ich nimmer lang!

Es weh'n Dich meine Zweige grün
Bald ein zur ew'gen Ruh,
Ich singe Dir ein Totenlied —
O schweig! und höre zu!

Versink', versink' in ew'ge Nacht,
Du welkes, starres Herz,
Dann hauch' ich doppelt süßen Duft
Im Lenze himmelwärts!

Den Keim, aus dem ich auferstieg,
Im dunklen Häusermeer,
Den trug durch blaue Frühlingsluft
Des Weltgeists Hauch daher.

Mein Aufersteh'n, mein frisches Grün
Nach jedem Winterzwang,
Das siegend durch das Eisgewand
Aus mut'gen Zweigen drang,

Es sollte Dir ein Zeichen sein,
Daß in des Zwanges Macht
Der echte Mut, die rechte Glut
Nur kräftiger erwacht.

Und eine Mahnung sollt' es sein
Für Deinen bösen Geist,
Daß jede Knospe — kommt der Lenz —
Den Herrn als Blüte preist!

Du aber hast es nicht gehört,
Was ich im Lenze sprach,
Und darum folgt Dir in Dein Grab
Auch keine Träne nach.

Du beugtest nur, Du drücktest nur,
Was strebte himmelwärts —
Versink', — versink' in ew'ge Nacht,
Du längst versunk'nes Herz'.

Das andere (aus meinem „Wanderbuch eines Wiener Poeten"), mit der Ueberschrift „Auf der Bastei", lautet:

Bevor ich scheide, dunkles Wien,
Aus deinem schwülen Traum,
Muß ich noch einmal lauschend zieh'n
Zu jenem Lindenbaum;

Zu jenem Baum, der einst erklang
Im Fluch der Tyrannei,
Der Metternich ein Grablied sang,
Zu Wien auf der Bastei. —

Hab' damals still dem Baum gelauscht,
Der durch der Zweige Duft
Des Schmerzes tiefsten Fluch gerauscht,
In heller Frühlingsluft;

Der brausend rief: „Du beugtest nur,
Was strebte himmelwärts“ —
Versink', versink' in ew'ge Nacht,
Du längst versunk'nes Herz! —

Nun stand ich wieder vor dem Baum,
Hab' wieder still gelauscht,
Und wieder hat im Frühlingstraum
Sein grün Gezweig gerauscht.

Die Aeste, blatt- und blütenvoll,
Bewegte tiefer Drang,
Ein Windhauch durch die Zweige quoll —
Ich schwieg — und es erklang:

Nun ist's ein Jahr, seit ich voll Schmerz
O Fürst, im Zorn Dir sang —:
„Du altes, welkes, starres Herz —
Dir blüh' ich nimmer lang!

Es weh'n Dich meine Zweige grün
Bald ein zur ew'gen Ruh'“ —
Heut' aber sing' ich mit Erglüh'n:
Nein! lebe! — leb' nur zu!

Heut' sing' ich Dir, o Fürst der Nacht,
Ein Lied des Lebens laut —:
Ja, lebe noch, bis auferwacht
Des Tages lichte Braut!

Du sollst erleben noch den Tag,
An dem die Freiheit siegt —
Wie Deines Herzens dumpfer Schlag
Auch jeden Strahl bekriegt!

Du sollst Dein Leben fristen noch
Bis zu des Volks Ersteh'n,
Bis laut es ruft: Wir siegten doch —
Trotz Deines Atems Weh'n!

Ja, leb'! so lang uns noch Dein Herz
Vergebens drängt zurück —
Erleb' noch Deinen größten Schmerz:
Des freien Volkes Glück! —

Im Manuskript meines Gedichtes hieß die letzte, später etwas gemilderte Strophe:

> Ja, leb'! so lang noch mag Dein Herz
> Verdorren, Stück für Stück, —
> Erleb' noch Deinen größten Schmerz:
> Des freien Volkes Glück!

Von sicherer Seite (von der geistvollen Hofschauspielerin Madame Brede, die mit Zedlitz in intimer Berührung gestanden) wurde mir nachträglich mitgeteilt, daß Metternich, der so ruhig und besonnen Erscheinende, beim Lesen des in den „Frühlingsboten" enthaltenen Gedichtes — auf welches er (durch Zedlitz) aufmerksam gemacht worden war — so arg vom Zorn ergriffen wurde, daß er das arme Buch mit dem hoffnungsgrünen Kleide, aufs heftigste sich geberdend, unter den Tisch warf, wo es — wie einstmals mein Schulheft — unter seinen Füßen lag. Später wurde wieder er selber unter den Tisch geworfen, und das „Lied ward That". —

Die „Presse" vom 4. März 1875 sagte weiter folgendes:

„Die Metternich-Linde. Am 16. Jänner d. J. teilte Hermann Rollett im „Lokal-Anzeiger" der „Presse" zwei politische Gedichte mit, die er 1844 (und 1846) über jene Linde geschrieben hatte, die heute noch auf dem Reste der Löwelbastei in dem Gärtchen nächst der Staatskanzlei steht, aber durch den Abbruch der zur Bellaria hinaufführenden Rampe bald ihren Standort verlieren wird. Metternich soll, wie Rollett beifügte, höchlich in Zorn geraten sein, als ihm eines dieser Gedichte in dem 1845 in Jena erschienenen Buche Rolletts „Frühlingsboten aus Oesterreich" zu Gesichte kam. Zur Erklärung dieser besonderen Aufregung des allmächtigen Staatskanzlers mag ein Umstand dienen, den heute die „Korrespondenz Gall" in der Notiz von der bevorstehenden Demolierung jenes Basteirestes mitteilt. Metternich habe nämlich zur Erinnerung an den Wiener Frieden und an den Kongreß diese Linde im Jahre 1816 in seinem Basteigärtchen eigenhändig gepflanzt und deshalb dürfte es ihn so in Wut versetzt haben, daß ein Dichter es gewagt hatte, diesen Baum, seine eigene Schöpfung, zum Herold drohender Prophezeihungen zu machen. Die „Korrespondenz Gall" teilt ferner mit, es herrsche in gewissen Kreisen „so viel Pietät für den historischen Baum, daß die Anordnung getroffen wurde, ihn samt den Wurzeln auszuheben und in den Volksgarten zu versetzen. Ob aber nun ein von Metternich gesetzter Baum die Verpflanzung in einen anderen Boden aushält?"

(Der Lindenbaum Metternichs wurde wirklich damals mit aller Sorgfalt in den Volksgarten verpflanzt, und zwar hinter dem Theseustempel — durch Zufall — nicht weit von der Stelle, wo ich mein Gedicht im Jahre 1844 geschrieben; doch ging er nach wenigen Jahren ein.)

IX.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

1829.

Schon in den Zwanzigerjahren und noch bis um 1840 wohnte im Gartenhause meines Vaters in der Bergstraße zu Baden während der Sommermonate eine alte, reiche, schöngeistige Jüdin — Frau „von" Ephraim — mit ihrer nicht mehr jungen, doch sehr lebhaften, damals noch unverheirateten Tochter. Die liebenswürdige, feinorganisierte, fast magere alte Mutter und die kurz gewachsene, dicke Tochter lebten seit Jahren in Wien, stammten aber — was auch in ihrer Sprache durchklang — aus der „Intelligenz"-Stadt Berlin. Der Vater des Gatten der Witwe-Mutter war der „Münzjude" Ephraim gewesen, von dessen Sohn Reinhold Lenz an Herder am 20. November 1775 aus Straßburg schrieb: „. . . Mein Reisegefährte ist ein guter, wachsweicher Mensch, der sich jetzt so an Straßburg angeklebt hat, daß ich nicht weiß, ob er je loskommen wird. Es ist der Sohn des Münzjuden Ephraim in Berlin."*) Frau von Ephraim und ihre Tochter Henriette bildeten, wie in Wien, auch in Baden, wo während des Sommers stets ein großer Zusammenfluß von Fremden sich findet, einen lebendigen Anziehungspunkt geistig und sonst hervorragender Besucher der Kurstadt. Die vielbekannte, gefeierte Karoline Bauer schrieb in einer „Erinnerung" vom Juli 1834, daß sie, als sie jenen Monat mit ihrer Mutter im „reizenden Baden bei Wien" verlebte, gemeinschaftlich mit Varnhagen von Ense, mit Madame Brede (nachmaliger Hofschauspielerin in Wien) — der intimen Freundin von Varnhagens verstorbener

*) Vgl. „Aus Herders Nachlaß", Frankfurt a. M. 1856, I, 233. — Desgl. Moses Mendelssohns „Schriften" 1843—45, V, 224. — (Ganz Interessantes über den „Münzjuden" Ephraim enthält die selten gewordene, in meinem Besitze befindliche Druckschrift „Die Teilung von Pohlen in sieben Gesprächen", Hanau 1775, wo S. 31—35 der König von Preußen mit ihm wegen einer unlauteren Münzoperation unterhandelt, die er ablehnt. — Der König sagt: „Ephraim, hier ist mein Entwurf. Ich habe 400.000 holländische Dukaten bringen lassen, ich will, daß Ihr sie einschmelzet, neue davon zu prägen, woran wir 25 Sols auf den Dukaten gewinnen können. 2c." Der Jude antwortet: „. . . Bei der Ehre der Synagoge, ich mag mich nicht damit abgeben. Es streitet mit der Gemarrha und selbst mit allen göttlichen und menschlichen Gesetzen.")

Gattin, der trefflichen Rahel — sowie mit Thalberg, dem berühmten, eleganten Klavier-Virtuosen, gerne zur Theestunde bei den beiden geistvollen Berliner Damen verweilten. Als Knabe und heranwachsender Jüngling war ich manchmal Zeuge dieser lebhaften Abende, und besonders erinnere ich mich noch genau der verschiedenen von Varnhagen, während des Gesprächs, mit einer kleinen Schere ganz wunderbar geschickt aus schwarzem Glanzpapier ausgeschnittenen winzigen Blumensträußchen, Tier- und anderen Figuren, welche er dann — als sehr geschätzte, hübsche Andenken — verteilte. Es war das ein nicht wenig interessanter, nicht flüchtig geschlossener Kreis. Noch am 26. September 1877 schrieb mir die bald darauf als Gräfin Plater gestorbene Karoline Bauer von der „Villa Bröelberg" bei Zürich darüber hieher nach Baden: „. . Die bei Frau von Ephraim verlebten frohmütigen Stunden sind mir unvergeßlich geblieben! Man fühlte sich behaglich in dem gastlichen Haus. Schönsten Dank für Ihr freundliches Erinnern an C. Bauer." — Im Herbst des Jahres 1829 war der damals zwanzigjährige Felix Mendelssohn-Bartholdy, auf der Rückkehr von seiner ersten Reise nach England zu Wien weilend, auch in die benachbarte Stadt Baden gekommen. Er wollte daselbst die ihm schon von Berlin her bekannten Ephraims besuchen. Der interessante junge Musiker, den ich — damals ein Knabe von zehn Jahren — zufällig bei seiner Ankunft sah, wurde von der alten Dame und ihrer lebhaft beweglichen Tochter mit großer Freude begrüßt. Bekanntlich war er auch ein trefflicher Orgelspieler. Es wurde nun sogleich veranstaltet, daß ein engerer Kreis Befreundeter ihn als solchen womöglich hören konnte. Der ins Einvernehmen gezogene Badener Stadtpfarrer und Dechant stellte bereitwillig die Pfarrkirche zu diesem Zweck zur Verfügung, und so ereignete es sich, daß im katholischen Gotteshaus an einem Septembertage jenes Jahres, um die Mittagszeit, eine Anzahl von Israeliten — nebst geladenen Freunden — sich versammelte, dem Spiele des bereits ruhmvoll hervorgetretenen, genialen jungen Stammesgenossen in weihevoller Stimmung zuzuhören. Auch ich befand mich, als schon früh für alles Bedeutsame lebendiges Interesse Hegender, von der alten geistvollen Frau protegierter Junge, unter den Lauschenden, und es blieb mir ein unverwischbarer Eindruck davon. Der blasse, schwarzgelockte junge Komponist und Virtuos, der erst einen Anflug von Backenbart hatte, war in heiterer Unbefangenheit mit dem Regenschori rasch die Stufen der Wendeltreppe des gothischen Stiegenhauses hinaufgeschritten und nach ein paar Minuten allertiefster Stille begann ein langgehaltener Ton das dreiteilige Schiff der Kirche bebend zu durchzittern, der in seinem mächtigen Anschwellen der Seele Innerstes durchdrang. Ich hatte derartiges niemals gehört, so oft ich auch schon Orgelspiel vernommen. Es war mir unbegreiflich, wie ein einzelner Ton solche Wirkung hervorbringen konnte. Nun folgten alle Modulationen ergreifendsten Empfindens: Flüstern, Säuseln, Dröhnen, Rollen, Stürmen, Bitten und Fordern, Wehklagen und Aufjauchzen — wie ich es nach lebhaftester Erinnerung bezeichnen kann — alles aber

in heilig erhabenem Geiste, in edelstem Vortrag und Stil. Jedes der Anwesenden war durchschüttert, als das Spiel verklang, und Keines hat dasselbe wohl alle seine Tage vergessen. — Erst viele Jahre darnach, im Frühjahre 1847, sah ich Felix Mendelssohn wieder. Das war zu Leipzig, wo er gerade im „Gewandhaus" eifrig die Proben zu seinem „Paulus" abhielt, dessen Aufführung unter seiner Leitung am Charfreitag ich beigewohnt. Er reiste — nervös, überreizt — bald darauf nach London, daher es damals zu keiner näheren Begegnung zwischen uns kam. Als Mendelssohn im September desselben Jahres nach Leipzig zurückkehrte, befand ich mich — nach kürzerer Abwesenheit — ebenfalls wieder daselbst, und zwar war ich zufällig im Gasthaus „Zum großen Blumenberg" auf demselben Gang des Stockwerkes mit ihm einlogiert. Er war im Gasthofe abgestiegen, weil er abwarten wollte, bis seine Wohnung in einem Privathaus neu hergestellt war, von welcher aus er aber bald nach Wien abreisen sollte, um Anfangs November, nach seiner Zusage, dort seinen „Elias" zu dirigieren. Ich hätte da wohl nun gute Gelegenheit gehabt, näher mit ihm in Verbindung zu treten, doch er war wenig zu sehen, da er den größten Teil des Tages bei der ihm eng befreundeten Leipziger Familie Frege zubrachte. Nur einmal, als wir auf dem Gange des Gasthofes zusammentrafen, begrüßte ich ihn und erinnerte ihn an seinen einstmaligen Badener Aufenthalt, was ihn sehr freute und wovon er in lebhaften Ausdrücken sprach. Ein öfteres und längeres Zusammensein verschoben wir, bis er in seine hergerichtete Wohnung eingezogen wäre. In welch' arger Weise ward dies jedoch vereitelt! Kaum war der treffliche Tonmeister und Mensch anfangs Oktober in der hergestellten Wohnung in Ordnung gekommen, da erkrankte er heftig und ich sah ihn nur mehr als — Leiche wieder. Bei der am 6. November zu Leipzig abgehaltenen Begräbnisfeier ging ich — vielleicht der einzige Oesterreicher — tiefbewegt hinter seinem auf palmengeschmücktem Wagen ruhenden Sarg im trauervollen Zug. Mir war, als zittere in den Lüften der ergreifende Ton, den er — fast 20 Jahre früher — in den gothischen Hallen der Pfarrkirche zu Baden der Orgel entlockte, mit mächtigst nachwirkender Gewalt.

X.

Der Herzog von Reichstadt.

1830.

Eine interessante Erinnerung aus meiner Knabenzeit knüpft sich an den Sohn Napoleons, an den früh untergegangenen „König von Rom“. Die schicksalsreiche Tochter des Kaisers Franz, die Witwe des unheilvollen, gewaltigen Korsen, Maria Louise, wohnte mit dem „jungen Napoleon“ — wie er allgemein genannt wurde — während des Sommers mehreremale in unserem reizend gelegenen, Erholung und Genesung bringenden Baden bei Wien, wo ihr kaiserlicher Vater jährlich die Badekur gebrauchte.

Im Sommer des Jahres 1830 bewohnte die ehemalige Kaiserin der Franzosen daselbst das sogenannte „Flora-Gebäude“, und ihr Sohn, der Herzog von Reichstadt, wohnte gegenüber im Hause „zum griechischen Tempel“, jetzt „zum Erzherzog Johann“ benannt.

Fast jeden Morgen, manchmal auch Nachmittags, sah ich den blassen, schlanken Jüngling in einfacher Zivilkleidung (meist in dunkelbraunem Rock und mit nicht zu hohem schwarzen Filzhut), bloß in Begleitung eines Reitknechtes, durch die Gutenbrunnerstraße — in der ich geboren war und wohnte — ins Helenenthal reiten. Er war ein sehr gewandter Reiter und ich sah ihn jedesmal in stark vorgebeugter Haltung und immer im Galopp vorüberjagen.

Als seine Mutter, die freundliche hohe Frau, eines Tages das Museum meines Vaters besuchte, welcher zu Baden lange Jahre als Arzt rühmlich wirkte, sah sie, wie ich — zu jener Zeit ein zehnjähriger Knabe — Insekten für die Sammlung präparierte. Sie betrachtete meine Arbeit, lobte die Reinheit der aufgespannten Schmetterlinge, die ich aus den Raupen zog, und rief dann lebhaft aus:

„O, wenn nur mein Sohn sich für derlei interessierte!“

Mein Vater entgegnete in seiner gewohnten geraden Weise: „Nun, probieren Sie's einmal, kaiserliche Hoheit!“

„Wie soll ich das machen?“ meinte sie.

„Er soll sich's einmal hier anschau'n!“ antwortete mein Vater.

„O, das tut er nicht!“ versetzte die Mutter betrübt.

„So soll mein Bub' einmal hingehen und ihm einiges zeigen!“

Maria Louise war damit einverstanden und schon am nächsten Tag schickte sie eine Anzahl ovaler Holzschachteln, mit grüner Seiden-Gaze überspannt, die ich bald mit allerlei Raupen besetzte.

Tag und Stunde wurden bestimmt, wo ich einige Schachteln mit fressenden, sich einspinnenden und mit verpuppten Raupen, sowie auch mehrere sorgfältig aufgespannte Schmetterlinge hinbringen sollte, um des jugendlichen Herzogs Interesse und Lust so viel als möglich zu wecken.

Aber man weiß, daß der Kaisersohn damals ganz andere Gedanken hegte und in glühenden (sogar von Kaiser Franz nicht immer abgewiesenen) Cäsaren-Träumen verloren war. So tat er denn — seiner Mutter zulieb — eine kurze Weile so, als ob er Interesse dafür hätte, und fragte mich um allerlei Bezügliches. Das war jedoch nur für einen Augenblick, und es kam auch damit zu nichts Weiterem.

Diese unmittelbare Berührung mit dem Sohne des Bonaparte prägte das Bild desselben, seine Erscheinung und sein ganzes Wesen unauslöschlich in mich ein.

Man kann sich nichts Fesselnderes denken, als es der „junge Napoleon“ in Gestalt, Auftreten und Benehmen war.

Sein edel geformtes, einen Zug stillwehmütigen Ernstes tragendes Antlitz zeigte eine entschiedene Verschmelzung der Züge seines Vaters und seiner Mutter. Die Modellierung der napoleonischen Stirne fehlte, die Stirn- und Scheitelbeine waren in großer Wölbung abgerundet, wie dies den Habsburgern eigentümlich ist, Kinn und Backenknochen mahnten jedoch bedeutend an seinen Vater. Das hellblaue Auge, die blonden Haare, die längliche Nase, welche sehr feine Linien und auch einen schön verlaufenden, doch stärkeren Bug zeigte, hatte er von seiner Mutter. Es war ein geistvolles, wie von Gedankenströmen durchleuchtetes Antlitz. So erscheint es auch — trotz der erschrecklich abgezehrten Züge — noch in dem merkwürdigen, im Badener Museum befindlichen Gypsabguß, der unmittelbar nach des ärmsten Kaisersohnes Tod abgenommen worden war.

Dicht daneben liegt im Museum das aus dem Besitz meines verewigten Vaters stammende Exemplar der Gesichtsmaske des toten Kaisers Napoleon I. Dieselbe ist ein Original-Gypsabguß, der direkt von der Insel St. Helena kam und für den Herzog von Reichstadt bestimmt war. Sie gelangte auf folgende Weise in die Hände meines Vaters: Als die Ex-Kaiserin Maria Louise im Jahre 1830 in Baden wohnte, wurde mein Vater als Arzt zu einem kranken Kinde ihres Obersthofmeisters gerufen. Meinem Vater kamen, als er eintrat, ein paar andere Kinder des letzteren entgegen; sie benützten eben einen Gegenstand aus Gyps als Spielzeug, indem sie durch dessen oben durchbohrten Teil eine Schnur gezogen hatten und ihn als Wagen hinter sich herschleiften. Mein Vater erkannte darin sofort eine umgekehrte Gesichtsmaske. In diesem Momente kam auch der

Obersthofmeister dazu und schlug die Hände über den Kopf zusammen, daß die Kinder über die aufbewahrte Gesichtsmaske des toten Kaisers gekommen. Er führte dieselbe immer mit sich, doch hatte er den Auftrag, sie vorläufig dem Herzog nicht auszufolgen. Mein Vater — im Besitze der reichen Sammlung von Büsten und Schädeln Dr. Galls und mancher Gesichtsmaske berühmter Personen — erbat sich das merkwürdige Objekt, sich bereit erklärend, dasselbe, wenn nötig, sofort zurückzustellen. Doch es blieb in der Sammlung meines Vaters, und die etwas abgeflachte Nasenspitze gibt noch Zeugnis von dem Spiele der Kinder mit des toten Kaisers Angesicht.*)

Was nun wieder den Herzog von Reichstadt betrifft, so war seine Haltung von natürlicher Vornehmheit, sein Benehmen war — bei einer gewissen still-ernsten beobachtenden Zurückhaltung — doch unbedingt liebenswürdig; sein Blick war sinnend und sanft; angenehm war auch der Ton seiner im gewöhnlichen Gespräche nicht sehr lauten, aber immer mehr oder weniger lebhaften Stimme, dieser so früh verstummten Stimme, die ihm, dem passionierten Militär — wovon ich zufällig Zeuge war — beim Kommandieren während des Leichenbegängnisses eines hochgestellten Generals im Januar 1832 auf dem Josephs-Platz zu Wien plötzlich versagte. Es war das gleichsam eine Ankündigung seines im Juli darauf zu Schönbrunn, im Schlosse, wo 1809 sein Vater residierte, erfolgten Endes, welches der leidenschaftlich bewegte Jüngling durch allzu große Zumutungen an seinen zartorganisierten Körper augenscheinlich selbst herbeigeführt hat.

Von den Bildnissen des Herzogs sind — außer den bekannten, aus seinen ersten Lebensjahren herrührenden Gemälden von Denon, von Gerard, und dem mit reich wallenden Locken geschmückten, reizenden Porträt von Isabey aus der Knabenzeit — als besonders ähnlich hervorzuheben: das Brustbild von Ender (1828, als Jägerhauptmann); das Hüftbild von Daffinger (1831 als Oberstlieutenant des Inf.-Reg. Prinz Wasa) und die liegende Halbfigur des Toten, in Obersten-Uniform, nach Enders Zeichnung gestochen von Stöber. Auch eine Gemme, von Luigi Pichler um 1830 nach dem Leben vertieft geschnitten, zeigt den Kopf des Herzogs von Reichstadt sehr ähnlich und ist ganz vorzüglich gearbeitet. Ein Gypsabguß davon, in meinem Besitz, ist von Pichlers Hand auf der Rückseite mit Bleistift „Figlio di Napoleone“ bezeichnet. (S. meine Pichler-Monogr., Wien 1874, S. 67.)

Wer den jugendlich in einem Glutmeer von verzehrendem Drang untergegangenen Sohn des ersten Napoleon gekannt, gedenkt seiner fesselnden Erscheinung, wie seines Geschickes, stets mit tiefinnerlichster Regung.

---

*) Diese zwei merkwürdigen seltenen Totenmasken im Badener städtischen Museum sind stets ein besonderer Anziehungspunkt, vorzüglich für Franzosen. So besuchte mich und das Museum 1897 der bekannte Pariser Historiker Henri Welschinger, der in seinem großen Werk „Le Roi de Rome“ viel über seinen Besuch in Baden berichtet; ebenso 1898 der renommierte Dramatiker Edmond Rostand, der in seinem oft aufgeführten „L'Aiglon“ sogar meinen Vater und mich auftreten läßt.“

XI.

Antonius Stein.

1832.

Gar vielen, bereits Ergrauten, wird der Name des in dieser Skizze Vorgeführten tönen als ein Klang aus der Jugendzeit. Er war ein ganz gediegener Gelehrter, aber dabei zugleich entschieden ein rechter Sonderling, der alte, seinerzeit vielbekannte Professor der klassischen Philologie an der Wiener Universität in den Zwanzigerjahren unseres Jahrhunderts, Anton Stein, von dem auch Grillparzer in seiner Selbstbiographie allerlei berichtet.

Der kleine, untersetzte, starkknochige Mann mit dem meist stark geröteten Angesichte und mit dem kurzen grauen Haare und stoppeligen Backenbarte hatte mancherlei Eigentümlichkeiten, die er in gewohnter, jedenfalls nicht wenig auffallender Weise geltend machte. Als Naturfreund ging er zum Beispiel häufig früh Morgens von seiner Wohnung in der Wiener Vorstadt Landstraße — die bekanntlich gerade am Stadtteil liegt, wo das alte Universitäts-Gebäude sich befand, in welchem er seine Vorlesungen zu halten hatte — rüstigen Schrittes über den weit mehr als eine Stunde dahinter liegenden Kahlenberg in die Vorlesung! Als leidenschaftlicher Feind des Tabakrauchens schrieb er ein merkwürdiges Buch darüber, welches — mit einer deutschen Einleitung — in klassischem Latein eine größere Dichtung brachte, mit dem Titel: „Amor capnophilus“ (s. Wiener Allgemeine Theaterzeitung 1828, Nr. 125, desgleichen Nr. 129, 132 und 138), und er hielt in seiner stets sprachlich feinen, aber dabei sehr kräftigen Ausdrucksweise oftmals ganze Standreden darüber, wenn er auf der Gasse einen rauchenden Barbaren traf. Ob das bekannte, ihm zugeschriebene Hokuspokusstücklein mit der Ableitung des Wortes „Fuchs“ aus dem griechischen „Alopex“ („pex“ — „pix“ — „pax“ — „pux“ „Fux“) wirklich von ihm herrührt, ist nicht bestimmt anzugeben und muß bei seinem ernst-exakten philologischen Wissen füglich bezweifelt werden; der sonderliche Alte müßte nur vielleicht aus satirischer Laune dieses Kuriosum behauptet haben, was ihm allerdings nicht ganz unähnlich sieht.

Eine seiner Hauptpassionen bestand darin, daß er auf ländlichen Spaziergängen Baumrindenstücke von besonderen Formen und Geröllsteine mit verschiedenfarbigen und auffallend gestalteten Flecken und Streifen sammelte, die er dann mit wenigen Strichen in die frappantesten Figuren verwandelte.

Vorzüglich in Baden und Umgebung beschäftigte sich der harmlose, jedes Jahr einige Wochen im reizenden niederösterreichischen Kurorte weilende Gelehrte mit derartigen Aufspürungen, wo er infolge dieser Passion von Nichtunterrichteten öfter für halbverrückt gehalten wurde, wenn sie ihn mit gesenktem Kopfe emsig suchend auf den Waldwegen oder im oft wasserarmen Flußbette der Schwechat stundenlang herumschreiten sahen, wobei er mit bedächtiger Miene stets eine reiche Ausbeute für seine manchmal in der Tat überraschende Kunstfertigkeit fand. Nicht selten durfte ich ihn — der mit meinem Vater seit Jahren befreundet und der auch mir infolge meines lebhaften Eingehens in seine Liebhaberei sehr zugetan war — dabei begleiten, und ich lernte von ihm diese nicht uninteressante, die Phantasie vielfach anregende Spielerei, von welcher ich noch in später Zeit einige besonders schöne Exemplare (zum Beispiel einen Türkenkopf, einen Blumenkorb, ja sogar eine vollständige Jahreszahl) als kleine Kuriositäten bewahrte. Der sonst etwas gravitätische greise Stein war auf diesen Exkursionen voll Leben und — in seiner Art — auch voll Liebenswürdigkeit und fast jugendlicher Lust.

Nebst tüchtigem Wissen hatte er scharfen Verstand, und er war auch nicht ohne Talent für poetische Gestaltung, besonders in epigrammatischer Form. Um die Mitte der Zwanzigerjahre war das schöne Epigramm von ihm verbreitet:

Halt ein, verweg'ner Dieb!
  Hier unter diesem Dache,
In jedem Winkel hier
  Hält Armut treue Wache!

Nach dem Attentate zu Baden, aus welchem der damalige österreichische Kronprinz und König von Ungarn, Ferdinand, gerettet hervorging, schrieb Stein die nachfolgende Strophe, welche in der Wiener Allgemeinen Theaterzeitung vom 4. September 1832 gedruckt erschien:

Es zuckt ein Blitz
Am Königssitz.
Wir blicken dankend himmelwärts:
Der Blitz — er traf nur unser Herz! —

In das Museums-Gedenkbuch meines Vater dichtete er 1826 die nachstehenden drei trefflichen Hexameter in der von ihm so hochgestellten lateinischen Sprache:

Dat Cetia invalidis medicos pia Nympha liquores.
Tu, Rollette, juvasque Deam, et quae sparsa feruntur.
Collecta hic offers cupidis miracula rerum.

Ich versuchte eine Uebersetzung dieser (später auch auf der Widmungstafel im Museum zu Baden angebrachten) Verse in folgender Fassung:

Cetiens Nymphe gibt mild den Kranken die heilenden Wässer.
Du bist Gehilf' ihr, Rollett, und was die Natur uns zerstreut weist,
Bietest gesammelt Du hier den Suchern der Wunder der Dinge.

Wie viele Besucher des seit 1867 durch Schenkung städtischen Museums wurden schon durch diese alles kurz zusammenfassende Inschrift sinnig angeregt und erfreut!

Ein sehr schönes Poëm in deutschen Hexametern widmete der wackere, ganz in den Regionen des klassischen Altertums lebende und webende Professor Anton Stein den Naturforschern, die bei Gelegenheit der in Wien tagenden Naturforscher-Versammlung am 23. September 1832 die Quellenstadt Baden besuchten, unter dem Titel:

Gruss und Willkomm Cetiens, der Nymphe des Badener Heilquells.

Sei uns willkommen, du heilige Schar geliebterer Söhne
Der Allmutter Natur, Geweihte und Priester des Tempels,
Hoch gewürdigt, ihr Heiligtum voll Wunder zu schauen,
Deren forschender Geist sich auf kühnen Schwingen emporhebt
Oder mit Lynkeus' Augen ins schwärzere Dunkel hinabsenkt!
Anderer Sterblicher Sinn — er weilt auf der Fläche der Wesen,
Ihn rührt gaukelnd allerlei Schein mit magischem Zauber:
Ihr, wie einst des Japetos Sohn, Ihr holet die Flamme
Hoher Wahrheit herab aus den unermeßlichen Fernen
Himmlischer Welten, und, gleich dem thrakischen Wundersänger
(Glücklicher doch als er!), so steigt ihr hinunter zum Orkus,
Kehrt dann froh aus den Tiefen herauf, an der Hand die Geliebte.
Was der Profane geboren erst sieht, als Embryo schaut Ihr's:
So in der Pflanze, dem Tier, der Metalle schimmernden Reichtum
Freundlich tragt Ihr umher die strahlende Fackel der Wahrheit
Und hellt auf des Lebens an Schatten reiche Gefilde,
Daß der Gesellschaft Künste gedeih'n, daß schwinde der Irrwahn,
Welcher die Herzen umstrickt und die schwächeren Geister umnachtet.
Dafür empfangt hier Austrias Dank, Germanias Segen,
Dafür den Beifall Europas, den Preis der besseren Nachwelt!
Nicht ich Cetia nur, die glückliche Nymphe des Heilquells,
Sämtliche Schwestern in Austrias vielgefeierten Fluren,
Alle, die wohnen in dunklem Geklüft, in rauschenden Wäldern,
Rieselnden Bächen und brausenden Strömen, auf blumigen Wiesen,
Oder in schattigen Tälern, auf weithin schimmernden Berghöh'n,
Alle sie rufen Euch „Heil" und winken gefällig verheißend,
Euch, — wenn freundlicher Sinn Euch künftig führt in die Nähe. —
Mit dem herzlichsten Willkomm grüßend, froh zu empfangen.

Es verdient dieses Poëm — welches der Begeisterte mir einstmals, wie ich mich freudig erinnere, auf einem Waldwege im Helenenthale mit pathetischer Betonung vordeklamierte — gewiß, durch die Anführung an dieser Stelle manchen in die Erinnerung zurückgerufen zu werden, die es damals gelesen oder vorlesen gehört. Wenn es auch der Meister in der klassischen Verskunst in diesen deutschen Hexametern betreffs der Regeln dieser Versart, merkwürdigerweise nicht sehr genau genommen hat, so ist das Ganze — dem Geiste nach — doch so schön erdacht und durch-

geführt, daß es nicht bloß seinen Zweck als würdige feierliche Begrüßung der „Geweihten im Tempel der Natur“ erreichte, sondern jederzeit erhebend wirken mag. —

Eine ganz treffliche Lithographie Kupelwiesers aus dem Jahre 1820, in Quartformat, mit der Widmung: „Antonio Stein, Prof publ.“, stellt den Veteran der Philologie als Kniestück mit umgeschlagenem Mantel, in der gesenkten Linken eine Rolle haltend und mit der Rechten den Vortrag, den er gerade hält, in natürlicher Bewegung begleitend, ganz ausgezeichnet dar. Die feste, gedrungene Gestalt steht in einer Säulenhalle, in welcher rechts die Büsten Ciceros und Homers angebracht sind, links eröffnet sich der Ausblick auf den Kahlenberg. Auch eine sehr hübsche, von J. Weiß ausgeführte Denkmünze wurde auf den vom Geiste der Griechen und Römer stets umschwebten Sprachgelehrten geprägt, mit der Inschrift:

TRILINGVI MVSA CLARO.

Ich bewahre beide Darstellungen des hochgeschätzten, 1844 verstorbenen Verewigten — dessen Andenken durch diese Mitteilungen, ihn der Vergessenheit entreißend, warm erneuert werden soll — als lebendig sprechende Erinnerungszeichen an ferne Jugendzeit.

XII.

Kaiser Ferdinand.

1832.

Mit Kaiser Ferdinand, dem „Gütigen“, — dem ich in meinen „Frühlingsboten aus Oesterreich“ (Jena, 1845), S. 17—19, ein Lied vor den Thron legte, „Als Wort von tausend Zungen“ — war ich zwar niemals in unmittelbarer persönlicher Berührung, doch sah ich ihn sehr oft in nächster Nähe, und einmal sogar in Lebensgefahr, so daß ich doch manches über ihn zu berichten weiß, was nur einem Augenzeugen genau bekannt sein kann.

Ausgemacht ist, daß der menschenfreundliche kleine Mann mit dem großen Kopf und mit dem — in seiner Art — lebendigen Wesen, daß Kaiser Ferdinand ein treffliches Herz besaß.

Nach verschiedenen Richtungen wird eine Anzahl wahrer und erfundener Geschichten über ihn erzählt.

Seine angeborene Gutmütigkeit, die sich in bedeutendster, folgenreichster Art in dem Augenblick jenes glorreichen Tages im März 1848 erwies, in welchem er rief: „I lass' auf meine Wiener nit schießen!“ bewährte sich auch in Privatbeziehungen; denn als z. B. meinem ihm als hochverdienstlich und erfolgreich wirkender Badener Arzt bekannten Vater im Jahre 1831 das große Unglück traf, sich auf einer Wiener Fahrt während eines Sturmes (am Wienerberg) eines seiner Beine dreifach zu brechen, zeigte der davon unterrichtete Kaisersohn die herzlichste Teilnahme. Ein Brief des meinem Vater innig befreundet gewesenen Direktors des kaiserlichen Naturalien-Kabinetts zu Wien, Hofrat von Schreibers, vom 13. Dezember 1831, enthält die Stelle: „Eben komm' ich von Sr. Majestät dem jüngeren König „nach Hause. Ich hatte die Gelegenheit, Ihres schmerzlichen Unfalls zu „erwähnen, indem mich höchstdieselben fragten, wie ich den Abend passieren „würde und ich erwiderte, daß ich zu schreiben hätte — unter andern auch „einen Brief an Sie. Se. Majestät trugen mir demnach sogleich höchst „gnädig auf, Sie der lebhaftesten Teilnahme und der besten Wünsche zu „Ihrer baldigen und vollkommenen Herstellung zu versichern, welches „gnädigen Auftrages ich mich somit pflichtschuldigst und geziemend mit um

„so größerer Freude entledige, als dieser Beweis von Huld und gnädiger „Bedachtnehmung Ihnen gewiß auch erfreulich seyn wird.“

Außerdem schickte der gutmütige Prinz zu jener Zeit einigemale seinen Leibjäger direkt nach Baden, um genaue Erkundigungen über das Befinden meines Vaters einzuholen. —

Fast komisch ist aber, was ich nun erzählen will.

Es ist die Geschichte, wie Kaiser Ferdinand im Jahr 1836 meinem Vater in gutgemeinter Weise einen — Kreuzer schenkte, d. h. eine kleine Münze von der Größe eines Kreuzers.

Der Hergang war folgender.

Hofrat Schreibers mußte dem Kaiser manchmal mikroskopische Objekte vorlegen, die der Monarch — für den schon seit lange allerlei wissenschaftliche Sammlungen angelegt worden waren — mit großem Vergnügen durch ein Plößl'sches Instrument betrachtete. Eines Tages hörte er durch Schreibers, daß auch mein Vater einen „Plößl“ besitze und sich allerlei interessante Objekte zur Beobachtung und Untersuchung präpariert habe. Der Kaiser sagte darauf dem Hofrat: er lasse meinen Vater schön grüßen und er solle ihm auch etwas von seinen Sachen anschauen lassen. Schreibers bestellte den Auftrag und schon in der nächsten Woche vergnügte sich Kaiser Ferdinand beim Betrachten der Objekte, die manches für ihn Neue enthielten.

Lebhaft sprach darauf der Kaiser die Absicht aus, meinem Vater, zum Zeichen, daß ihm das Gesendete Freude gemacht, bei Gelegenheit der Rücksendung Etwas zu schicken. Er eilte auch gleich zu seinem Schreibtisch und, während Schreibers die Objekte wieder zusammenlegte, machte der Kaiser dort eine kleine Lade auf, nahm Etwas heraus, wickelte es in ein Papier, dann noch in eines und wieder in eines, bis es ein ganzes Päckchen war, welches er mit einem Bindfaden mehreremale umwand und — nachdem er einige Knöpfe gemacht — dem Hofrat mit dem Bedeuten einhändigte, es meinem Vater mit schönstem Gruß und Dank zu geben.

Schreibers hatte nur halb hingeschaut, und wußte also nicht, was er eigentlich zu überbringen habe.

Wir saßen gerade beim Mittagessen, als der alte Freund meines Vaters kam, um das Päckchen zu übergeben und die Veranlassung mitzuteilen, sowie die Grüße des Kaisers auszurichten.

Man Vater durchschnitt, begierig zu sehen, was der Inhalt sei, den arg verknüpften Bindfaden, und schon beim ersten Enthüllen des Päckchens überflog die Mienen Aller ein Lächeln, welches bald in ein Lachen überging, als sich zeigte, daß die kaiserliche Gabe in eine so große Anzahl von Papieren eingewickelt war. Das Lachen ging aber fast in betroffenes Erstaunen über, als in der innersten Tiefe aus der letzten Papierhülle ein Exemplar der kleinsten Krönungsmünze des kurz vorher zum König von Böhmen gekrönten Kaisers herausfiel. — Mein Vater hatte noch dazu von einer Hofdame, die seine glücklich genesende Patientin war, schon die ganze

Reihe der Krönungsmünzen in Gold und Silber und in allen Größen für seine numismatische Sammlung erhalten.

Als Hofrat Schreibers wieder zum Kaiser kam, erkundigte sich der Monarch sogleich angelegentlich, ob die Gabe meinen Vater gefreut habe.

„Gewiß, Majestät!“ — antwortete Schreibers (der meinem Vater später diesen weiteren Verlauf ebenfalls erzählte) „Gewiß!“ — „Nur“ — fügte er seiner Antwort an den Monarchen in aufrichtiger Mitteilung hinzu — „besaß er, der untertänigst durch mich seinen gebührenden Dank abstattet, bereits die ganze Suite dieser Krönungsmünzen in seiner Sammlung.“

„So?“ — antwortete der Kaiser verwundert — „Wie ist denn Der dazu gekommen? — Nun, da müssen wir ihm doch noch was anderes geben!“ meinte er, den Hofrat fragend anschauend, in gutmütigem Ton.

Hofrat Schreibers kam dem über eine andere Gabe Nachsinnenden zu Hilfe und sagte, auf das daneben auf einem Tischchen liegende große Infusorien-Prachtwerk von Ehrenberg deutend: „Das wäre Etwas, Majestät!“

„Warum habn's mir denn das nit gleich g'sagt!“ — rief der Kaiser, nahm sofort die auf seinem Schreibtisch stehende Glocke und läutete. — Dem hereintretenden Kammerdiener gab er den Befehl, die zwei Foliobände, auf die er mit der Hand wies, augenblicklich gut einzupacken, und sogleich zu meinem Vater nach Baden bringen zu lassen. Noch am selben Tage hatte mein Vater das Werk in Händen.

So rasch begriff der gutangelegte Kaiser das Rechte — wenn man es ihm nur beibrachte; und eben so rasch führte er es auch freudig aus. —

Ganz vernünftig, ja mutig und gefaßt, benahm sich 1832 der damalige Thronfolger und König von Ungarn bei jenem Attentat, welches der verkommene Hauptmann Reindl zu Baden auf das Leben des guten Ferdinand machte, bei welchem Ereignis ich durch Zufall teilweise Augenzeuge war. Da das ganze betreffs der einzelnen Momente oft unrichtig erzählt worden ist, so sei es hier möglichst genau mitgeteilt.

Am 9. August 1832, Vormittags, ging Kronprinz Ferdinand in Begleitung des Dienstkämmerers Graf Salis, wie fast täglich, durch die Bergstraße spazieren. Als er am Gartenhause meines Vaters vorüberkam, welches damals das letzte an der linken Seite war, sagte eine Bedienstete der in unserem Hause wohnenden Sommerpartei zum eben im Hofe Blumen begießenden Gärtnerburschen Franz Tauscher, daß der Kronprinz vorübergehe, den er — wie er geäußert habe — heuer noch nicht gesehen. Tauscher ging, mit der Gießkanne in der Hand, zum Tor und schaute dem bereits Vorübergegangenen nach. Da bemerkte er, daß in geringer Entfernung vom Ende unseres Gartengitters, gegen die Weilburg zu, ein etwa zehn Schritte hinter dem Kronprinzen und seinem Begleiter gehender kleiner untersetzter Mann, der einen verschnürten schwarzen Rock und einen schwarzen hohen Filzhut trug, ein Pistol auf den Kronprinzen abfeuerte.

Den Schuß, der übrigens ziemlich schwach war, hatte auch ich gehört, der ich — gerade auf Ferien nach Baden gekommen — in der Nähe des Garten-

gitters weilte. Als ich unsern Gärtnerburschen gleich darauf am Gitter vorüberlaufen sah, eilte ich, ebenfalls auf die Straße zu kommen. Beim Tor hinausgetreten, sah ich gerade, wie Tauscher einen Mann zu Boden warf. Ich lief näher hin, sah seitwärts den Kronprinzen und seinen Begleiter stehen, und hörte zugleich einen zweiten Schuß, den der Niedergeworfene gegen seinen Mund richtete. Nachdem er — nicht bedeutend verwundet — auch das zweite Terzerol weggeworfen, zielte er mit einem dritten nach Tauscher, der sich — zum Schutz, wie er glaubte — den festen Lederschirm seiner Kappe in's Gesicht hereingezogen hatte. Doch der Schuß versagte, und der Blutende suchte nun ein in seinem Stiefel steckendes Stilet hervorzuziehen, woran er aber dadurch verhindert wurde, daß Tauscher, mit Hilfe des inzwischen herbeigesprungenen Dieners der Partei unseres Hauses und eines aus einem nahen Weinberge herbeigeeilten Hauers, mittelst seines Halstuches ihm die Hände band.

Kronprinz Ferdinand — der durch den Umstand, daß sein Rock stark wattiert gewesen, nur leicht in die Schulter getroffen, glücklich mit einer Quetschung davonkam — war soeben (während sein Begleiter zitternd im seitwärts gelegenen Straßengraben stand) ganz nahe hinzugetreten und rief, den Daliegenden nicht aus den Augen lassend, ganz unerschrocken, die ungesuchten, und in jenem verhängnisvollen Augenblick gewiß zweckmäßigen, im Dialekt gesprochenen Worte: „Halts'n! bindts'n! und bringts'n auf's Rathaus!"

Darauf ging der Kronprinz mit dem endlich wieder gefaßter gewordenen Grafen Salis sogleich zu Fuß zurück ins „Kaiserhaus" am Hauptplatz, um den Kaiser Franz persönlich zu beruhigen und auch gleich um das Leben des halbverrückten Attentäters zu bitten, der dann bekanntlich auch zu lebenslänglichem Kerker verurteilt wurde und der nach einigen Jahren auf der Festung Munkacs starb.

Unser Gärtnerbursche wurde noch am Mittag jenes Tages in eine Hoflivree gesteckt und sehr reich beschenkt. Er kam — in der schnell verwendeten, ihm viel zu weiten Livree recht absonderlich aussehend — zu meinem Vater in die Wohnung, in einer Hand einen Beutel voll Dukaten und in der andern einen Pack Banknoten haltend, und sagte weinend: „Jetzt soll ich Leiblakei werden!" — Er starb nach langjähriger Dienstzeit als pensionierter Saalkammerdiener der Kaiserin-Mutter Karoline Auguste im Januar 1869.

Der bei jenem Ereignis ganz mutvoll sich benehmende Kaisersohn wollte aber von dieser Zeit an durchaus nicht mehr nach Baden, wo er doch gerettet worden war. —

Eine Merkwürdigkeit in seiner Art ist, daß Kaiser Ferdinand sich um 1830 entschloß, einen Gypsabguß über sein Gesicht machen zu lassen, welcher sich — neben anderen, teilweise sehr interessanten — in der von meinem Vater hinterlassenen Sammlung von Gypsbüsten und Gesichtsmasken

im städtischen Museum befindet und welcher, bei nicht bedeutendem Angesicht, überaus stark die kuglicht gewölbte Stirne der Habsburger zeigt. —

In ganz unmittelbare Berührung mit Kaiser Ferdinand wäre ich beinahe gekommen, als ich gegen die Mitte der 40-er Jahre — weil ich einen zweijährigen Semester-Zyklus an der Wiener Universität in einem Jahre durchmachen wollte, um die Studien vor meinem bereits geplanten Verlassen Oesterreichs noch zu vollenden, wozu ich ein Majestätsgesuch einreichen mußte —, mich zu einer Audienz beim Kaiser in der Hofburg gemeldet. Wie es häufig geschah, hielt aber, in Stellvertretung des Kaisers, sein alter Oheim Erzherzog Ludwig die Audienz ab. Der starre Habsburger, dessen Angesicht aussah, als wäre es mit runzligem gelben Leder überzogen, hörte mich steif und, nur wenige Worte der Verwunderung über mein Begehren sprechend, scheinbar ungünstig an, signierte aber — wie ich bemerkte — doch mein Gesuch (wodurch beinahe immer eine günstige Erledigung in Aussicht gestellt war). Als ich beim Fortgehen fast schon zur Türe kam, rief er mir mit nahezu freundlich gewordenem Ton seiner sonst kalt-trockenen Stimme laut nach: „Lebt denn noch der Schimmel Ihres verstorbenen Vaters?" — Erzherzog Ludwig hatte nämlich, wie die meisten Glieder der Kaiser-Familie, früher jährlich im Sommer in Baden gewohnt und daselbst meinen Vater und seinen alten Schimmel — auf dem er seine ärztlichen Land-Visiten machte — gut gekannt, und hatte merkwürdigerweise auch den letzteren, nach mehr als zwölf Jahren, noch in der Erinnerung. — Mein erwähntes Gesuch um Abkürzung der Studienzeit, wurde aber, trotz des Signierens durch den Stellvertreter des Kaisers, nicht bewilligt; wahrscheinlich um keinen unbequemen Präzedenzfall zu schaffen.

Der Kaiser Ferdinand kam — wie gesagt — nie mehr als Sommergast nach Baden. Der viereckige einfache Gedächtnisstein, der in der Bergstraße, an der Stelle des Attentats, im Erdboden angebracht war, ist längst beseitigt; doch der an der Dreifaltigkeitssäule auf dem Badener Hauptplatz 1833 errichtete Ferdinands-Brunnen: „*AQVAEDVCTVS FERDINANDAEVS*" erinnert, mit erfreuenden frischklaren Wasserstrahlen, bleibend an die damalige Rettung des Gütigsten aus dem Habsburg-Lothringischen Kaisergeschlecht.[1])

---

[1]) Vgl. meine „Beiträge zur Chronik der Stadt Baden", II (1885), S. 24, 25 und 29.

XIII.

Ferdinand Raimund.

1836.

Vom unglücklichen und unvergeßlichen Dichter und Schauspieler Ferdinand Raimund wurde erzählt, daß er „ohne Kopf" begraben worden sei. In der Tat sank derselbe, nachdem ihm die Schädeldecke abgenommen worden, ins Grab. Die Geschichte erregte damals vieles Aufsehen. Falsche und boshafte Gerüchte waren in Umlauf. Die Wahrheit zu erforschen bemühte sich niemand. Nach den Aufzeichnungen meines verewigten, von einer Seite sogar als „Leichenräuber" bezeichneten Vaters und nach meinen eigenen Erinnerungen bin ich in der Lage, mit einer kurzen authentischen Darstellung des ganzen düsteren Ereignisses dieses Selbstmordes und des tatsächlich sich daran Knüpfenden in die Oeffentlichkeit zu treten, in der Ueberzeugung, daß dieselbe alle Freunde Raimunds und alle Freunde der Wahrheit gewiß interessieren wird. Zugleich wird aber auch ein Streiflicht über die vormärzlichen Zustände in Bezug auf die Stellung der damaligen Behörden zur Wissenschaft u. s. w. geworfen.

Raimund reiste gegen Ende August 1836 auf seine ländliche Besitzung bei Gutenstein, wo ihm sein Haushund zufällig an der linken Hand unbedeutend die Haut ritzte. Bald danach begab er sich mit seiner Freundin Antonie Wagner nach Mariazell, wo er einen Freund, den Wiener Kaufmann Michael Neumayer, fand, in dessen Gesellschaft er die Rückreise nach Wien machen wollte. Sie blieben zusammen vom 28. auf den 29. August über Nacht in Lilienfeld und fuhren am 30. Vormittags nach Pottenstein. Daselbst im „Hirschen"-Wirtshause angelangt, trennten sie sich. Neumayer fuhr nach Baden, Raimund aber von Pottenstein wieder zurück nach seinem Landhause bei Gutenstein, um nach dem Hunde zu sehen, welcher ihn gebissen hatte. Daselbst angelangt, fand Raimund den Hund erschlagen und bereits verscharrt, und es wurde ihm bedeutet, daß der dortige Hirt den Hund für tollwütig gehalten habe.

Dies setzte den unglücklichen Raimund in die bangste Besorgnis. Allsogleich kehrte er nach Pottenstein zurück und bestellte sich einen Wagen,

um am 31. August Morgens um 5 Uhr nach Wien zu fahren. Eine außerordentliche Aengstlichkeit vor einem möglichen Ausbruch der Wasserscheu ließ den Armen die ganze Nacht nicht ruhen. Morgens 4 Uhr stand er auf, öffnete die Fenster und klagte laut über ein ungewöhnliches Gefühl von Hitze, Angst und banger Furcht, das er nie empfunden habe. Seine Freundin, dadurch in Schrecken gesetzt, suchte ihn zu trösten, und sie nahm ein Glas, um ihm frisches Wasser zu bringen. Als sie aber, zurückkommend, in die Stube trat, sah sie Raimund, der sich inzwischen aufs Bett gesetzt hatte, sein Handterzerol nach dem Munde führen und einen Schuß abfeuern, worauf der Bejammernswerte lautlos zurücksank. Bestürzt lief sie zum offenen Fenster und zur Türe und schrie um Hilfe. Der Wirt Schönbichler eilte herbei, sah den das Terzerol in der rechten Hand haltenden Raimund blutig auf dem Bette liegen, packte ihn und rief, ihn rüttelnd: „Raimund, was haben Sie getan —?" Darauf setzte sich Raimund auf, schaute den Wirt groß an, rief mehrmals: „Ach Gott!" und andere undeutliche Worte aus, und fiel wieder aufs Bett zurück — — —

Der Wirt brachte sogleich den im Wirtshause wohnenden Dr. Holzer herbei und schickte auch um den Ortswundarzt Kaibel. Beide Aerzte untersuchten den ausgestreckt Daliegenden, fanden den rechten Arm und Fuß gelähmt, und trachteten vor allem, das gegen den Unterleib zu festgehaltene Terzerol von der gelähmten Hand loszulösen. Aus Nase und Mund floß Blut. Die Aerzte reinigten das Gesicht vom Blute und fanden, daß die Kugel hinter den Schneidezähnen durch die Mitte des harten Gaumens in den Kopf gedrungen war. Raimund machte mit der linken Hand automatische Bewegungen nach dem Kopfe und zeigte mit derselben auch an, daß er schreiben wolle. Sogleich gab man ihm eine Feder in die linke Hand und legte das nächste Stückchen Papier darunter. In schiefer Linie von der linken zur rechten Seite herab, aber ganz deutlich, schrieb er die von gebrochenem Mut zeugenden Worte: „Gott anbeten."

Die beiden Aerzte verordneten kalte Umschläge auf den Kopf, erwarteten aber übrigens nichts anderes, als das baldige Hinscheiden des tödlich Getroffenen.

Die Freundin Raimunds sendete gleich darauf einen Wagen zu meinen Vater nach Baden, wo derselbe als weit und breit rühmlichst bekannter Arzt seit dem Anfang des Jahrhunderts (1778 geb.) wirkte, und erbat sich schriftlich dessen Kommen mit dem Bedeuten, daß der Zustand Raimunds äußerst gefährlich sei.

Mein Vater folgte so schnell als möglich der Aufforderung und bereits Mittags war er an Ort und Stelle. Er nahm mich, der ich damals 17 Jahre zählte und zum Arzt bestimmt war, mit.

Als wir in die Stube des Kranken traten, lag Raimund ausgestreckt im Bett, die Augen waren geschlossen, die Augenlider vom sugilliertem Blut schwarzblau, aufgeschwollen. Aus beiden Nasenlöchern floß Blut, welches Raimund mit seiner linken Hand immer wegzuwischen suchte.

Dabei atmete er röchelnd, hatte einen kleinen Puls und die Haut war kalt. Die rechte Seite war lahm. Sprechen konnte er nichts, doch er hörte alles mit vollem Bewußtsein und machte auf Verlangen den Mund zur Untersuchung auf. Mein Vater nahm sofort die nötige ärztliche Hilfe vor, prognostizierte aber den baldigen Tod.

Als mein Vater auf neues Verlangen Tags darauf, Nachmittags, wieder nach Pottenstein kam, fanden wir (ich war wieder mitgefahren) erstaunlicherweise den Armen nicht nur noch am Leben, sondern sogar noch bei vollem Bewußtsein. Beim Hintreten meines Vaters ans Bett schlug Raimund die Augen auf (die Geschwulst war durch die kalten Umschläge ganz ausgeglichen), schaute denselben mehrmals mit bedeutendem Blick an, konnte aber kein Wort sprechen. Auf Befragen um sein Befinden zeigte er mit den Fingern der linken Hand in den Mund, machte denselben auf Wunsch gehörig auf, ließ sich ruhig untersuchen und recht gern einen noch vorhandenen störenden Knochensplitter wegnehmen. Die Ordination blieb mit wenig Abänderung dieselbe. Meinem Vater drückte Raimund darauf mit dankendem Blicke die Hand.

Obwohl die Anwesenden, besonders Raimunds Freundin, Antonie Wagner, alle Hoffnungen auf Wiedergenesung hatten, so mußte mein Vater leider bei seiner ersten traurigen Prognose bleiben.

Ich erinnere mich noch lebhaft, daß ich mich von dem schwer Leidenden — den ich auf der Bühne in allen seinen Werken, stets tief ergriffen von seinem eigentümlichen, in dieser Art wohl nie wiederkehrenden Gemütston, gesehen hatte — fast nicht trennen konnte, und daß er auch mich aufmerksam mit einem unbeschreiblichen Blick angeschaut, als ich, schon im Weggehen, nochmal an sein Leidenslager getreten war.

Ich und mein Vater sahen nun Raimund lebend nicht mehr. Raimund wurde nämlich, nachdem wir ihn verlassen, von Tag zu Tag schwächer, bis ihn endlich am 5. September um $^3/_4$4 Uhr Nachmittags der Tod von seinen qualvollen physischen und moralischen Leiden befreite.

Auf schriftliches Ansuchen des Landgerichts-Verwalters Glaser in Gainfarn fuhr mein Vater am 6. September Nachmittags nach Pottenstein, um daselbst als Landgerichtsarzt die Obduktion der Leiche vorzunehmen. Auch ich befand mich mit dem Instrumenten-Kästchen in dem Wagen.

Im Beisein des Landgerichts-Verwalters, des Aktuars, des Dr. Holzer und Wundarztes Kaibel wurde die Obduktion vorgenommen und ein ausführlicher Bericht darüber verfaßt.

Es würde zu weit führen, wollte ich alles hier wiedergeben, was in diesem mir vorliegenden Berichte enthalten ist. Einiges jedoch ist von besonderem Interesse.

Nach Entblößung des Schädels fand sich am vorderen oberen Rande des linken Seitenwandbeines, nahe an dem Zacken der Kranznaht, ein vier Linien im Umfange großer schwarzblauer Fleck. Nach Abnahme der sehr festen Hirnschale zeigte sich innen an der Stelle des dunklen Fleckes, wo die

Hirnhaut sehr schwer abzulösen war, ein bis an die äußere Knochentafel reichendes, bei fünf Linien im Umfange messendes splittriges, fast rundes Loch im erwähnten Seitenwandbein. An demselben Seitenwandbein fanden sich, einige Linien dahinter, an der Pfeilnaht ein fingerbreiter natürlicher Eindruck (Knochenvertiefung) und zwei bis an die äußere Tafel reichende kleine runde Löcher. Die feste Hirnhaut bildete an der Stelle der splittrigen Verletzung des Seitenwandbeines eine offene Wulst von der Größe einer halben Haselnuß, worin kleine Knochensplitter sich fanden. Uebrigens lag auf der obersten Hirnhaut kein Extravasat. — Nach Zurücklegung der festen Hirnhaut zeigte sich, daß alle sichtbaren Gefäße des Gehirns von Blut strotzten. Gerade unter der angeführten offenen Wulst der festen Hirnhaut fand sich durch den vorderen Teil des hinteren Lappens des großen Gehirns ein Loch, worein man bequem einen Finger stecken und in der Tiefe die bleierne Kugel fühlen konnte. Nach Herausnahme derselben, die auf einer Seite ganz rauh war, konnte man durch diesen Schußkanal bis auf die unteren Schädelknochen fühlen. Weiter war im Innern des Gehirns nichts Abnormes zu finden. Am Grunde des Schädels fand sich links bei drei Unzen extravasiertes geronnenes Blut. — Nach Wegnahme des Gehirns fand sich das unregelmäßig runde Schußloch gerade in der Mitte, drei Linien hinter dem Siebbeinstachel und zwei Linien vor dem Sattelhöcker, wodurch der hintere Teil der senkrechten Platte des Siebbeins, der Schnabel und die Hörner des Keilbeins und der mittlere Teil des Stirnbeins an beiden Seiten zerschmettert waren. — Bei dem senkrecht gemachten Durchschnitt der Schädel- und Gesichtsknochen fand sich, daß der drei Linien hinter den oberen Schneidezähnen in der Mitte des Gaumens beigebrachte Schuß mit einer Oeffnung von dreiviertel Zoll bei seinem Gange in die Schädelhöhle folgende Teile zertrümmert hatte: die beiden Oberkieferbeine, das Pflugscharbein, die Nasenmuscheln; auch das Sieb- und Keilbein waren zum großen Teil zerstört. Von allen diesen Knochenteilen lagen unzählige Splitter und Trümmer in dem gangränösen Schußkanale, daher kam es auch, daß man dem noch Lebenden mit dem Finger ganz bequem durch den Schußkanal des Gaumens bis an das Siebbein und in die hygmorischen Schleimhöhlen des Oberkiefers fühlen konnte, ohne die ins Gehirn gedrungene und dort liegen gebliebene Kugel zu finden.

Die Zähne standen fest, die Zunge und der hintere Gaumen waren unverletzt, daher auch das Schlucken und das Sprechen von Worten unmittelbar nach der Verwundung noch möglich war. Aus dem Gang der letzteren ist auch das unmöglich Scheinende zu erklären, daß (weil kein edler Teil des Gehirns verletzt war) der Unglückliche nicht nur sieben Tage leben, sondern auch sechs Tage bei fast vollem Bewußtsein bleiben, die Augen öffnen, sehen und, wie erwähnt, etwas sprechen und schreiben konnte.

Während der Obduktion hatte mein Vater mir den Auftrag gegeben, die abgesägte Schädeldecke etwas zu reinigen und, in Papier eingepackt, für ihn mit nach Hause zu nehmen, worüber auch im Obduktionsberichte wörtlich

enthalten ist: „Der mitgefertigte Landgerichts-Wundarzt hat die Schädeldecke zur genauen Beschreibung des Obduktionsberichtes zu sich genommen und für seine reichhaltige Sammlung von Präparaten bestimmt.“

Zu Hause angekommen, formte sich mein Vater die mitgenommene Schädeldecke in Gyps ab und fand dieselbe phrenologisch äußerst interessant. Er notierte sich darüber folgendes: „Nicht bald sah ich einen Schädel, an welchem mehrere Organe — nach Gall (der meinem Vater 1825 von Paris aus seine in Wien zurückgebliebenen vielen Schädel und Gypsbüsten für dessen Museum überlassen hatte) — entwickelter, ja sogar in beträchtlichen Erhöhungen, sich vorfanden. Das Organ der Einbildung, Nachahmung, Vergleichung, Ursächlichkeit, Umhersehung, Liebe zu Ereignissen, Beständigkeit und der Hoffnung fanden sich mehr oder weniger entwickelt.“ —

Am 8. September Frühmorgens kamen zwei Herren (Herr Ignaz Wagner — der Bruder der Freundin Raimunds — und der Doktorand der Chirurgie Herr Schilling) zu meinem Vater in dessen Wohnung und forderten in gröblicher Weise die Schädeldecke zurück, mit dem Vorgeben, daß letztere mit dem Leichnam begraben werden solle, und mit dem Bedeuten, daß bei einer Weigerung eine Anklage eingeleitet werden würde. Mein Vater folgte diesen ihm ganz unbekannten Leuten natürlich das seltene Objekt nicht aus.

Raimunds Leiche wurde inzwischen von Pottenstein nach Gutenstein zur Beerdigung abgeführt, woselbst am 8. September das feierliche Leichenbegängnis stattfand. (Der Nachlaß Raimunds soll bei 60.000 fl. K.-M. betragen haben. Sein 1834 in München verfaßtes Testament setzte seine Freundin Antonia Wagner zur Universal-Erbin ein und bestimmte für seine von ihm getrennt lebende Gattin und einige andere Personen bloß kleine Legate.)

Am 13. September 1836 erhielt die Herrschaft Gutenbrunn bei Baden vom k. k. Kreisamte V. U. W. W. den Auftrag, den als Kläger gegen meinen Vater (in mehr als tendentiöser Weise) aufgetretenen Josef Ritter v. Chatarin, Sekretär des Leopoldstädter Theaters (!), „durch allsogleiche, nötigenfalls sogar zwangsweise Verhaltung zur Rückstellung des fraglichen Objektes klaglos zu stellen“.

Mein Vater, der über die ganze Sache gar nicht einmal vernommen worden war, verweigerte dem mit der Forderung auftretenden Herrschaftsverwalter durchaus die Herausgabe der Schädeldecke und er gab zu Protokoll, daß die Klage verleumderisch, falsch, und höchst beleidigend sei und daß er es für nötig erachte, eine hohe Stelle über die Wahrheit in dieser Angelegenheit vollständig aufzuklären.

Von den Ausführungen meines Vaters seien hier nur kurz die Punkte erwähnt, daß er nicht zur Obduktion bloß „zugelassen“, sondern als Landgerichtsarzt amtlich dazu aufgefordert worden sei; daß er die Schädeldecke sich nicht „heimlicherweise zugeeignet“, sondern daß er selbe vor aller Augen mit sich genommen habe; ferner daß der Obduktionsarzt —

besonders bei Selbstmördern — immer das Recht gehabt habe, interessante Objekte zur wissenschaftlichen Verwendung mitzunehmen; ferner daß kein berechtigter Verwandter vorhanden sei, und überhaupt niemand Einsprache an Ort und Stelle erhoben habe; endlich daß er am selben 8. September, an welchem er die Herausgabe an insultierende Fremde verweigerte, zum Landgerichts-Verwalter gefahren sei, um demselben (der ärgerlichen Sache ein Ende zu machen) die Schädeldecke zu seiner Verfügung zu stellen, daß derselbe jedoch das Objekt durchaus nicht annehmen wollte, mit dem Bemerken, das interessante Präparat sei in meines Vaters Sammlung am besten aufbewahrt und überhaupt werde mittlerweile bereits das Leichenbegängnis stattgefunden haben. Zum Schluß war beigefügt: „Das Objekt steht dem Kreisamte, wenn ich nach Beherzigung dieser gegebenen Aufklärung kein Recht auf dessen Besitz haben sollte, zur Verfügung bereit, nur bitte ich, dem Herrn Kläger seine Verleumdung u. s. w. strenge zu verweisen."

Darauf erhielt mein Vater am 15. Oktober 1836 durch die Herrschaft Gutenbrunn die Bekanntmachung eines kreisamtlichen Dekrets, in welchem die Herrschaft angewiesen wird, die fragliche Schädeldecke zurückzuverlangen, indem das Kreisamt gesonnen sei, selbe „der Direktion des allgemeinen Krankenhauses in Wien zur Aufnahme in das daselbst befindliche pathologische Museum abzutreten."

Da mein vielbeschäftigter Vater die Umständlichkeiten eines Rekurses vermeiden wollte und ihm die ganze Angelegenheit schon sehr lästig war, so sendete er die Schädeldecke, mit einem Protest gegen das ganze Verfahren, an die Behörde zur Uebergabe an „die Direktion des allgemeinen Krankenhauses" (wo er gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Assistent des damaligen Primararztes Dr. Sartory und Schüler des berühmten Peter Frank gewesen) unverweilt ein.

Am 11. November erhielt mein Vater darauf den kreisämtlichen Bescheid: Das Kreisamt übergebe die Schädeldecke gleichzeitig den „Bevollmächtigten der Erbin" zur weiteren Verfügung!!

Ein schönes Exempel vormärzlichen Vorgehens der Behörden!

Und die merkwürdige Schädeldecke ist auch wirklich nicht an das bezeichnete Institut abgegeben worden.

Wenigstens versicherte mir der Verfasser des Romanes „Ferdinand Raimund", Adolf Bäuerle, der in letzterem (nach einer unrichtigen Mitteilung der „Allg. Ztg." vom Jahre 1836) die Sache so dargestellt hatte, als läge Raimund infolge eines „Leichenraubes" ganz ohne Kopf im Grab, — welche arge Verunstaltung des Tatsächlichen ich in der Theaterzeitung berichtigte —, wenigstens versicherte mir Bäuerle, daß er nachträglich gehört habe, die Schädeldecke sei damals in Wagner'schem Besitz gewesen. —

Wo mag die interessante, von so sonderlichem Schicksal getroffene Knochenschale, die das wunderbare, von den eigentümlichsten Gedanken-

strömen durchzuckte Hirn des hochbedeutendsten Volksdichters Oesterreichs umschloß, wo mag die heilige Gedankenschale Raimunds, die ich mit ernstem Sinnen einst in meinen Händen trug, wohl gegenwärtig sein?

* * *

So schrieb ich damals 1872 (im Wiener Journal „Presse"). Jetzt (1886 am 50jährigen Gedenktage seines Todes) weiß ich, daß die Schädeldecke Raimunds nicht nur wirklich an die Antonia Wagner ausgefolgt worden war, sondern daß diese so sehr umstrittene, wehmütig-interessante Knochenreliquie des genialen dramatischen Gestalters, nach dem vor einigen Jahren erfolgten Tode der letzteren, — mit allerlei Gerümpel (!) — zum Trödler gewandert wäre (!!), wenn dieses Schicksal nicht durch die im letzten Augenblick stattgefundene Erwerbung für den Wiener Stadtgemeinde-Bibliotheks- und Museums-Direktor Dr. Glossy (1903) entsprechende Abwendung erfahren hätte, welcher also Raimunds Schädeldecke gegenwärtig besitzen soll. (Ob diese, aus zweiter Hand in den jetzigen Besitz gekommene Schädeldecke wirklich die mir wohlbekannte des armen Raimund ist, konnte ich bis jetzt nicht konstatieren, da mir — trotz wiederholter Versuche, dieselbe zu sehen, — dies nicht gelang.)

Der Gypsabguß aus dem Jahre 1836 befindet sich heute noch im Museum meines 1842 verstorbenen Vaters, welches (seit 1867) — durch Schenkung —, als „Städtisches Rollett-Museum", Eigentum der Stadtgemeinde Baden bei Wien ist.*)

Der lebendig sprechende Kopf Raimunds ist uns durch Kriehubers Hand in einer seiner vortrefflichsten Steinzeichnungen erhalten.

---

*) Als Ergänzung der oben erwähnten Beziehungen Raimunds zu Antonie Wagner diene, daß im „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft" IV (1894) sehr intime, sein arg schwarzsehendes Wesen zeigende Briefe an dieselbe aus dem Jahre 1823, über seine Gastspiel-Vorstellungen in Baden etc., enthalten sind.

Auch sei hier angefügt, daß ich über „Raimund als Schauspieler" in Dr. Arnold Mayers verdienstlichem Jahrbuch „Deutsche Thalia" I, Wien und Leipzig 1902, eine Schilderung aus eigener Erinnerung brachte.

(Siehe auch meine „Beiträge zur Chronik der Stadt Baden", XII. Teil (1899), S. 57—58.)

XIV.

Franz Grillparzer.

1837.

Seit der Mitte der 30-er Jahre hatte ich, wie ein kaum befiederter Vogel, der seine Töne probiert, angefangen, einzelne Strophen zu gestalten, die mehr den vorhandenen Drang verrieten, als bereits eine ordentliche Weise zeigten. Doch schon im Jahre 1837, in welchem ich zu Wien das Gymnasium absolvierte, erschien mein erstes gedrucktes Gedicht. Es war ein Sonett „An Grillparzer", geschrieben, als ich sein dramatisches Märchen „Der Traum ein Leben" gesehen hatte. Dies mein Gedicht war in der Wiener „Theaterzeitung" vom 16. Oktober 1837 gedruckt; es gefiel, und es ist immerhin bezeichnend, daß ich gleich anfangs die strenge Form des Sonetts gewählt. Freudig überrascht war ich, als mein Vater — der aus praktischen Gründen nicht sehr zufrieden gewesen, als er merkte, daß ich mich dem Versschreiben mit besonderer Vorliebe hingab — einen Brief an mich vom 19. Oktober 1837 mit den Worten begann: „Mein lieber Sohn! Deinen ersten Versuch, öffentlich in der gelehrten Welt als Dichter aufzutreten, habe ich mit Vergnügen gelesen — es hat gelungen!" — Auch Grillparzer soll sich, wie mir damals mitgeteilt wurde, ganz günstig über meinen jugendlichen Flügelschlag ausgesprochen haben.

Ich lernte den gefeierten Dichter jedoch, in bescheidener Zurückhaltung, zu jener Zeit — in welcher ich besonders mit dem lebhaft anregenden, sangreichen Joh. Nep. Vogl und mit dem Goethegeist-erfüllten Feuchtersleben viel verkehrte — noch nicht persönlich kennen. Dies geschah erst nach Jahren, bei Gelegenheit des Festmahls am 12. Juli 1844, welches die damalige Wiener Schriftsteller- und Künstler-Gesellschaft „Concordia" dem Dichter des „Correggio", Oehlenschläger, gegeben. Die dabei vorgekommene hübsche Tatsache, daß — während andere mit Ordenssternen erschienen — Grillparzer bloß eine Rose im Knopfloch trug, faßte ich in Verse, die in meinen 1845 zu Jena erschienenen „Frühlingsboten aus Oesterreich" enthalten sind.

Grillparzer hatte mich aufgefordert, ihn einmal zu besuchen, was ich auch tat. Und da schrieb er mir — es war am 8. August 1844 — die schönen bezeichnenden Strophen in mein Gedenkbuch:

„Willst du, Seele, nicht mehr blühen,
Da vorbei des Sommers Flucht?
Oder, wenn der Herbst erschienen,
Warum gibst du keine Frucht?

War vielleicht zu reich dein Blühen,
War zu bunt der Farben Licht?
Denn die Blüten geben Früchte,
Aber, ach, die Blumen nicht.

Wir hatten eben von seinem Verstummen gesprochen, und es kam mir vor, als ob er die zwei Strophen vor mir improvisiert hätte, denen er die Ueberschrift „Wintergedanken" gab. —

Vom Jahre 1845 bis Ende 1854 war ich gar nicht in Oesterreich, und auch nach meiner Rückkehr sah ich Grillparzer viele Jahre nicht. Erst gegen Ende der 60-er Jahre kam ich insoferne mit dem indeß ruhmvollst Ergrauten wieder mittelbar in Berührung, als ich — zugleich mit Uebersendung meines 1869 erschienenen Ghaselen-Cyklus' „Offenbarungen" — als Badener und als Gemeindevertreter mich verpflichtet fühlte, dem während des Sommers jährlich einige Wochen in Baden weilenden verehrten Dichtergreise meine Dienste in jeder Beziehung anzubieten. Er ließ mir bestens danken, und ich begnügte mich, den in seiner immer ärger gewordenen Schwerhörigkeit gerne Einsamen, oftmal in einer Seiten-Allee des Stadtparkes sinnend Sitzenden, sobald sein Blick mich gerade traf, im Vorübergehen zu grüßen. Gewöhnlich dankte er dabei anfangs bloß in allgemein artiger Weise; aber, wenn er näher blickend mich erkannte, schlug er sein mildleuchtendes blaues Auge in freundlichstem Gegengruß lebendig auf, daß es — wie man das von ihm kannte — sein ganzes Antlitz wie mit lichtem Schein überströmte.

Im Dezember 1870 hatte ich ihm auch mein Schriftchen „Beethoven in Baden", welches zur Jahrhundertfeier der Geburt des Tonheros erschienen war, und ferner im Jannar 1871, bei Gelegenheit seiner eigenen glorreichen 80-jährigen Geburtsfeier — zur Erinnerung — die erwähnte Nummer der Theaterzeitung aus dem Jahre 1837 geschickt, in welcher mein erstes gedrucktes Gedicht „An Grillparzer" enthalten war.

„Gegen Ende Juni 1871 (so lautet meine Mitteilung im „Wiener Salonblatt" 1872, Nr. 5), wie alljährlich nach Baden gezogen, ließ mir Grillparzer — nachdem ich ihm mein kurz vorher erschienenes Heftchen „Deklamationsgedichte" zugeschickt hatte — eines Tages sagen, daß ich ihn doch besuchen solle, er würde zwischen 11 und 12 Uhr Vormittags immer zu Hause sein.

Gleich am nächsten Tage klopfte ich im alten restaurierten „Herzoghof", wo Grillparzer seit Jahren während seines Badener

Aufenthaltes wohnte, ziemlich stark — wie ich meinte — an der Tür seiner einfachen Stube.

„Stärker!" sagte das vorübergehende Stubenmädchen — „der Herr Hofrat hört es sonst nicht!"

Diesen Rat befolgend, vernahm ich sogleich ein mir aus früheren Jahren wohlbekanntes: Herein!

Ich trat ein. Er saß ganz zusammengesunken in einem Lehnstuhl, der nahe dem ins Grüne gehenden offenen Fenster stand. Ich schritt auf den freundlich mir Entgegenblickenden und eine breite bewillkommende Handbewegung Machenden mit lebhaftem Gruß zu, worauf er, mir zugleich die Hand reichend, mit Mühe sich zu erheben suchte. Auf meine dringliche Bitte, nur ja in seiner vollen Bequemlichkeit zu bleiben, erwiderte er, daß es notwendig sei, sich aufs Sopha zu setzen, wobei er den Platz rechts einnehmen müsse — fügte er wie zur Entschuldigung hinzu —, da er nur mit dem linken Ohre etwas höre.

„Ich muß Ihnen noch für alle Ihre freundlichen Aufmerksamkeiten meinen besten Dank aussprechen" — sagte er, sich niedersetzend und mir nochmals die Hand reichend. „Ich hätte es schon längst tun sollen, aber ich habe eben unangenehme Familiengeschichten, die mich leider sehr in Anspruch nehmen. Zum Glück sind es Angelegenheiten, die sich durch einige größere Banknoten ausgleichen lassen. Aber es muß damit ein Ende haben" — setzte er in bestimmtestem Tone, als wollte er die Gelegenheit benützen, sich in seinem Vorsatz noch fester zu bestärken, hinzu; — „ich will auch nicht ein „guter" Onkel zu sein s c h e i n e n, da ich es nicht b i n! Sogar N e r v e n- und epileptische Zustände hat man mir vorgemacht!"

Mit einem, die ärgerliche Stimmung verscheuchenden Lächeln über meine darauf gemachte, meinem Bedauern, ihn von derlei Dingen geplagt zu wissen, angefügte Aeußerung: daß es sich hier allerdings wohl hauptsächlich um den „nervus rerum" handeln mag, brach er dieses ihn jedenfalls sehr beschäftigende Thema ab.

Er kam in einfach verbindlicher Weise nochmal auf seinen Dank zurück und sagte: „Ihre Familie ist ja eine allbekannte Badener Patrizier-Familie — (Grillparzer gebrauchte diesen nur in begrenztem Sinne anwendbaren Ausdruck), und I h r e n V a t e r h a b e i c h b e s o n d e r s h o c h g e s c h ä t z t. E r h a t m i r s o g a r e i n m a l f ö r m l i c h d a s L e b e n g e r e t t e t."

„Wie?" — versetzte ich — „da weiß ich ja noch gar nichts davon!"

„Ich war" — erzählte er — „als ich die „Ahnfrau" und „Sappho" geschrieben hatte, durch Aufregung u. s. w. körperlich sehr herabgekommen. Ich verlor den Appetit und es ging mir bezüglich meiner Gesundheit überhaupt recht schlecht. Ich zog, zunächst der Luftveränderung wegen, nach Baden[1]) und konsultierte da Ihren Vater, den vielbeschäftigten, trefflichen Arzt. Er verordnete mir einiges, aber es wollte nicht recht vorwärts gehen.

---

[1]) Vgl. Grillparzers „Sämmtliche Werke". Stuttgart 1880, X. Band, S. 80—82.

Da kam eines Tages Pyrker, der damals Abt von Lilienfeld war, und lud mich ein und redete mir zu, ihn nach Gastein zu begleiten. Ich beriet mich mit Ihrem Vater darüber, und – dieser erklärte mir unumwunden: Ich könne nichts Besseres tun! — Schon nach kurzem Aufenthalt in Gastein fühlte ich mich wirklich besser, und bald war ich ganz gesund. Dem unbefangenen Rate Ihres Vaters verdankte ich mein Genesen."

„Das ist ja eine ganz hübsche Geschichte!" sagte ich lachend, während Grillparzer seinen vollen milden Ernst beibehielt und hinzufügte: „Und meine zähe Natur hat es bis jetzt ausgehalten; nun aber, hoffe ich, wird es nicht mehr zu lang dauern!"

Als ich darauf entgegnete, daß die Ausdauer, mit der er die Plagen der Festzeit im Januar ertrug, den erfreulichen Schluß erlaube, daß er noch eine geraume Zeit uns erhalten bleiben werde, sagte er in seinem gewohnten Tone: „Nun, jene Festtage sind zum Glück vorüber; — jetzt denkt kein Mensch mehr an mich!" Ich schaute ihm kopfschüttelnd ins halblächelnde Angesicht.

Darauf brachte ich meine Entschuldigung an, daß auch ich zu jener Zeit ihn mit einer Zusendung geplagt[1]), und versicherte ihn, daß ich aus zwei Gründen ihn jetzt überhaupt weiter belästiget habe: einmal, weil ich ihm vielleicht wirklich hier in Baden in irgend etwas, z. B. als Führer oder irgendwie zu Diensten stehen könne, und dann, weil mir das Bewußtsein von großem Wert wäre, daß er das bißchen, was ich als Poet zu leisten vermag, auch kenne.

„Was das erstere betrifft" — antwortete er darauf — „bin ich Ihnen sehr verbunden, aber mein fast einziger Weg in den Park ist nicht weit; und bezüglich Ihrer Arbeiten kann ich Ihnen nur sagen, daß ich alles mit voller Achtung gelesen habe." — Dabei senkte er sein ohnedem immer etwas geneigtes Haupt; und ich gestehe, daß mir dies zu meiner größten Freude den Eindruck machte, daß es kein leeres Kompliment gewesen, was er mit bestimmtem Ausdruck sprach und mit der mir unvergeßlich bleibenden Bewegung begleitete.

„Besonders" — fuhr er fort — „hat mich auch Ihr Beethoven-Schriftchen interessiert." — Er ließ sich nun ziemlich eingehend über Beethoven aus — in der von ihm bekannten Weise; doch berührte er auch ein paar Punkte, die vielleicht noch nicht mitgeteilt sind.

„Vor allem muß man sagen" — lauteten seine Worte — „daß Beethoven, wenn auch ein höchst sonderlicher, doch ein wahrhaft guter Mensch war. Wenn er aber gereizt wurde, da war er — wie ein wildes Tier. Es wäre interessant zu wissen, ob nicht in seiner körperlichen Organisation die Bedingungen dazu lagen. — Ich bin mit ihm, wie Sie wissen, dadurch in nähere Berührung gekommen, daß er einen Operntext von mir haben

[1]) Jene Nummer der Wiener „Theater-Zeitung" aus dem Jahre 1837, in welcher mein erwähntes erstes gedrucktes Gedicht, das Sonett: „An Grillparzer", enthalten ist.

wollte. Ich schrieb die „Melusine"; aber, wie ich's voraussah, er hat die Oper nicht komponiert. Schon eine notwendige Verständigung über die Einzelnheiten des Textes war bei seiner gänzlichen Gehörlosigkeit fast ganz unmöglich. Das stete Aufschreiben eines jeden Wortes war mir peinlich. Dazu kam noch, daß er — unglaublicher Weise — manches ganz kleinlich auffaßte und an künstliche Effekte dachte, die er gar nicht nötig hatte. So wollte er durchaus von einem Jagdchor darin nichts wissen; denn, meinte Beethoven ganz ernsthaft, Karl Maria von Weber hat einen Jagdchor mit sechs Hörnern geschrieben, — da müßte ich nun acht Hörner nehmen!" — „Als meine Mutter" — erzählte Grillparzer weiter — „die eine sehr gute Klavierspielerin war, einmal in Heiligenstadt mit Beethoven auf demselben Gang wohnte, belauschte sie eines Tages den Spielenden vor seiner Tür. Er trat plötzlich heraus, sah die Frau stehen, und rührte seit dem Tage in Heiligenstadt keine Taste mehr an. — Das Töchterlein eines dortigen Häuslers schien ihm nicht wenig zu gefallen. Wenn er aber, sein Sacktuch rückwärts mit der Hand lang nachschleppend, die auf dem Misthaufen oder irgendwie häuslich beschäftigte „Liesel" starr anschauend, in ihre Nähe trat, und sie dann jedesmal laut auflachte, da wandte er sich unwillig von ihr ab und ging rasch weiter. — Ich habe eine größere Anzahl derartiger Notizen über Beethoven aufgeschrieben; und als es sich einmal um eine Biographie desselben handelte, sollte ich das Manuskript zur Benützung überlassen, konnte es jedoch nicht finden. Bei meinem oftmaligen Hin- und Herziehen mag es verräumt worden sein; es muß sich aber noch finden. — Briefe von Beethoven besaß ich einige. Zwei oder drei habe ich an „Autographensammler" verschenkt (einer derselben verkaufte einen solchen Brief um 30 fl. — wie ich hörte); und der interessanteste dieser Briefe, glaube ich, ist wohl in Mexiko mit Kaiser Max zu Grunde gegangen — wenn ihn nicht (was doch möglich wäre und was ich noch zu erfahren suchen werde) der Schwager Holteis besitzt. Es ist dieser Brief besonders dadurch merkwürdig, daß er in eigentümlicher Weise ganz mit großen Ziffern überschrieben ist. — Bezüglich der Tonwerke Beethovens aus seiner letzten Zeit muß ich schon sagen" — betonte Grillparzer — „und zwar auf die Gefahr hin, als musikalischer Ignorant zu gelten, daß ich gegen diese Art, Gedanken in Musik zu setzen, und gegen diese mir oft sehr gesucht erscheinende Weise zu komponieren, entschieden eingenommen bin. Doch er bleibt der große Meister!"

Grillparzer schloß diese mit ziemlicher Lebhaftigkeit gemachten Aeußerungen über Beethoven mit der Bemerkung, daß mir jedenfalls viele für meine gewiß mühsame Schrift über den oftmaligen Aufenthalt des mächtigen Tondichters in Baden dankbar sein werden, und er fügte dann die überraschende Erklärung bei, daß er sehr geneigt wäre, selbst gänzlich nach Baden zu ziehen, wo es ihm sehr bequem sei, während seine allerdings lichte Wiener Wohnung im beschwerlichen vierten Stocke gelegen wäre. Das Hindernis sei jedoch sein fortgesetztes Bedürfnis nach Büchern, welches er nur in Wien in entsprechender Weise befriedigen könne.

Ich sprach ihm die Hoffnung aus, daß er diesen für Baden höchst erfreulichen Gedanken vielleicht doch noch zur Ausführung bringen werde, und daß ich ihm — wie gesagt — ja in allem zu Diensten stehen könnte.

Als ich Miene machte, zu gehen, sagte er mir: „Ich hoffe, es war nicht das einzigemal!“ — Zugleich versicherte er mir, daß er mit mir sehr leicht verkehre, da er jedes meiner Worte deutlich verstehe. Nicht so ginge es ihm mit anderen, besonders mit Damen, die er gar nicht recht verstehen könne, so daß selbe oft lang sprächen, und er wisse nicht, was sie gesagt.

Von literarischen und politischen Dingen zu reden, und ihn überhaupt zu einem noch längeren Gespräch zu veranlassen, vermied ich absichtlich, um ihn für diesmal nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen und zu ermüden, womit er wohl auch ganz zufrieden gewesen sein mochte, obwohl er — wie ich bemerkte — ganz gern und ohne besondere Anstrengung fortgesetzt sprach.

Seit dem vorigen Jahre hat der edle, hochgefeierte Greis übrigens sichtbar gealtert. Sein Gang ist schon sehr mühsam, seine Gestalt recht zusammengesunken, sein Antlitz nicht mehr so beweglich, der Ton seiner Stimme merklich matt, und das noch vor einem Jahre ziemlich freie Auge erscheint rötlich gerändert und nicht mehr des lebhaften Ausdruckes fähig. Nur sein Geist ist noch voll Lebendigkeit, sein Herz ist noch voll Wärme und der Druck seiner Hand hat noch die alte, weiche, sympathische, zutraulich-wohltuende, milddurchströmende Macht“.

* * *

So schrieb ich damals unter dem frischen Eindrucke dieses Besuches. Nun ist sie kalt und starr, die ich nicht mehr drücken sollte, diese geweihte heilige Hand! Aber was Grillparzer damit geschrieben, das bleibt glühend und entflammend stehen in Aller Herzen, und für die Nachwelt im Buch der deutschen Dichtung. —

Auf Grillparzers Tod verfaßte ich nachfolgendes Gedicht, welches in Wochenblatt „Badener Bote“ 1872, Nr. 4, erschien:

Den Lorbeer, den des Ruhmes Hand im Leben ihm nur zögernd gab —
Die Muse legt ihn milden Blicks nun leuchtend auf sein frisches Grab.
Im Augenblick des Todes fällt, was Irdisches am Geiste war,
Und licht vor's feuchte Auge tritt das Ewige nur, rein und klar.

Die Macht, die höchste Gaben gibt, sie hat sein Wesen reich bedacht:
Gediegen Gold und Demantpracht lag reich in seines Herzens Schacht;
Und seiner Seele Tiefe barg viel' unschätzbare Perlen auch,
Und heil'ge Flammen zuckten ihm durchs Herz, entfacht vom Gotteshauch.

Die Flamm' auf echter Kunst Altar, die hellend läutert und verklärt,
Er hat mit priesterlicher Hand sie reinsten Sinnes stets genährt;
Der „Sappho“, „Hero“ Glut und Schmerz, „Medeas“, „Jasons“ Kampf und Drang —
In edelster Begeisterung den Wogen seiner Brust entklang. . . .

Und dieses Geistes Flammenglut im „Ottokar“ noch schlägt empor,
Im „Treuen Diener seines Herrn“ sich dieser Geist nicht ganz verlor;
Und hat die Flamm' im Heiligtum nicht immer ungetrübt gebrannt,
So war der Kreis des Lebens schuld, in den das Schicksal ihn gebannt.

Das „Capua der Geister“ war's — wie, voll Erkenntnis, selbst er sang, —
Was ihn gehemmt in seinem Flug, der nach dem höchsten Ziele rang.
Hätt' freundlich das Geschick gefügt, daß er im Aufschwung seiner Kraft
Beherzt der Heimat Bann verließ, — wie frei hätt' wohl sein Geist geschafft;

Der Geist der im „Weh' dem, der lügt“ sich halb erkämpfte heitern Sieg,
Und der im „Traum ein Leben“ kühn der Dichtung Höh' im Flug erstieg;
Der Geist, der in der „Ahnfrau“ schon vom Dichterfeuer Ahnung gibt,
Das in „Libussa“, „Esther“ noch, im „Bruderzwist“ noch Funken stiebt. —

Doch, nichts beklagt! Genossen froh, was mit geweihter Hand er bot!
Sein Aufgang war für Oesterreich der Dichtung neues Morgenrot.
Sein Dichten war aus duft'gem Hain der glüh'nde Nachtigallensang,
Der in des deutschen Reiches Bau, sowie „aus dessen Garten“, klang.

Genossen froh, was ernst er schuf, und was uns doppelt wert erscheint,
Weil mächtig es am Band gewebt, das Oesterreich mit Deutschland eint!
Mit Hebbel ruft — der einmal sprach (schon selbst des Leibes Tode nah') —:
„Seht einen der Unsterblichen!“ — als er von fern' ihn gehen sah!

Zur Vorstellung im Stadttheater zu Baden am 10. September 1873, zum Besten des Fonds für Aufstellung einer Grillparzer-Büste im Stadtpark daselbst — welches Unternehmen ich anregen und fördern half — dichtete ich einen Prolog: „Grillparzer im Parke zu Baden“, dessen Abdruck auch im Wiener Journal „Presse“ 1873, Nr. 250, erfolgte und dessen Wortlaut nachstehender ist:

Wo lieblich, waldumkrönt und sanft verzweigt,
Das cetische Gebirge niedersteigt,
Wo leis' aus weißem Dolomitgestein
Empor die Nymphe springt, krystallenrein,
Und Segen kündet rings mit warmem Schwalle,
Da winkt — Ihr wißt's — des „Parkes“ grüne Halle.
Und in dem schattenkühlen, stillen Raum,
Den erst die Lust durchsprang von Baum zu Baum,
Und wo's nun einsam ward nach heißem Drängen
Von schmucken Wandlern und von süßen Klängen,
Da sitzt in eines Bänkleins schmaler Ecke
Dort abseit, sichtbar, doch wie im Verstecke,
Ein milder Greis, und seine himmelblauen,
Halboff'nen Augen ruh'n in stillem Schauen.

Wer mag es sein, der sucht die grünen Gänge,
Wenn schon verrauscht das muntere Gedränge?
Der still genaht mit altersmüden Füßen,
Den, die vorübergeh'n, in Ehrfurcht grüßen?
Wer ist es? — ein Geringer ist's wohl nicht,
Wenn auch sein Aeuß'res unscheinbar und schlicht;

Wer kann das sein, der wie ein Fürst geehrt,
Und, wie der letzte, doch nichts will — begehrt?
So frägt manch' Fremder, der ihn sieht von ferne;
Und, wer gefragt wird, gibt die Antwort gerne:
Grillparzer ist es, Badens liebster Gast,
Er hält, wie täglich, hier sein Stündlein Rast.

So sitzt er einsam da, wie traumverloren,
Am Plätzchen, welches längst er sich erkoren, —
Mit leicht zur Seite hingeneigtem Haupte,
Als wär's ihm schwer, das lorbeerkranzumlaubte.
So sitzt er da; — und mählig sich verdüstert
Sein Angesicht, und seine Lippe flüstert:
„Was ich im Schaffensdrang geoffenbart,
Ach, hätt' ichs immer vor der Welt bewahrt!
Die Welt weiß nur, den Lebenden zu kränken,
Dem Toten wird vielleicht sie Achtung schenken.
Ich schuf, so wie es schaute meine Seele, —
Die Menge wollt', daß auch für sie nichts fehle;
Ich schuf mein Werk mit innersten Gewalten,
Ich konnt's nicht nach des Tages Lust gestalten,
Konnt's schmücken nicht mit Flittern und mit Bändern —
Wie's werden wollt', so ward's, — ich konnt's nicht ändern!"

Und tiefer senkt er noch sein edles Haupt,
Der sich gekränkt im Innersten geglaubt.
Und stumm ist's rings; verlassen ist der Raum;
Er sitzt allein nun da, so wie im Traum.

Da weht es leise her durch laue Luft,
Es weht und wogt aus naher Felsenkluft;
Es zieht um ihn mit wunderbarem Klingen,
In unsichtbaren zauberhaften Ringen,
Und des Naturgeist's ew'ge Allgewalt
Neigt sich auf ihn in reizendster Gestalt;
Des Urquells Nymphe steht vor ihm, voll Licht,
Blickt hold ihn an, faßt seine Hand und spricht:
„Was sitzest trauernd Du hier, Menschenkind,
Du volles, reines, wie's nicht viele sind?
Dich quält — ich weiß — daß Alles Du gegeben,
Und daß man Nichts Dir gab für all' Dein Streben.
Doch sieh', manch' Herz ist längst durch Dich entglommen,
Und, was Dein Sehnen, wird noch voll Dir kommen.
Du bist der lichtgetroff'ne Edelstein,
Der wiederstrahlt das Licht im Farbenschein;
Du bist der flugbeschwingte Dichtergeist,
Der adlergleich des Daseins Höh'n umkreist,
Der — wenn auch mit der Spur von Erdenketten —
Sich wußt' zum Himmel höchsten Seins zu retten;
Du bist die wundersame Menschenbrust,
Die tiefstes Leid verklärt zur höchsten Lust,
Die reich die Welt erquickt mit Lebensfluten,
Die Leben gab, doch — selber will verbluten.

Dein Wert spricht laut aus Deinem ganzen Wesen —
Ich küsse Dir die Stirn — Du sollst genesen!" —

Und wohlig haucht es um sein Antlitz nun,
Umfächelt ihn, im regungslosen Ruh'n;
Sein Herz schlägt leicht, die Brust sie atmet frei,
Als ob ein Stein von ihr genommen sei.
Es hebt sein Arm sich so, als ob Verlangen
Ihn trieb' ein Heißersehntes zu umfangen;
Es zucken seine Lippen wie zum Kusse,
Der Atem bebt zu freud'gem Wortergusse;
Und in der Lüfte heilsam lindem Fächeln
Durchzieht sein Angesicht — entzücktes Lächeln!

Da hebt er's Haupt, schlägt auf das Aug', das blaue,
Blickt aus, ob er das Süße noch erschaue;
Und seine Hand, die sonst nicht mehr so rasche,
Greift hastig aus, daß sie das Bild erhasche.
Zwar sieht er nichts als gold'ne Sonnenkreise,
Durch's Laubdach dringend, ihn umzitternd leise;
Zwar fühlt er nichts als warmer Luft Behagen,
Doch fühlt er, wie verjüngt, sein Herz nun schlagen.
Er fühlt, vom Traum erwacht, sich wie begnadet,
So wie in einem Wonnemeer gebadet.
Er dehnt die Wohlgefühl-durchströmten Glieder,
Schaut in die goldig-grünen Schatten nieder,
Und ruft — sich froh und neugestärkt erhebend —:
„Die Luft in Baden wirkt doch stets belebend!
Erst jüngst gekommen an die liebe Stätte,
Ist fast mir schon, als ob kein Leid ich hätte."

Er geht nach Hause, fast mit leichtem Gang,
Und fühlt die Wonne, noch zu Haus, gar lang.
Und man erzählt, daß also manches Jahr
Die Nymphe lieblich ihm erschienen war,
Bis sanft sein Leib ward diesem Sein entrückt,
Indeß sein Geist unsterblich uns entzückt. —

Und in dem Raum, wo dies sich zugetragen —
(Wer frägt da nach den Stunden, nach den Tagen —),
An dieser Stätte die geweiht für immer
Durch höchsten Dichtergeistes hehren Schimmer,
Im Schatten dieser heil'gen Baumesreihen
Wird seinem Bild man eine Stelle weihen;
Und was wir heute freudig tun und hegen,
Es soll den Grundstein zu dem Werke legen!

Und taucht nun auf, ihr leuchtenden Gestalten,
Die sich verjüngen stets und nie veralten,
Die seines Geistes schöpferischer Ruf
Für ew'ge Zeiten herzerhebend schuf;
Die solche Rührung bringen, solch' Frohlocken,
Daß rings kein Auge bleibt vor Wonne trocken,

Und deren Macht als Zauberstab berührt,
Der uns ins Wunderreich der Schönheit führt!
Taucht auf, Gestalten! taucht voll Glanz empor —!
Willkommen! schallt entgegen euch im Chor!

Zur Feier der Enthüllung der Grillparzer-Büste im Stadtpark zu Baden, am 4. Oktober 1874, verfaßte ich ein Festgedicht, welches auch von mir selbst bei der Feier gesprochen wurde, und welches in Nr. 274 der „Presse“ abgedruckt erschien. Es lautet:

Umrauscht von Klängen und von Festeskränzen,
Umdrängt von feierlich vereinter Schar,
Erhebt Dein Bild sich nun mit mildem Glänzen
Im Raume, der gar lang so lieb Dir war.
Wir konnten's nicht in andrer Weise fassen
Das Hochgefühl, das, Dichterfürst, dich preist;
Das mußt Du nun Dir schon gefallen lassen,
Du stillbescheidner, ruhmverklärter Geist!

Die Nymphe, die aus naher Felskluft schwebend
Dich oft umwallte mit dem wärmsten Hauch —
Den müdgeword'nen Leib Dir neu belebend —,
Sie küßt Dir heute Deine Stirne auch.
Und kann sie Dir das Leben nicht mehr geben, —
Ihr Wehen durch der Bäume grünes Gold,
Es zaubert in der Schatten luft'gem Schweben
Auf's Antlitz Dir ein flücht'ges Leben hold.

Und aus dem leis' belebten Angesichte,
Aus welchem Geist und Herz harmonisch dringt —
Umglänzt von der Begeist'rung Flammenlichte —,
Mit fast vernehmbar lautem Wort, es klingt:
Wohl war's nicht meine Art, mich hinzustellen,
Vor aller Welt, ging nur zur Muse leis',
Doch edlem Sinn mag ich mich gern gesellen, —
Gar hier, in meiner grünen Halle, — sei's! —

Nun haben wir ihn, und nicht bloß im Bilde,
Wir haben hier auch seiner Seele Spur,
Denn durch die grüne Halle weht in Milde
Grillparzers Geist, und hört — nicht heute nur;
Er weht auf lindbewegter Lüfte Schwingen
In aller Zeit durch dieses Parkes Raum,
So lang die Vögel auf den Bäumen singen,
Die hier ihn sah'n in seinem Dichtertraum.

Wir haben ihn und freuen uns der Stunde,
Die uns sein Angesicht verewigt hier,
So wie sein geistig Bild im Herzensgrunde
Wir freudig tragen all', als Schmuck und Zier.

Und wenn der kommenden Geschlechter Reihen
Der Anblick dieses Denkmals hehr erhebt,
So werden sie ein Dankeswort uns weihen,
Daß wir das Werk mit regem Sinn erstrebt.

Und nun, beim heut'gen Scheiden von der Stelle,
Die für die Ewigkeit ist eingeweiht,
Fühlt recht das Herz, daß jedes Segens Welle
Zu einem Meere wird der Seligkeit.
Der Segen, den des Dichters Wort gespendet,
Er wirkt in aller Zeit, wenn längst er schied; —
Wohlan! nun singt, eh' Ihr die Schritte wendet,
Vom Segen voll, begeistert ihm ein Lied!

(Hier fällt der Chorgesang ein.)

Grillparzers mehrere Jahre hindurch in seiner Wohnung im „Herzoghof" zu Baden benützten Lehnstuhl brachte ich in das 1876 von mir eingerichtete Badener Stadtarchiv, und ich faßte das Ganze in ein Gedicht, „Der Grillparzerstuhl", welches in der Wiener Zeitschrift „Das Inland" 1877, Nr. 4, und auch als Separat-Abdruck publiziert worden ist. Es lautet dasselbe:

Zu Baden, wo von warmer Flut umrauscht,
Des cetischen Gebirges Nymphe lauscht
Und aus der Felskluft steigt mit leisem Klingen,
Den Leibessiechen Heilung hold zu bringen,
War oft der „Ahnfrau" Dichter Hausgenoß
Im „Herzoghof", dem Babenbergerschloß.
Und als der weltverklärende Verklärte
In's Grab gestiegen und nicht wiederkehrte,
Da stand der Stuhl, in dem ich oft ihn sah,
Verlassen in der stillen Stube da.
Doch, wo der Genius im Traum gesessen,
Soll keiner mehr zu sitzen sich vermessen.
Bald stand der Stuhl — es mög' für immer sein —
In des Archivs tiefstillem Kämmerlein.
Und sicher steht er nun in diesem Raum —
Der Zeuge von gar manchem Dichtertraum —;
Und wo der erdentrückte Dichter saß,
Noch niemand hinzusetzen sich vermaß. —
Nur manchmal, wenn ich in die Stube trete,
In die vom Geist der Vorzeit hehr durchwehte,
Wo mühsam ich nun endlich Ordnung schaffe
In Pergament und Buch und Bild und Waffe, —
Ist mir, als säh' ich in dem Stuhl ihn sitzen,
Umleuchtet von des Dichtergeistes Blitzen.
Ich seh' sich glätten seiner Stirne Falten,
Und seh' ihn, mir die Hand entgegenhalten;
Jetzt seh' ich leis' sein lichtes Auge gleiten
Auf jene Reste aus den Römerzeiten;

Nun starrt er's Bild dort, mit dem düstern Wahn —
Den Holzstoß auf dem Richtplatz — schweigend an;
Jetzt blickt sein Geisterauge trauervoll
Auf's Pergament, das Blut einst überquoll,
Als den Getreuen, der's gesucht zu bergen,
Zusammenhauten wüste Türkenschergen;
Jetzt wendet er das Haupt und schauet mild
Auf meines Vaters lebensvolles Bild,
Der als sein Arzt — wie (in dem Lehnstuhl eben)
Er mir erzählt' — gerettet ihm das Leben. —
So wie lebendig, sitzt im Stuhl er da,
Ganz, wie ich oft darin ihn sitzen sah. —
Ich nahe mich, und suche seine Hand,
In deren Druck ich einst sein Herz empfand:
Ich suche seines Auges hellen Glanz,
In dem der Himmel aufgegangen ganz;
Ich trete hin und spreche trautes Wort,
Doch, sieh' —! da ist die Lichterscheinung fort.
Es war ein Phantasiegebild, ein Traum,
Sein Geist doch schwebt all-immer durch den Raum!

In den 80-er Jahren veranlaßte ich, daß an dem Hause in der Gutenbrunner Schloßgasse Nr. 3 — mit welchem das damals von Grillparzer bewohnte Nebenhaus jetzt zusammengebaut ist — eine kurze, die daselbst stattgehabte Fassung der Idee zu seiner großartigen Trilogie „Das goldene Vließ" bezeichnende Inschrift angebracht worden ist.

* * *

Auf Einladung der Vereine Wiens, die bei der Zentenarfeier von Grillparzers Geburt für das Grillparzer-Zimmer des neuen Wiener Rathauses ein „Gedenkblatt" widmeten, verfaßte ich das folgende Widmungs-Gedicht für dasselbe, welches bei der feierlichen Uebergabe im Festsaal des alten Wiener Rathauses, am 22. Februar 1891, vom Hofschauspieler Lewinsky vorgetragen wurde:

In Oest'reichs frohem, heiter-grünem Lande —
Dem „Garten Deutschlands", wie man's freudig nennt —
Seit jeher, mit des Geistes heil'gem Brande,
Der Dichtung helle Flamme leuchtend brennt.
Der edelste der Priester in der Halle,
Durch die der Wohlklang zauberhaft sich schwingt,
Begeisternd rings, bist — übertönend alle
Mit deines wunderbaren Klanges Schalle —
Grillparzer, Du! dem laut dies Lied erklingt!

Bewegten Herzens preisen wir die Stunde,
Die — hundert Jahre sind's nun — dich gebracht.
Dein Genius gab offenbarend Kunde
Vom tiefsten Leben, kaum im Traum gedacht.

Zu W i e n, aus schlichtem Heim, stiegst du zum Throne,
Auf dem als Geistesfürst du sitzest jetzt,
Umstrahlt von aller Größe reichster Krone,
Die dir der Muse Hand, zum späten Lohne,
In Huld aufs stillverklärte Haupt gesetzt.

Und nicht bloß w i r, die wir noch n a h' dir stehen,
Die wir mit dir zusammen noch gelebt,
Nicht wir allein erschauern in dem Wehen
Des Schönheithauchs, der wonnig uns umbebt,
Der uns, erhebend, strömt aus den Gestalten,
Die du geschaffen und zum Sein entzückt. —
I n a l l e r Z e i t wird deines Geistes Walten
Der Schönheit Blume licht im Volk entfalten,
I n a l l e r W e l t, die du so reich geschmückt!

XV.

Feldmarschall Erzherzog Karl.

1838.

Der Generalissimus und Feldmarschall Erzherzog Karl, der im Jahre 1820 am Eingang des herrlichen Helenenthals nächst Baden bei Wien den Bau des schönen stattlichen, zu Ehren seiner 1815 heimgeführten Gattin Henriette von Nassau-Weilburg benannten Sommerpalastes „Weilburg" beginnen ließ, hat daselbst in friedlichem Familienglück alljährlich die Sommerszeit verbracht. Als er einmal das von grünen Baumwellen umwogte, ebenfalls im Anfange der 20-er Jahre erbaute Gartenhaus meines Vaters in der Bergstraße zu Baden besuchte und auf den gegen das Helenenthal gewendeten Balkon desselben trat, sagte der stets ernstfreundliche Erzherzog — indem er das dort ihm sich bietende reizvolle Landschaftsbild bewunderte — zu meinem Vater: „Nun, mir scheint, ich habe die Weilburg nicht nur für mich, sondern auch für Sie gebaut, um die schöne Aussicht da hier noch schöner zu machen!"

Ich sah als Knabe den alternden Feldherrn mit der kleinen schmalen Gestalt, mit dem stark gefurchten Antlitz und mit der arg hängenden Unterlippe oft und ganz nahe. Er war immer in dunklem Rock und ebensolchen Pantalons gekleidet, trug einen schwarzen mittelhohen Zylinderhut, und er hatte die rechte Hand gewöhnlich an der Brust in den Rock gesteckt. Seine Haltung war etwas steif, sein Schritt war kurz und rasch.

Auch seine schöne Gattin, die wahrhaft liebenswürdige, schon 1829 durch den Tod entrissene Erzherzogin Henriette kannte ich noch und zwar sehr früh durch persönliche Berührung. Als nämlich um die Mitte der 20-er Jahre im Schloßhofe zu Gutenbrunn nächst Baden die Kunstreiter-Gesellschaft des damals sehr renommierten De Bach sich produzierte und ich als aufmerksam zuschauender Knabe zufällig in der Nähe der Hofloge stand, in der sie mit ihren Kindern saß, rief sie mich — von einem Besuch bei meinem Vater her mich erkennend — in die Loge zu sich hinein.[1]) Ich wurde da

[1]) Als Erzherzog Albrecht im Jahre 1887 das Stadtarchiv besuchte, erinnerte ich diesen ihren ältesten Sohn daran.

mit den jungen Erzherzogen näher bekannt, mit welchen ich auch später manchmal in einem kleinen Gärtchen — einem für uns eigens abgesonderten Teil — zusammen arbeitete, sowie ich in der seit 1830 im Teich des Weikersdorfer Schloßgartens errichteten Schwimmschule oft mit denselben zusammen schwamm — einmal daselbst auch ein, zum Glück gut ausgegangenes, durch Knabenübermut herbeigeführtes, nicht ungefährliches Ereignis mit einem der jungen Erzherzoge erlebend, wobei ich selbst — zwar nicht die Veranlassung gab, aber doch der am wenigsten zu Entschuldigende war.

Mit dem alten Erzherzog selbst kam ich erst im Jahre 1838 in unmittelbare Berührung. Er hatte meinem Vater die Ermächtigung gegeben, alles im Schloßgarten der „Weilburg" ihm Interessante für sein Herbarium oder für seinen Garten ohne weiters zu benützen. Da hatte mich nun eines Tages mein Vater in den erzherzoglichen Garten geschickt, um einige bestimmte Rosen zu holen, deren Kultur in der Weilburg bekanntlich berühmt war und bis heute noch ist. Ich suchte dort den Hofgärtner und konnte denselben im weitläufigen Garten nicht finden. In der Nähe des Schlosses kam ich zuletzt an einem vor der Hauptseite aufgerichteten, weiß- und blaugestreiften Zelt vorüber. Aus diesem trat plötzlich der alte Erzherzog heraus und frug mich, was ich wolle. Ich brachte meinen Auftrag vor und entschuldigte mich, daß ich — den Hofgärtner suchend — den Erzherzog gestört.

„Da brauchen Sie gar nicht Herrn Nowak" — entgegnete der wahrhaft gefällige und, wenn auch nicht in der wissenschaftlichen Botanik, doch als Blumist sehr bewanderte Erzherzog Karl —, „das kann ich Ihnen selbst besorgen. Kommen Sie nur mit!"

Er nahm den Zettel, auf welchem die Rosen-Arten von meinem Vater bezeichnet waren, die er zu haben wünschte, klappte ein aus seiner Tasche gezogenes Messer auf, schritt zu den ihm wohlbekannten Stellen, wo die betreffenden Rosen standen, und schnitt die schönsten Blütenzweige von den prachtvoll gezogenen Bäumchen ab.

Als ich, lebhaft dankend, mich entfernen wollte, sagte er: ich solle nur noch mit ihm ins Zelt kommen, denn so dürfe ich die Rosen — der sengenden Sonne wegen — nicht tragen. Er machte mir die in den zartesten und in den tiefsten Farben leuchtenden, halb oder ganz aufgeblühten Prachtblumen in einen Bogen Papier ein und sagte dabei ganz freundlich, daß er eben einen Brief an seine Tochter Therese angefangen habe (die ein Jahr früher als Königin nach Neapel gezogen war), und ihr nun auch schreiben wolle, daß er soeben für meinen Vater — dessen sie sich gern erinnern werde — Rosen gepflückt habe, und daß ich, den sie ja ebenfalls kenne, dagewesen sei; und ein Gruß von mir — setzte der gutgelaunte, mir dabei die sorgfältig verwahrten Rosen in die Hand gebende Erzherzog in gütiger Zutraulichkeit hinzu — wird sie gewiß auch freuen im fernen Land.

Für alle Güte und Mühe aufs Beste und Verbindlichste dankend, verließ ich mit meinen, aus der Umhüllung heraus wunderbar duftenden Prachtgebilden der Natur den herrlichen Schloßgarten und freute mich der inter-

essanten, mir noch jetzt lebhaft in der Erinnerung haftenden Begegnung mit dem weltbekannten, hier in einfach und natürlich freundlicher Weise mir gegenüber getretenen Helden der napoleonischen Zeit.

Nicht wenig eigentümlich berührte der im Verkehr mit Erzherzog Karl besonders auffallende Umstand, welcher an dieser Stelle noch kurz erwähnt werden mag, daß der ruhmvolle Feldherr, der Sieger von Aspern, eine Stimme hatte, beinahe wie ein Kind; er konnte — wenigstens damals — nicht anders sprechen, als fast nur in hohem Fistelton. —

Von den Bildnissen des Feldmarschalls Erzherzog Karl ist das, nach Kriehubers Aquarell, 1835 von Benedetti meisterhaft gestochene entschieden das trefflichste und beste. Außerordentlich gelungen ist die nach dem Leben (um 1840) in Gyps ausgeführte Gesichtsmaske des Erzherzogs, von welcher ein Abguß — nebst manchen anderen hochinteressanten, z. B. seines Gegners Napoleon — im jetzt städtischen Museum meines Vaters in Baden sich befindet. Eine strengentschiedene, nahezu mit Eigensinn und Trotz verwandte, in bedeutenden Erlebnissen gewonnene Festigkeit — die sich auch in seinen jetzt publizierten Schriften zeigt — ist der Hauptzug dieses ungemein charakteristischen Habsburger-Angesichtes, aus welchem der tatsächlich reich vorhanden gewesene Teil gewinnender Eigenschaften nur wenig spricht.[1])

* * *

Der dritte Sohn des glorreichen Erzherzogs Karl, der 1821 geborene und 1847 in frühem Tod zu Venedig dahingegangene Vize-Admiral Erzherzog Friedrich, mit dem ich als Knabe ebenfalls öfter zusammen war, hatte sich 1840 bei der Erstürmung von Saida in Syrien persönlich ausgezeichnet, und in freundlicher Erinnerung an den ehemaligen hübschen geweckten Jungen und in Freude über seine mutige Tat besang ich das damals viel besprochene und auch von Geiger und Lanzedelly bildlich dargestellte Ereignis. Dieses Gedicht war eines meiner frühesten in Druck erschienenen, und wurde im Reichhaltigen, sehr viel schönes von Bauernfeld, Castelli, Deinhardstein, Ebert, Enk, Feuchtersleben, Frankl, Grillparzer, Grün, Halm, Hammer, Kuffner, Betty Paoli, Karoline Pichler, Prechtler, Pyrker, Seidl, Vogl, Zedlitz, und vielen anderen vormärzlichen österreichischen Dichtern enthaltenden „Album der Wohltätigkeit" abgedruckt, welches

[1]) Eine nicht uninteressante Reliquie — einen Gebrauchsgegenstand des verewigten Erzherzogs Karl — besitzt die Stadtgemeinde Baden seit 1893, als Gabe des inzwischen zu Linz verstorbenen. früher hier ansäßig gewesenen Generalstabsmajors a. D., Adolf Ritter von Skrzeszewski: einen Reisespiegel in Holzrahmen mit Schuber, aus dem Besitze des Feldherrn. Auf der Innenseite des Schubers ist schriftlich nachgewiesen, daß der Spender diesen vom Erzherzog auf allen Feldzügen mitgenommenen Spiegel von seinem Groß-Oheim Czech erhielt, der über ein halbes Jahrhundert in Diensten des Feldherrn, in desselben unmittelbarer Nähe stand und zuletzt Schloßinspektor auf der „Weilburg" bei Baden war. (Vgl. „Badener Bote" 1893, Nr. 18.)

1841 zu Wien zum Besten der „Barmherzigen Schwestern“ herausgegeben worden ist.

Es sei dieses Poëm hier zum Andenken an den jugendlichen Helden, der mit der erzherzoglichen Familie jährlich in Baden verweilte, und zugleich als Beleg für den Eindruck mitgeteilt, welchen das politisch-militärische Vorkommnis zu jener Zeit machte.

Erzherzog Friedrichs Heldentag.

1840.

Am fernen Strand im Osten, wo einst in stolzer Pracht
Das alte Sidon prangte, vom Meere angelacht,
Wo einst die heil'gen Städte, nach langer Kreuzesfahrt,
Die Kühnsten aller Länder der Christenheit bewahrt;

Was tönt dort in die Lüfte hinauf mit lautem Schall?
Was blitzen dort die Waffen im roten Morgenstrahl?
Was drängt sich dort so blinkend an's grüne Uferland —?
Ein Heer, voll Mut und Treue, — die Waffen in der Hand!

Das ist ein Heer von Kriegern, das durch entschloss'ne Tat —
Den bösen Tiger Herrschsucht zu bändigen, genaht;
Das Völkerrecht zu schützen mit kampfgeschwung'ner Faust, —
Hah! wie da rings es dröhnet! wie alles flammt und braust!

Der Türke und der Brite, — das Schwert in starker Hand —,
Der tapf're Oesterreicher — sie rücken vor am Strand.
Vor Saida steh'n sie wogend — und, horch', wie's kracht und schallt!
Und donnernd sprüht's, wo's qualmend des Meh'med Schar umwallt.

Doch sieh'! wer stürmt so feurig die Felsen hoch hinan?
Mit kühn geschwung'nem Degen erkämpft er sich die Bahn!
Sein Herz es schlägt noch lauter als der Geschoße Ton —
Das ist ein Oesterreicher — ein junger Heldensohn!

Der Jugend Rose färbt ihm die Wangen licht mit Glanz;
Er kämpft und ringt — es gilt ja den ersten Siegeskranz!
Und es umzuckt ihn leuchtend — das muß ein Wiederschein
Von seines Vaters Waffen, von Oestreichs Sonne sein! —

Nur mutig! vorgedrungen! mit Macht hinauf! hinauf!
Victoria! Die Fahne weht schon zum Himmel auf!
Das ist Erzherzog Friedrich, der auf die Mauer stieg,
Und alles jauchzt und jubelt — errungen ist der Sieg!

Und durch die Lüfte schallt es, da nun der Feind erlag —:
Das war, mein liebes Oesterreich, für dich ein schöner Tag!
Und als es Karl vernommen — sein Aug' in Tränen schwamm, —
Es fiel der gold'ne Apfel nicht weit vom gold'nen Stamm

XVI.

Karoline Pichler.

1840.

Die reichbegabte, einst so viel gelesene, 1769 zu Wien geborene Schriftstellerin Karoline Pichler, die bekanntlich durch ihre Mutter noch mit der Kaiserin Maria Theresia zusammenhing und — nach stiller, seit 1843 dauernder Ruhe auf dem Währinger Friedhofe — neuerlich am 6. September 1901 in einem Ehrengrabe des Wiener Zentralfriedhofes beigesetzt wurde, hat seit den Zwanzigerjahren oft während des Sommers in unserem niederösterreichischen Baden geweilt, wo auch 1838 ihr um die Kurstadt sehr verdienter Gatte, Andreas Eugen, als k. k. Regierungsrat gestorben ist. Hier war die „Seniorin des geschichtlichen Romans in Deutschland“ (wie Gottschall sie nennt) mit meinem Vater, dem ein Jahr vor ihr gestorbenen, weitbekannten Arzt Anton Franz R., aus ältester Badener Familie, innig befreundet, und ich selbst erinnere mich aus meiner Knaben- und Jünglingszeit, durch oftmalige persönliche Berührung, lebhaft der ernsten und doch dabei freundlichen und wienerisch gemütvollen alten Frau, deren Züge und Wesen 1829 am trefflichsten in einem von dem sehr geschickten damaligen Wiener Magistratsbeamten L. Krones für das Museums-Gedenkbuch meines Vaters nach der Natur ausgeführten Aquarellbildnisse festgehalten sind.

In der umfassenden Abteilung weiblicher Handarbeiten dieses reichhaltigen, auch die wichtige Büsten- und Schädelsammlung Dr. Galls enthaltenden (durch Geschenkgabe jetzt städtischen) Museums in Baden, befinden sich mehrere Erzeugnisse ihrer nebenbei auch in dieser Art beschäftigten Hand, wie aus dem nachfolgend mitgeteilten, ihr sympathisches Innere warm bezeugenden Schreiben aus Wien vom 17. April 1832 an meinen Vater hervorgeht, welchen einige Monate früher das Unglück eines komplizierten Beinbruches getroffen hatte, worüber — auf ihren Wunsch — mein älterer, 1869 hier als Stadt- und Badearzt verstorbener Bruder, Dr. Karl R., ihr den im Schreiben erwähnten Bericht gab.

Der freundschaftliche, nett und flüssig geschriebene, in meiner Autographensammlung aufbewahrte Brief der Dichterin an meinen Vater lautet:

„Verehrter! Unsere hochschätzbaren Fräulein v. Gärtner“ (Töchter des geheimen Rates Freiherrn von Gärtner) „gehn in wenigen Tagen nach Baden, und ich ergreife diese Gelegenheit, um Ihnen zwey kleine Arbeiten von meiner Hand zu übersenden, die ich im Laufe dieses für Sie, wie für uns, sehr traurigen Winters verfertigt, und immer auf einen günstigen Zufall zur Abschickung derselben gewartet habe. Nun weiß ich aber, daß die Hand, welche Ihnen diese Kleinigkeiten überbringt, den Wert der an sich unbedeutenden Gabe erhöhen wird, und so bin ich froh, so lange gewartet zu haben. Das gestickte Täfelchen ist nach einem Dessin, der Ihnen vorigen Herbst so wohl gefiel, und das Schächtelchen ist eine Probe der jetzt so verbreiteten Mosaik- oder Kartonagearbeit. Möchte es Ihnen gefallen und Sie ihm ein Plätzchen in Ihrer interessanten Sammlung einräumen! —

Wie geht es Ihnen übrigens, verehrter Freund? Hier hat die ganze Stadt, am wärmsten aber diejenigen, die Sie persönlich kannten (oder sich in die Zahl Ihrer Freunde rechnen durften, worunter uns Sie gewiß auch erlauben, uns zu zählen), Anteil an Ihrem schrecklichen Unfalle genommen. Einmal habe ich es sogar gewagt, mich unmittelbar an ihren trefflichen Hrn. Sohn um Erkundigungen zu wenden, die mir so wichtig waren. Danken Sie ihm noch einmal in meinem Namen für den Bericht, den er mir mit so lieber Genauigkeit und Güte in einer Epoche gab, wo seine Zeit gewiß vielfach in Anspruch genommen war. Ich habe einigen Personen, die sich lebhaft für Sie interessierten, namentlich den Baronessen v. Gärtner, viele Freude durch die Mitteilung genauer Nachricht gemacht.

Nun rückt die Zeit herbey, wo ich hoffen darf, Sie bald wieder zu sehen. — Möchte ich Sie doch ganz wohl und hergestellt antreffen! — Ich bringe wahrscheinlich meine arme verwitwete Tochter „(Frau von Pelzeln)“ und ihre drei Waischen mit nach Baden. Die Aerzte haben ihr Wasser und Luft in Baden sehr angeraten.

Leben Sie nun recht wohl, verehrter Freund! Die Meinigen empfehlen sich Ihnen aufs achtungsvollste, und ich bin mit unveränderlicher Hochschätzung

Ihre ergebenste Pichler.“

Schon im Jahre 1822 hatte die gefeierte Dichterin — die in ihren „Denkwürdigkeiten“ allerlei über Baden spricht und auch ihrer Teilnahme am 1832 im Redoutensaal daselbst abgehaltenen Naturforscher-Festessen Erwähnung macht — in das Museums-Gedenkbuch meines Vaters, der ihr herzlich geschätzter Arzt war, die folgenden sinnvoll-schildernden Verse geschrieben:

„Was die Natur erschuf, die Kunst bereitet, des Wissens
Reges Bemühen ersann, stehet hier ringsum gehäuft.
Landtier, Vogel und Fisch, des Meeres bunte Gehäuse,
Was in der Erde Schoß reifet, vom Tag nicht gesehn;

Dann der Pflanzen Geschlechter, und was — das Leben zu schmücken —
Aus dem veredelten Stoff bildet die künstliche Hand,
Alles im kleinsten Raum, mit kluger Ordnung geschichtet,
Siehst Du; des Himmels Gezelt wölbet sich oben darauf,
Reich mit Sternen besä't, daß von der Erde die Seele,
Wenn Sie sich müde geweilt, steige zum Ew'gen empor.
Staunend blickst Du umher; doch staune mehr noch -- dies alles
Sammelt' ein Einzelner, schuf Eines gewaltiger Geist;
Spielend als Nebengeschäft, bei Uebung heiliger Pflichten,
Die, der Menschheit zum Trost, freudig und treu er geübt.
Sieh! das vermag der Wille, der ernste, feste des Menschen;
Also kann er den Raum mehren, verdoppeln die Zeit,
Daß ein Einziger wirkt, was sonst nur Viele vermögen,
Und das unglaublichste Werk steht vor dem wundernden Blick.
Wenn das Beispiel uns nun — beschämt, so erhebt es uns wieder,
Da es des menschlichen Geist's Würd' und Vermögen beweist."

19. September 1822.

Caroline Pichler, geb. v. Greiner.[1])

---

[1]) Ihre „Sämmtlichen Werke" erschienen 1820—1844 in 53 Bänden. Wien: Braumüller und Seidel; Leipzig: Liebeskind.

XVII.

Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

1840.

Nach meinem, gegen Ende der 1830-er Jahre an der Wiener Universität erfolgten Eintritt in die philosophischen Studien wurde ich mit dem vortrefflichen, in Goethe'schen Geiste denkenden und dichtenden Wiener Arzt Feuchtersleben bekannt, dessen einfach-natürliches, liebenswürdiges Wesen mich mächtig anzog. Da ich — der ich schon 1837 mit einem beifälligst aufgenommenen Sonett an Grillparzer (s. d.) in einer sehr verbreiteten Zeitschrift und seither auch anderwärts mit poetischen Flügelschlägen erschienen war — viel mit ihm verkehrte, so fügte es sich von selbst, daß ich ihn ersuchte, meine bis dahin zusammengeschriebenen Lyrika ratend zu begutachten.

Er tat es gern, und er schrieb mir darüber den folgenden, sein tiefgehendes inneres Wesen bedentsam offenbarenden, für weitere Kreise interessanten Brief, mit kräftiger Hand:

„Lieber Freund!"

„Wenn ich so lange zögerte, ehe ich mich gegen Sie über das mir anvertraute Heft ausspreche, so war es, weil ich die Sache nicht leichtsinnig behandeln, sondern alles, was sich mir als Aufgabe darstellt, mit Ernst und Gewissenhaftigkeit abtun wollte, — weil ich dazu die Versuche aufmerksam durchgehn mußte, und weil — weil man sich besinnt, jemanden mit völliger Offenheit zu behandeln, — gesetzt, daß diese mit Illusionen, die für ihn unvermeidlich sind, in Streit geriete. Wie oft ist mir schon gesagt worden: Freund! nur Wahrheit! offne, rücksichtslose Wahrheit! ohne Schonung! ich will nur Wahrheit! — und wenn ich nun diese offene Wahrheit, auch mit Schonung, sagte, da war Feuer auf dem Dache, da war ich einseitig, zu streng, befangen, — wo nicht dumm oder gar böswillig!

Sie sollen sehen, daß ich Sie nicht mit solchen Herrn in eine Linie stelle, — Sie sollen Wahrheit haben.

Ich habe die Gedichte gelesen. Es spricht manches zarte, schöne Gefühl, mancher glückliche Gedanke daraus; Sie haben Sinn, Liebe, vielleicht Begeisterung für die Dichtkunst; Sie wissen Verse fließend und wohlklingend zu bilden, und sich bequem in verschiedenen Formen zu bewegen; aber eben weil das alles der Fall ist, und weil Sie mir das Recht erteilen, ja die Pflicht auferlegen, Ihnen Rat zu geben, so bitte ich Sie: warten Sie noch mit der Veröffentlichung! Wären Sie ohne Gefühl von Poesie und Leben, wären Sie mir obendrein gänzlich fremd, so würde ich sagen: Schön, mein Herr! lassen Sie nur drucken, — ich wünsche das Beste, — und damit Adieu! So aber sage ich: Glauben Sie mir, der ich darüber Erfahrungen habe; der erste, öffentliche Schritt eines Schriftstellers entscheidet über vieles, oft über sein Leben, — und ich könnte Ihnen manchen talentvollen Dichter nennen, der, ich weiß nicht was d'rum gäbe, ihn nicht gemacht zu haben. So lange man im Stillen für sich hin arbeitet, ist man glücklich, und bildet sich immer schöner und reiner heraus; — der erste Schritt nach Außen — ist nicht zurück zu machen. Wird man getadelt, was hat man für Freude? und der Tadel beim ersten Auftreten ist schwer zu verwischen; überdieß bessert man sich selten, sondern glaubt sich verkannt, und verhärtet sich gegen den Tadel; wird man gelobt, so ist's noch schlimmer, — denn man glaubt sich nun fertig, und kann sicher sein, nie wieder gelobt zu werden.

Die Anforderungen, die unsere Zeit an den Lyriker macht, sind ungeheuer, — wenn man nicht mit dem Beifalle der Weiber oder guten Freunde zufrieden ist. Hübsche Verse macht alles, Romanzen und Balladen schneit es, Reflexionen regnet es, Gefühle jeden Genres, Humor, Ironie und Schmerz werden von den Dächern gesungen; — wer nicht etwas Andres mehr zu bringen hat, oder das Alte anders zu bringen weiß, — mag zu Hause bleiben! Ich sage nicht, daß man nicht von Neuem wieder Liebe, Wein, Natur, Vaterland u. s. w. empfinden und besingen soll, da wir doch alle wieder Menschen sind und eodem cogimur; — ich rede nur vom Druckenlassen; wer singt, singt für sich, — wer drucken läßt, läßt für andere drucken.

Ich hatte anfangs vor, über einzelne Gedichte etwas zu sagen, — aber dies Ergebnis macht es unnötig. Ich habe nur die mit Bleistift im Titel durchgestrichen, die ich Ihnen jedenfalls wegzulassen raten würde, und die mit V bezeichnet, die in einem richtigen Sinne gemacht sind. Weit entfernt, mich für einen Dichter zu halten, habe ich mich dabei nur ins Publikum versetzt!

So weit mein ehrliches Credo. Diejenigen, die Sie kajolieren, die Ihnen lauter Schönes und Freundliches sagen, — glauben Sie mir, — meinen es schlecht mit Ihnen, und sind schadenfroh oder unwissend.

Was werden Sie nun tun? Sie werden hingehn, und einen Verleger suchen. Aber, finden Sie einen, so werden Sie nach Jahren

wieder an mich zurück denken, und mit ernstem Lächeln sagen: Er hat Recht gehabt!

Ihr wahrer Freund

Wien, 4. Febr. 1841.

Feuchtersleben.

Die scharfblickende Vorhersagung des verehrten, freundschaftlich gesinnten Dichters und Gelehrten machte ich — allerdings nach eingehender Beherzigung und Befolgung seiner so schätzbaren Vorschläge — tatsächlich wahr, und ich ließ mein erstes lyrisches Buch „Liederkränze" im Jahr 1842 zu Wien in Karl Gerolds renommiertem Verlag erscheinen. Ich hatte dabei das Glück, gleich bei diesem frühen Schritt günstige Beachtung der literarischen Kritik und sogar bald Aufnahme in Anthologien zu finden, — welches Erscheinen meines ersten Büchleins (dem viele andere: 1845 „Frühlingsboten aus Oesterreich", 1847 „Wanderbuch eines Wiener Poeten," u. s. w. folgten) im Jahre 1882, nach 40 Jahren, durch Prägung einer vom Wiener Künstler Radnitzky senior trefflich gearbeiteten Denkmünze „von Freunden und Verehrern" gefeiert wurde.

In mein „Gedenkbuch" — welches bedeutende Namen enthält, doch leider nur einige Jahre von mir fortgeführt wurde — schrieb er mir 1843:

Laßt uns das Wort einander geben:
In Kunst und Wissen, Lieb' und Leben
Stets rein zu sein und frei und klar!

Ja, frei und klar, — vergeßt es nie:
In Leben, Lieb' und Poesie!

Nov. 1843. Ernst Fhr. v. Feuchtersleben.

Sehr lebhaft ist mir in Erinnerung, daß der bereits 1849 verstorbene Dichter des volkstümlichen „Es ist bestimmt . ." und Verfasser der weltverbreiteten „Diätetik der Seele," als hochgeschätzter Arzt und Freund in herzlicher Weise mit der um 1840 in Wien lebenden Witwe des Sohnes Goethes, Ottilie, verkehrte, und daß ich dadurch sie kennen lernte und auch in den Besitz einer der interessantesten, von ihrer Hand beglaubigten Goethe-Handschriften gelangte, enthaltend die Entstehung des Gestaltens der, prächtigen Strophe im „Westöstlichen Divan" (vgl. „Goethes Werke" Weimar 1888, VI. Band, Seite 345):

„Was? Ihr mißbilliget den kräft'gen Sturm
Des Uebermuts, verlog'ne Pfaffen!
Hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm,
So hätt' er mich als Wurm geschaffen.

XVIII.

Carlopago.

1841.

Am ersten der Pfingstfeiertage des Jahres 1877, am düstern, auch diesmal wieder mit Wolkenschleiern verhängten Pfingstsonntag, schloß zu Wien in den Vormittagsstunden auf ewig sich ein Augenpaar, das oft mit klangdurchzitterten Sinnen und Entzücken pfingstfreudig in die leuchtende Lenzpracht geblickt. Karl Ziegler ist es, der kräftige Sohn Oberösterreichs, als Dichter bekannt unter den Namen Carlopago, der nach dreimonatlichem Siechtum, fünfundsechzigjährig, an diesem Tage seine Liederseele ausgehaucht.

Keine biographische Skizze und keinen Nekrolog, nur ein Blatt der Erinnerung an den herrlichen Dichter und Menschen, und zugleich ein bewegt hingeworfenes Genrebild — sozusagen — von seinem Begräbnisse will ich schreiben, wie mir's die Teilnahme für das Wesen des Sängers und Freundes, in Betracht des Leichenbegängnisses des Dahingeschiedenen eingegeben.

Wer seit den Dreißiger-Jahren zu Wien mit den literarischen Kreisen in Berührung stand, der erinnert sich des kleinen Gewölbes in der Annagasse, im damaligen großen Schulgebäude, zu welchem engen Raume einige Stufen hinaufführten, und in welchem der „k. k. Schulbücherverschleiß“ sich befand. In diesem beschränkten Raume bewegte sich seit 1838 eine schlanke, ziemlich große Gestalt mit blondem kurzgeschnittenem Haar am hochgetragenen Haupt, mit blauen, unter einer scharfen Brille fest, doch seelenvoll hervorblickenden Augen, mit gefällig-freundlichem, oft humoristischem, doch etwas eckigem Benehmen und Gebärden, welches im Einherschreiten auf der Gasse sogar etwas militärisch Zugestutztes oder manchmal — gleichwie die Redeweise — etwas gravitätisch-feierliches hatte. Das war der Kanzlist der „Schulbücher-Verlags-Direktion“, Karl Ziegler, der 1812 in St. Martin geboren, von 1819 bis 1823 bei seinen Stiefvater in Mödling bei Wien und von dieser Zeit an bis 1867 in Wien lebte, dann nach Salzburg und nach einigen Jahren wieder bleibend nach Wien zog.

Schon seit 1832 ertönten in der „Wiener Zeitschrift“ und in Taschenbüchern klare, schwungvolle Liederklänge, mit der pseudonymem Unterschrift „Carlopago“, die aus seiner Feder stammten, und die bald größere Aufmerksamkeit erregten. Es waren meist mit starkem Ton geführte Sangweisen von edelschönem, oft antikisierenden Charakter. Die im Lauf der Jahre erschienenen Sammlungen seiner Lyrika: „Gedichte“ (1843), „Himmel und Erde“ (1856), „Oden“ (1866), „Vom Kothurn der Lyrik“ (1869) geben volltönendes Zeugnis von seiner bedeutenden poetischen Potenz. Manchmal glaubte man — und hie und da nicht mit Unrecht — in seinen, häufig in den majestätischen antiken Versmassen hochaufschlagenden Tonfluten etwas Uebertriebenes zu finden, und der Witz war gleich mit der Bezeichnung „carlopagodisch“ bei der Hand; aber die dichterische Begabung und Physiognomie Karl Ziegler-Carlopagos im ganzen betrachtet, muß man ihn — mit gewichtigen Stimmen der deutschen Kritik — als Lyriker sehr hoch stellen und ihn einen der hervorragendsten lyrischen Dichter Deutsch-Oesterreichs, und überhaupt, nennen.

Ueber seine „Oden“ z. B. sagte ein norddeutsches Blatt: „Die vorliegenden Oden gehören der Form nach zu den vollendetsten und schönsten ihrer Art, und in ihrem poetischen Gehalt spricht sich ebenso kräftiges Gefühl für die Hoheit der Natur, wie für die Schönheit in jeder Gestalt aus. Der Dichter hat die steile Bahn der Rückkehr von der Verkünstelung des Denkens und Empfindens zur Natur in sich vollzogen und steht auf dem Boden der freiesten und festesten Lebensanschauung. Es ist griechische Luft, die uns aus diesem Oden entgegenweht. Sie werden den Gebildetsten der Nation eine hohe und seltene Befriedigung gewähren.“ — Und ich selbst sagte 1865, dieselben „Oden“ besprechend, in einem Wiener Blatt unter anderm folgende Worte, die ich heute freudig und wehmütig zugleich wiederhole —: „Der Ton der Gesänge Zieglers,

„— dessen Muse, sinnend einsam,
Lehnt an zerbrochener Tempelsäule“

— wie er selbst singt — ist, wie der Inhalt, ein meist großartig ernster, düsterer, oft sogar gramvoller; aber durch ihr in stets imposanter Mächtigkeit hinflutendes, tiefleidenschaftliches Rauschen und Brausen dringt nicht selten sieghaft ein jauchzender Jubelschrei gesundester Lebenslust und ewiger ahnungsvoller Freude, und triumphierend ruft er der Muse zu —:

„Und zerstört mich der Tod, dann empfange mein Herz,
Das verwesend noch goldener Staub ist!“

Wenn sich auch verdienter Lorbeer — obwohl von der Masse ungesehen — um seine edle Stirne wand, so kam er dabei in seiner Lebensstellung doch auf keinen grünen Zweig. Seit er 1857, aus dem Kanzleijoch flüchtend, in Pension trat, war sein Auskommen — bei dem winzigen Ruhegehalt eines kleinen Beamten — so karg bemessen, daß er, besonders in den letzteren Lebensjahren, nur mit Unterstützung der „Schiller-Stiftung“ und der zeitweiligen Staatsdotation auskommen konnte.

Ich war mit Karl Ziegler zuerst in Berührung gekommen, als er 1842 sein „Oesterreichisches Odeon“ erscheinen ließ, eine Anthologie in zwanglosen Heften, worin er auch drei meiner „Morgenlieder“ brachte. Seither war er mir ein liebwerter Freund. Auch während meiner Wanderzeit von 1845 bis Ende 1854 erfolgte ein manchmaliges Suchen und Finden durch lebhaft in die Ferne geworfene Zeilen; und später steigerten sich noch die Zeichen unseres gegenseitigen sympathischen Zusammenhangs. Ich besitze von ihm eine Anzahl inhaltreicher Briefe an mich, desgleichen auch manche an mich gerichtete Verse, von welchen die folgenden aus Salzburg vom 31. Dezember 1872 datierten, als Beweis seiner wahrhaft edlen und lebendigen Freundschaftlichkeit, hier ein Plätzchen finden mögen —:

„Dir, vielrühriger Mann, in jedem Gebiete des Lebens,
Spende das Schicksal stets jene belebende Kraft,
Die der Strebende braucht! Sei hoch aus der Ferne gegrüßt mir,
Jetzt beim Beginne des Jahrs. Oftmal gedenken wir Dein!
Und so oft mir Dein Bild aufsteigt vor den Augen des Geistes,
Weht es wie Frühlingsstrahl, warm, mir um Stirne und Brust.“

In jedem Jahre hatte mich der herzlich ergebene Freund in Baden besucht, wo er in den grünen Waldgängen heiter-lebendig auftaute; nur im letzten Jahre war er nicht gekommen. Eben hatte ich vor, ihm zu schreiben, daß ich in diesem Frühling ihn ganz bestimmt wieder erwarte, als mich am 22. Mai die plötzliche Nachricht von seinem Tode unsäglich schmerzlich überraschte. Keine Ahnung hatte ich gehabt, daß „ein schleichendes Nervenfieber“ — ach, man weiß, wie derlei kommt — seit drei Monaten den Teuren niedergeworfen, dem er nun, wie die Mitteilung sagte, oftmal delirierend und in freien Momenten ruhig vom Tode sprechend, erlag.

Innerlichst bewegt fuhr ich sogleich nach Wien und ich kam gerade zurecht. Der blumengeschmückte Sarg wurde in den Leichenwagen gehoben, und wir schritten in kleiner Schar zur nahen, im Innern einen einfach schönen Eindruck machenden Wiedener Elisabethkirche. Verwandte und Freunde trafen sich da zusammen, ihr Trauergefühl verschieden äußernd, aber eins im Schmerz über den gemeinsamen Verlust —: die von tiefstem Weh durchstürmte, dem Vater ähnelnde blonde Tochter aus erster Ehe, die in Tränen aufgelöste zweite Gattin, der ernstbewegte Bruder, die still in sich hineinweinende alte Tante, der getreue Freund Casati, der stets freundlich ergebene, nie alternde (nun aber auch schon hingeschiedene) Mielichhofer, der schon arg verwitterte und trotzdem lebhafte Umlauft, der gehäbige, doch gar nicht mehr so dicke Eduard Mautner (beide ebenfalls schon hingemäht), u. s. w.

Die kirchliche Zeremonie des Einsegnens mit ziemlich gutem Chorgesang hätte sich dem Schmerz- und Trauergefühle ganz entsprechend gemacht; aber das aufdringlich störende Absammeln mit dem Klingelbeutel und das handwerksmäßige, jagende Ableiern der Gebete und der Anrede des dankenden Vorbeters gaben zuletzt der Stimmung unbarmherzig Stoß auf Stoß.

Ich eilte hinaus, um möglichst schnell — da ich den Ort der Ruhe des Freundes sehen wollte — zum Zentralfriedhof zu gelangen; doch, weil ich mich nicht in einen Wagen der Verwandten drängen mochte, kam ich mittels Pferdebahn, auf dem langen Wege durch das endlose Simmering, von Leichenwagen und fahrenden Leidtragenden stets umhastet, erst hinaus in diesen traurigen und zu jener Zeit auch noch recht trostlos aussehenden Zentral-Punkt des Schmerzes, als die Wehbewegten von der Stelle des Grabes bereits sich trennten. So stand ich allein an der Grube, und es war mir auch so lieber. Da gähnte sie, inmitten der tausend von fabriksmäßig erzeugten Grabhügeln, und die Stricke zum Hinablassen des Sarges waren schon über die nächste Grube gelegt. — Es kann nichts Unbehaglicheres geben, als dieses öde, kahle, weitgedehnte, in schauderhafter Raschheit damals zur Hälfte fast bereits überfüllte Repositorium der Opfer des brutalen Sensenmannes, am ebenfalls brutal dareinschauenden benachbarten „Neugebäude“. Ich kann mir nicht denken, daß auf diesen Hügeln von Lehm und Sand eine Blume gedeihen mag, und daß aus dem „goldenen Staub“ des vermodernden Glutherzens unseres für ewig hinabgesunkenen Dichters — auf dem Hügel „Nr. 18“, in der so und sovielten Reihe der „16. Sektion“ — eine Rose blühen wird. . . . . .

Ein kalter Wind wehte — in diesem „wunderschönen Monat Mai“ — durchdringend von Norden her; die Schaufeln der Schachtmacher, die in nächster Nähe reihenweise und fast taktmäßig darauf losarbeiteten, erklirrten; ich warf noch einen langen Blick in die unheimliche, aber von Allem erlösende und befreiende Tiefe hinab und sagte dabei halblaut vor mich hin —:

Sink' denn in den Schoß der ew'gen Ruhe,
Der Du Ruh' im Leben nicht gefunden!
Denn wer in der Seele trägt den Funken —
Der nur Auserwählten ist gegeben —
Ruhet nicht, bis er als Flamme lobert,
Die das Sein erleuchtet und erwärmet,
Glühend Funken streut in and'rer Seelen
Und der Liebe heil'gen Brand entzündet,
Selber doch im glüh'nden Drang verlodert,
Sich verzehrend in den eig'nen Gluten. —
Nimm, o Freund, dies Wort mit in die Grube,
Die Dich raubt, doch uns gibt treu' Erinnern!

XIX.

Franz Dingelstedt.

1841.

Unter dem glänzenden Dach des reinsten blauen Himmels, bei einem im Sommer 1841 von der „schönen Welt“ zahlreich besuchten Feste auf der „Hauswiese“ im Helenenthal nächst meinem reizenden Geburtsorte Baden bei Wien war es. Da fiel mir, inmitten von Hunderten der eleganten, fröhlich im Takt der Lanner'schen Weisen herumwogenden Menge, besonders eine lange, hagere Gestalt mit geistvollen, etwas vornehm gehaltenen, scharfen und doch fast träumerisch überflogenen Zügen auf, die sich mit dem damals tonangebenden Humoristen Saphir durch das summende Gewoge auf dem grünen Wiesenteppich im romantischen Tale trieb.

Es war offenbar ein Fremder.

Sein männlich schönes, bedeutendes Antlitz beschattete ein breiter schwarzer Hut, der übrigens — so wie die ihn eng umhüllende schwarze Kleidung (ein Frack mit ein wenig zu kurzen Aermeln und ein etwas zu kurzes Beinkleid) — ziemlich abgetragen war, was zu den neuen buttergelben Glacé-Handschuhen, mit welchen die zierlichen Hände leuchteten, in wunderlichem Kontrast stand.

Bald erfuhr ich, daß Saphirs sonderlich interessanter Begleiter kein anderer als Dr. Franz Dingelstedt aus Fulda sei.

Ich hatte eine große Freude, den kühnen hessischen Gymnasiallehrer zu sehen, den Heine später so bezeichnend den „Nachtwächter mit den langen Fortschrittsbeinen“ nannte, und ich faßte ihn, im Vorübergehen, oft und scharf ins Aug'. Seine aus elegantem und kleinstädtischem Wesen gemischte, doch jedenfalls nicht gewöhnliche Erscheinung gab damals ein eigentümliches Bild. Es lag etwas Jugendliches, fast Studentisches und Freies in seinem doch männlich-ernsten Aussehen, was aber durch eine gewisse Geziertheit in den Bewegungen der langen Glieder und durch die schon erwähnte sorgfältige Händebekleidung einen parfümierten und aristokratischen Ton erhielt, der ihn interessant machte, dabei doch störend wirkte. Es schimmerte das Lebenselement der höheren Regionen, in denen er sich nachmals bewegte, bereits entschieden durch. Doch machte sich dieses Wesen —

welches sich auf seiner bald darauf erfolgten Reise nach Paris und London erst vollends ausbildete — durchaus nicht geltend, als mich Saphir, den ich gut kannte, unmittelbar vor dem Verlassen des Vergnügungsplatzes, mit ihm bekannt machte, der sich sogleich erinnerte, mein Gedicht „Immermanns Begräbnis“ im Vorjahre gedruckt gelesen zu haben.

Erst im Winter des Jahres 1843 traf ich Dingelstedt wieder in Wien, wo er als Bräutigam der orgeltönigen „böhmischen Nachtigall“, Jenny Lutzer, einige Monate verweilte, und wo ich ihn auch persönlich näher kennen lernte. Es war gerade an dem Tage, an welchem der erste seiner, damals argen Rumor machenden Wiener „W-W“-Briefe in der Augsb. „Allg. Zeitung“ erschien, als ich ihn das erstemal besuchte. Ich fand ihn voll liebenswürdiger Freundlichkeit und schon ganz vertraut mit den öffentlichen und privaten Geheimnissen des Wiener Lebens und der Wiener Gesellschaft, und er zeigte sich voll Interesse für alles. Ueber meinen zu jener Zeit geschriebenen Sonetten-Zyklus „Feuer-Rosen“ hatte er große Freude, und er ließ sich in eine lebhafte Besprechung darüber ein, die mir einerseits seinen scharfen Geist, andererseits sein erquickliches Wohlwollen erfreulich zeigte.

Mein zweiter Besuch traf ihn aber in einer sehr üblen Stimmung und Lage. Zu den vielfachen Händeln, die er sich durch seine schon erwähnten, manche wunde Stelle empfindlich berührenden Wiener Briefe zugezogen hatte, war noch ein böses Augenleiden gekommen; und so fand ich ihn ausgestreckt auf dem Ruhebett liegen, mit blassem leidenden Angesicht, die Augen mit befeuchteten Bauschen bedeckt, so daß er den Eintretenden nur durch Stimme und Händedruck erkannte. Sein ganzes Wesen war vergällt. Es war rührend anzusehen, wie er dalag — mißmutig, leidend, von Zuständen und Gedanken gequält, und doch dabei voll freudiger Dankbarkeit, für den ihn doch etwas zerstreuenden Besuch. Neben ihm an der Wand hing ein Bildnis der Lutzer und daran ein getragener, mit einem Dolche befestigter Handschuh und ein welker Kranz! und am Boden herum lagen — gewiß in Unwillen hingeworfene Manuskripte und Briefe.

Als ich ihn, nach einiger Zeit, wieder das erstemal auf der Bastei begegnete, und ihn — wenigstens körperlich — genesen fand, war ich nicht wenig erfreut. Er blieb noch kurze Zeit in Wien, und vor seiner Abreise schrieb er mir mit den festen Zügen seiner Hand die schönen, seine damalige Stimmung treffend bezeichnenden Worte: „Die Poesie ist, wie die Nachtigall, ein Zugvogel; aber sie schweigt, wenn sie zieht; sie singt nur, wann sie ruht: im Walde Glück, Liebe, Sehnsucht, Freiheit — im Käfig Wehmut, Zorn und Trauer.“

Ich hatte wahrhafte Teilnahme für sein widerwärtiges Schicksal, in das er — wenigstens der Wiener literarischen Welt gegenüber — nur dadurch gekommen, daß er die dortigen journalistischen Zustände (vielleicht wirklich auch, um Boden für ein eigenes Blatt zu gewinnen) scharf beleuchtet hatte; und er wurde — auf meine Veranlassung — in dieser

Beziehung herzhaft in einem deutschen Blatt verteidigt. Der Umstand aber, daß Dingelstedt unter österreichischer Zensur schrieb, und vielleicht sogar unter derselben eine Zeitung gründen wollte, war freilich niemals ganz zu entschuldigen, wenn es auch tatsächlich ein großer Gewinn für die damals so armselige österreichische Tagespresse gewesen wäre. —

Der Herbst 1844 ließ mich, auf einem Ausflug, den ich nach Deutschland machte, Dingelstedt als Hofmann in Stuttgart wiederfinden, wo er bekanntlich noch im Jahre 1843 Bibliothekar-Vorleser des Königs von Württemberg geworden war. Ich machte ihm, trotz seines indirekten Renegatentums, einen freundlichen Besuch, denn ich hatte ihn einmal lieb gewonnen, und ich wollte mich von der Art seiner Umwandlung — an die ich jedoch nie recht glauben konnte — persönlich überzeugen.

Er trat mir in seiner stattlichen Wohnung in orientalischen Morgenkostüm, aus purpurnen Türvorhängen, freundlich, aber von einer gewissen Noblesse umflossen, mit Händedruck entgegen, streckte seine schlanken Glieder auf einen Divan und sprach ziemlich vornehm und allgemein über Früheres und Jetziges, über Literatur, Zeit und Welt. Seine Frau — an deren Seite ich einmal in Wien komischerweise (da ich doch kein Sänger in diesem Sinne war) bei einem Verlobungsfeste in angesehener Familie, wobei alle Gäste als Götter und Göttinnen paarweise erschienen, im Chor gesungen hatte —, die noch immer klangreiche Nachtigall, bekam ich damals nicht zu sehen.

Der Eindruck, den Dingelstedt in Stuttgart auf mich machte, war begreiflich nicht entfernt so rein, wie der erste vor ein paar Jahren; aber ich muß gestehen, daß ich mir im Fortgehen dachte —: er ist doch ein lieber Mensch, der nun einmal bei allem Freiheitssinne, von jeher eine angeborene Neigung zu feinen Lebensformen hatte, welchem Zuge seines Wesens er in seiner jetzigen Stellung entsprechende Befriedigung geben konnte, und in die er sich gewiß nur in der Ueberzeugung begab, vielleicht — wohl minder offenbar, doch unmittelbarer — für die Freiheit wirken zu können.

Und diese Meinung bewahrte ich noch, nachdem ich Dingelstedt im Herbste 1846 in Stuttgart als „Geheimen Legationsrat" wiedergesehen, obschon er mir dort einmal auf der Gasse mit einer Wichtigkeit und beinahe Selbstgefälligkeit sagte: „Ich gehe eben ins geheime Kabinett!" — Wie sehr aber derlei Aeußerungen nur unmaßgebliche äußere Form waren, die seine eigentliche Gesinnung unberührt ließ, beweisen die Worte, die er mir im Jahr darauf in einem Briefe schrieb, als ich ihm mein 1847 zu Frankfurt a. M. erschienenes „Wanderbuch eines Wiener Poeten" schickte —: „Ich danke Ihnen für das Wanderbuch, welches ich bereits kannte und liebte."

Und derselbe war und blieb Dingelstedt auch später, als er 1850 Intentant des Hoftheaters zu München, 1857 General-Intentant des Hoftheaters und der Hofkapelle zu Weimar, 1867 artistischer Direktor

der Hofoper zu Wien, 1871 Direktor des Wiener Hofburgtheaters, sowie früher bayerischer Herr von und später österreichischer Freiherr geworden.

In allen diesen Phasen war ich mit ihm ab und zu in gelegentlicher Verbindung. Von Weimar aus dankte er mir 1864 für meine Bemühung, die damals entstehende „Shakespeare-Gesellschaft“ mitbegründen zu helfen; 1871 empfahl er mir eine junge hübsche Schauspielerin, welcher ich zu einem Gastspiele in Baden verhelfen sollte; und am Schluß eines seiner Briefe an mich steht der interessante Satz —: „Mit uns ist die Welt fertig, und wir mit ihr!“

Ich hab' es auch, in Betracht seines bedeutenden und doch auch immer respektablen Wesens, unterlassen, ein satyrisches Poëm bei seinen Lebzeiten in die Oeffentlichkeit zu bringen, welches ich unwillkürlich hinwarf, als Dingelstedt, der ruf-laute Freiheitsdichter, der formschöne Lyriker, der geistvolle Novellist und freimütige Journalist — Baron geworden, um welche Verleihung man ansuchen muß!

Das Poëm — welches ich hier nicht abschwächen will, obwohl man gegenwärtig geneigt ist, den eben auch mit glänzenden Eigenschaften begnadet Gewesenen gänzlich zu pardonnieren — hat folgenden Wortlaut:

Jetzt putzt Euch das Glas, schaut hin dort — ich wett' —,
Der Anblick wird Wunder Euch bringen!
Das ist dort der „Freiherr“ von Dingelstedt,
Bekannt vom Hellebard-Schwingen!

Du Sänger der Freiheit! — o, welch' ein Hohn!
Erst prunktest Du, strotzend von Orden,
Dann wurdest Du, Herrlicher, — sinkend — „Herr von“,
Jetzt bist Du gar „Freiherr“ geworden! —

Nun sag' mir, war's nichts, als nur Flunkerei,
Als Du hell einst für Freiheit gesungen?
Sag', fühlst Du am Ende jetzt wirklich Dich frei,
Da kühn Du den „Freiherrn“ errungen? —

O, wie tief dringt der Blick, doch wie flach wird der Geist
In gewissen Gewissensdingen —!
Dein Fall, Du gefallener Seraph, beweist,
Daß — niemals wir weiter es bringen!

Wohl manchmal erhebt manch' erhab'ne Gestalt
Das Haupt hoch, umleuchtet von Flammen; —
Wie Wenigen bleibt doch die heil'ge Gewalt, —
Zumeist bricht im Kampf sie zusammen!

Den knechtet der Ehrgeiz, der wird zu bequem,
Der läßt von der Not sich bezwingen: —
Ei, — laßt uns, trotz alle und alledem,
Fortkämpfen und ehrlich ringen!

XX

Nikolaus Lenau und Anastasius Grün.

1843.

1. Nikolaus Lenau.

Noch während meiner Studienzeit, im Anfang der Vierziger-Jahre, und zwar als Hausgenosse im „Schwan“ (nachmals „Hôtel Munsch“) auf dem „Neuen Markt“ zu Wien, lernte ich den düsteren Nimbsch v. Strehlenau kennen. Er wohnte als „Zimmerherr“ im zweiten, ich — schon länger — desgleichen im vierten Stockwerk des palastartigen Hauses.

Wir traten uns bald näher. Im Gespräch hatte der kleingewachsene Mann mit der großen dichterischen Begabung gewöhnlich eine gewisse Freundlichkeit und manchmal sogar ganz heitere Momente, wozu öfter ein feines Lächeln seines geistvollen, in keinem der von ihm vorhandenen Bildnisse ganz entsprechend wiedergegebenen Angesichtes mit den dunklen Augen, wie ein heller, durch Wolken brechender Sonnenstrahl, in anmutsvoller Schönheit kam. Aber wenn er allein dasaß oder, geradeaus vor sich hinblickend, langsam dahin schritt, zeigte sich entschieden die Schwermut seines Wesens.

Trat ich Vormittags bei ihm ein, so lag er um zehn Uhr gewiß noch im Bett, doch nicht schlafend, sondern mit dem Stifte schreibend. Er dichtete damals seine „Albigenser“, und manche Stelle las er mir da vor, als sie eben erst entstanden war. Auch manche seiner schönsten lyrischen Gedichte lernte ich so kennen, die er — in der Sopha-Ecke sitzend — mit seiner sonoren Stimme ruhig, doch mit voller Wirkung vorlas, welche sich durch seinen dabei leuchtend aufblitzenden Blick noch erhöhte. Als er mir einmal sein kleines, einen Hauptpunkt des dichterischen Schaffens treffend berührendes Gedicht „Irrtum“ mitteilte — es war im Juni 1843 — bat ich ihn, mir es aufzuschreiben. Er tat es später, und ich bewahre diese goldene Regel vom „Ringlein Salomonis“ noch heute als Reliquie von ihm. Von meinen eigenen Liedern nannte er, immer sie aufmerksam anhörend, manches gelungen und „frisch gesungen“.

Oefter spielte er mir auch wildstürmisch auf der Geige vor.

Eine merkwürdige Szene hatte ich mit Lenau eines Abends im „Silbernen“, durch seinen literarischen Kreis berühmten ehemaligen Neuner'schen Kaffeehaus in der nahe dem „Neuen Markt“ gelegenen Plankengasse. In den Lokalitäten des ersten Stockes kamen da — wie bekannt — an jedem Abend mehrere der hervorragendsten Dichter und Schriftsteller Wiens zusammen; manchmal fand sich auch einer der noch Jugendlichen dort ein, wie ich es damals war. Nimbsch brachte während seines zeitweiligen Wiener Aufenthaltes meist auch ein paar Abendstunden daselbst zu, wo er mit dem tüchtigen Witthauer — dem geschätzten Herausgeber der „Wiener Zeitschrift“ — ganz meisterlich Billard zu spielen pflegte. An jenem Abend schaute ich, aus einer langen Pfeife Rauchwolken blasend, dem Spiele gerade sinnend zu, als Lenau, nach ein paar prächtigen Stößen, plötzlich den Billardstock hinwarf und aufhörte zu spielen. Er setzte sich stumm in eine Ecke, lehnte den Arm auf einen nebenstehenden Stuhl und senkte den Kopf düster in die Hand. Die Anwesenden beachteten es kaum — wahrscheinlich, weil es öfter vorgekommen war. Nach einer Weile setzte ich mich in seiner Nähe nieder. Als er eine Bewegung gegen mich machte, grüßte ich ihn, da er mich früher während des Spieles nicht gesehen hatte. Er schaute mich halb an und sagte in einem Ton, der wie tief erbittert klang —: „Erschießen sollt' man sich!“ — Nach einer kleinen Pause, während welcher ich den Grund dieser wilden Aeußerung in seinem Verzweifeln über die allgemeinen Zustände gefunden zu haben glaubte, sagte ich zu ihm: „Nun — während einer Gährung ist es immer trüb.“ Da starrte er mich an und stieß — mit Blicken, die wie Funken sprühten — die Worte gegen mich aus, von dem er wußte, daß ich zu jener Zeit Chemie studierte —: „Das sagen Sie, weil Sie Chemiker sind!“

Es gibt diese ganze Szene jedenfalls einen Anhaltspunkt für die Beurteilung seines späteren tragischen Geschickes.

Auf der Reise, die ich im Jahre 1844 — nachdem ich schon 1843 ein paar weitere Ausflüge innerhalb der Grenzen Oesterreichs gemacht hatte — über München und Stuttgart nach Weinsberg zu Justinus Kerner unternahm, mit dem ich schon seit 1842 in Verbindung stand, besuchte ich Lenau in Stuttgart. Es war zwei Tage vor dem Ausbruch der fürchterlichen Katastrophe. Er wohnte im Hause des Hofrates Reinbeck, wo er bei einem Stuttgarter Aufenthalte immer freundschaftlich aufgenommen war, in der geräumigen Stube des erhöhten Erdgeschosses, gleich links vom Eingangstor. Er saß, als ich eintrat, mit dem Rücken gegen die Tür gekehrt, in einem Lehnstuhl und hielt mit der rechten Hand den linken Oberarm umfaßt. Nach freundlicher Begrüßung sagte er mir, sichtlich sehr erschöpft, daß ihn eine schnelle Reise von Frankfurt hieher — es hatte da seine verhängnisvolle Verlobung mit der Senatorstochter stattgefunden — sehr angegriffen und ihm einen argen Rheumatismus zugezogen habe. Hoffend, ihn auf der Rückreise von Weinsberg wieder hergestellt zu finden, schied ich bald von ihm, mit seinen besten Grüßen ans Kernerhaus.

Wie ein Blitz traf nach einigen Tagen zu Weinsberg uns die Nachricht vom Wahnsinns-Ausbruch des edlen Geistes, der im lieben, lebendigen Kernerhaus so oft eingekehrt war als liebster Gast. Die Einzelnheiten dieses erschütternden Ereignisses sind schrecklicher, als man glaubt und in weiteren Kreisen genau weiß.

Der verewigte Gustav Pfitzer, der intime Stuttgarter Freund Lenaus, erzählte mir über den Ausbruch des Wahnsinns bei dem herrlichen Geiste Einzelnheiten, die ich in folgendem nur kurz andeuten will: Er habe eines Tages, durch die Königsstraße in Stuttgart gehend, an dem großen Hause mit der Säulenkolonnade über den Stufen, zu seiner Verwunderung oben auf der Basis einer der Säulen einen ältlichen Mann sitzen gesehen. Als er näher kam, habe er bestürzt Lenau erkannt. Mit vieler Mühe habe er ihn von dort herabgehoben und nach Hause zu Hofrat Reinbeck gebracht, wo der Unglückliche — wie schon erwähnt — im Hochparterre wohnte. Dort habe man ihn möglichst in seiner Aufregung zu beruhigen gesucht, und man mußte ihn wiederholt vom Spiegel wegdrängen, vor den er sich immer wieder gestellt hatte, um sein Gesicht zu betrachten, dessen eine Hälfte sich stark verzogen zeigte. Nur durch vieles Zureden habe man ihn zu Bette gebracht. Am nächsten frühen Morgen sei er jedoch in einem unbewachten Augenblick im Hemd durch das Fenster auf die noch leere Straße hinabgesprungen, in der er mit dem Rufe: „In die Freiheit will ich!“ hinablief. Der Diener einer Familie, mit welcher Lenau verkehrte, erkannte ihn zum Glück und führte ihn nach Hause.

Die Hofrätin Reinbeck, die ihn liebreich, wie einen Familiengenossen behandelte, eilte sogleich in Bestürzung herbei und suchte ihn wieder zu Bett zu bringen, was auch gelang. Als sie jedoch, um etwas herbeizuschaffen, nur für einige Minuten aus dem Zimmer gegangen war, hörte sie plötzlich lautes Läuten der zur Wohnung des armen Nimbsch gehörigen Glocke. Sie lief eilends zurück, und als sie in die Stube trat, wäre sie bald ohnmächtig zurückgesunken. Sie raffte sich aber zusammen und löste rasch vom Halse des Wahnsinnigen die Glockenschnur, die er um denselben geschlungen.

Als er etwas zu sich gekommen war, da — da — führte er gegen die entsetzte, ihn rettende Frau dafür — einen Streich!

Der bejammernswerte verlorene Geist wurde darauf nach Winenden in die Irrenanstalt gebracht. Doch dies und alles weitere — weiß man ja![1])

---

[1]) Das erst in den Nummern vom 21., 22. und 23. Juli 1891 im Wiener Journal „Neue Freie Presse“ über „Lenaus Erkrankung“ aus „Emilie Reinbecks Tagebuch“ ausführlich Mitgeteilte, gibt im wesentlichen eine Bestätigung der obigen von mir in kurzer Fassung zuerst in der Wiener Zeitschrift „Neue illustr. Zeitung“ vom 1. Februar 1885 veröffentlichten entsetzlichen Tatsachen. Die Abweichungen in Einzelnheiten — (das „Tagebuch“ läßt Lenau bloß auf der Straße, von Pfitzer begleitet, niedersetzen, sowie dasselbe von einem „Sacktuch“ und nicht von einer Glockenschnur spricht) mögen als Ergänzungen, zu Pfitzers mir persönlich Erzähltem dienen.

2. Anastasius Grün.

In den ersten der 40=er Jahre wohnte ich zu Wien, als Studiosus der Naturwissenschaften, längere Zeit — wie hier auch in meinen Begegnungen mit Lenau erwähnt — am „Neuen Markt" in einem Gemach des letzten Stockwerkes der ehemaligen „Mehlgrube", der stattlichen (jetzt einem nüchternen Zinskasten gewichenen) Baute Fischers von Erlach, dem nachmaligen „Hôtel Munsch". Der Zufall wollte, daß bald nachdem ich mein hoch oben gelegenes Kämmerlein bezogen hatte, Nikolaus Niembsch von Strehlenau — „Lenau" — auf derselben Stiege im zweiten Stockwerk ein geräumiges Zimmer bezog. Da ich mit ihm schon aus dem „Renner'schen Kaffeehaus" bekannt war, so kam ich — täglich an seiner Tür vorübergehend —, wie gleichfalls erwähnt, öfter zu ihm.

Zu dem Punkte meiner Erinnerungen an Lenau, wo ich seiner für mich gemachten Aufschreibung einiger Strophen erwähnte, will ich hier — dem Titel der an dieser Stelle zu schildernden „Begegnung" entsprechend — eine nähere Darstellung dieses Punktes bringen, der damit zusammenhängt.

Eines Tages brachte ich damals zu Lenau mein „Gedenkbuch", welches ich — ohne es leider in späterer Zeit gehörig fortzusetzen — mir angelegt hatte, um — mit Vermeidung aller Zudringlichkeit, und nur bei guter Gelegenheit — ein im Lauf der Jahre gewiß interessant werdendes autographisches Andenken zusammen zu bringen.

Niembsch zeigte sich sogleich freundlich bereit, etwas hineinzuschreiben in das schon einige bekannte Namen aufweisende Buch, und bereits legte er es aufgeschlagen vor sich hin, als an der Tür ein rasches Klopfen vernehmbar wurde und — Anastasius Grün hereintrat, der herrliche Anton Alexander Graf Auersperg, mit welchem ich ebenfalls seit einiger Zeit bekannt war, da ich ihn schon früher einmal bei Niembsch getroffen hatte.

„Ah! Auersperg!" — rief letzterer dem herzlich Grüßenden entgegen. „Kommst gerade recht! Du sollst auch da etwas hineinschreiben — es wird das ein hübsches Buch!"

Der liebenswürdige, zu einer Zeit fast blühend=voll aussehende Anastasius schaute sich den schönen Großoktav=Band mit Aufmerksamkeit an und versprach, das Gewünschte noch während dieses seines Besuches zu tun.

Begreiflich freute ich mich im stillen, daß mein Handschriften=Heiligtum durch günstiges Zusammentreffen nun gleich mit diesen zwei Namen auf einmal geschmückt werden sollte, und ich sprach das auch beiden gegenüber aus.

Nachdem allerlei zum Gespräch gekommen und eine Pause eingetreten war, rief Niembsch: „Nun, Auersperg! Hier ist die Feder!"

Der Angerufene nickte — augenscheinlich gerade ebenfalls daran denkend — bereitwillig zu und langte nach der Feder.

Niembsch schob ihm das Buch zurecht, und Auersperg=Grün beugte sich, mit der Feder in der Hand, sinnend darüber.

In diesem Augenblick kam ein Bediensteter des nahegelegenen Gasthofes „zur Stadt Frankfurt“, in welchem Graf Auersperg-Grün abgestiegen, und wo er den Auftrag zurückgelassen hatte, ihn hier zu holen, wenn der vergebens von ihm erwartete Besuch doch noch kommen sollte, mit der Meldung an die Tür, daß der Besuch gekommen.

Auersperg sprang auf, versprach aufs Freundlichste, das Unterbrochene bei nächster Gelegenheit auszuführen, und eilte mit kurzen herzlichen Worten fort. —

„Das ist Auerspergs Blatt!“ — sagte Niembsch, gleich darauf das betreffende Blatt umwendend und nahm die Feder in die Hand.

„Was soll ich Ihnen aber schreiben?“

Ich erklärte, daß mir jedes Wort von ihm lieb wäre.

„Welches meiner Gedichte wollen Sie?“ — frug er weiter.

„Das ist schwer zu sagen!“ — entgegnete ich. Doch setzte ich hinzu, daß es mir besonders wertvoll wäre, seine treffenden Strophen vom „Ringlein Salomonis“ von seiner Hand zu haben, wie ich ihm schon einmal sagte.

„Gut!“ — antwortete er, und in wenigen Minuten standen die zwei Strophen, in seiner flüssigen und zugleich netten, deutlichen Schrift, auf dem Blatt des wertvollen Buches.

Noch am selben Tage erhielt Niembsch einige Zeilen Auerspergs, die ihm meldeten, daß er diesmal ohne Abschied abreise, weil er in einer Privat-Angelegenheit schleunig nach Hause müsse. —

Niembsch zog bald darauf fort, fort — in die ewige Nacht. Auch meines Bleibens war nicht in Wien; — ich wanderte „ins Reich“, wo ich mehrere Jahre fast in aller Herren Länder, zuletzt jahrelang in der Schweiz verweilte; und während zehnjähriger Abwesenheit aus der österreichischen Heimat kam es natürlich nicht dazu, das Autograph auf das Blatt Anastasius Grüns zu setzen.

Auch später fand sich keine Gelegenheit dazu, so daß noch heute das Blatt unausgefüllt die weiße Seite zeigt, die keine Ahnung gibt, was sie künden sollte. Und während ich dies schreibe, liegt das Buch mit dem aufgeschlagenen, geisterhaft-weißen Blatt Anastasius Grüns vor mir, und es ist mir heute noch, als sehe ich das edle Antlitz des nun Verewigten und Verklärten sinnig und sinnend über dem leeren weißen Blatte, welches aber sein Atem gestreift, welches seine jetzt vermoderte Hand berührte.

*

Später sah ich Auersperg-Grün — außer im April 1848 in Leipzig (wo ich die, ihn unter sich zählende Wiener Deputation zum Frankfurter Vorparlament am Bahnhof, in lebhaftester gegenseitiger Begrüßung, empfing) nicht wieder. Auch in keine sonstige direkte Berührung kam ich weiter mit ihm. — Erst 1876, bei Gelegenheit der Feier seines 70-sten Geburtsfestes, fügte sich wenigstens eine mittelbare Berührung. Der „Liberale politische Verein für Oberösterreich“ in Linz hatte durch seinen Vorstand die ehrenvolle Einladung an mich nach Baden bei Wien ergehen lassen,

das „Festgedicht“, welches der Verein dem Gefeierten — als seinem Ehrenmitgliede — überreichen wollte, zu verfassen. Ich tat es mit innerster Freude und, wie es scheint, mit Erfolg. Es wurde mir nämlich später mitgeteilt, daß Auersperg-Grün sich geäußert habe, mein Poëm gehöre zu den ihm liebsten Festgaben. — Von ihm selbst, dem armen zu Tode Gefeierten, habe ich keine Nachricht darüber erhalten; doch findet sich in einem Briefe vom 24. Juni 1876 des mit Auersperg befreundet gewesenen Prof. Karl Julius Schröer an mich die Stelle: „Hat Dir Graf Auersperg geschrieben? Er sagte bei mir das letztemal: er mache sich Vorwürfe, daß er Dir noch nicht geschrieben habe.“ — Gut, daß er es nicht getan — wenn ich dabei auch diesesmal wieder um ein teures Andenken gekommen bin; — wenigstens bleibt mir der Trost: ich habe an der todbringenden Ermüdung des bald darauf für ewig Hingesunkenen keinen Teil.

Das oben erwähnte „Festgedicht“ lautet:

Versenkt in Traum, in tiefen Traum
Von üppig-schwüler Lust,
So lag das Land, es blickte kaum
Ein Auge klar, bewußt.
So lag das Land, das schöne Land,
Versengt von heißem Hauch,
Und eine schwere Fessel wand
Um all' sein Volk sich auch.

Da scholl ein lauter Lerchenruf,
Da schoß hellauf ein Strahl,
Ein frühlingsmächtiger Zauber schuf
Den Tag mit einem Mal.
Das Dunkel wich und Flammen schlug
Manch' Herz im Funkensprüh'n,
Und das erhellte Land es trug,
Vom Tod erstanden, Grün!

Der Wecker dieses Lerchensangs —
Wie lichter Morgengruß —
Warst Du, Geweihter, vollsten Klangs,
Du, Anastasius!
Der Bringer dieser Flammenglut,
Die Alles bracht' zum Blüh'n,
Der Rufer dieser Frühlingsflut
Warst Du, hochedler Grün!

Und mancher stimmte jubelnd ein
In Deinen Lenzgesang,
Und warmer lichter Tagesschein
Ins Herz des Volkes drang.
Und in den Herzen hob sich Mut
Und Hoffen, allerwärts,
Und es entglomm die Kampfesglut,
Die focht im „heil'gen März“. —

Heut' bist Du siebzig Jahre alt,
Du jünglingsfrischer Greis,
Der von des Alters Allgewalt
In Jugendkraft nichts weiß.
Heut' ruft das Volk in heißem Drang —
Des Volkes bester Teil —,
Mit Freudenschall, mit Jubelklang,
Dir hochbegeistert: Heil!

Wir seh'n im Geist Dich, sinnend, fern,
Am heut'gen Festestag,
An dem Du fühlst — wir denkens gern —
Warm uns'rer Herzen Schlag;
Wir seh'n im Geist Dich, heiter-klar
Das Leben überschau'n,
Das Dir ein schönes Siegen war,
Und uns ein Himmelsblau'n.

Wir sehen Dich in Zuversicht
Vertrauen auf die Macht,
Die tagverkündend uns das Licht
Zuerst als Klang gebracht;
Das Licht, das hehr vom Himmel stammt,
Das um die Fahne schwirrt,
Die hoch schon flattert, geistumflammt,
Die frei noch wallen wird. —

Wohlauf! Du edler Sängergreis —
In ew'gem Jugendglanz —!
Wir bringen Dir kein neues Reis
Zu Deinem Lorbeerkranz;
Der schmückt Dir voll genug das Haupt, —
Wir bringen ein Gewind'
Von Rosen Dir heut', gründurchlaubt,
Die Dir so wert ja sind!

Mit Rosen schmücktest Du den Schmerz
In trüber Knechtschaft Zeit,
Mit Rosen schmücktest Du das Erz,
Das uns im Kampf befreit;
Mit Rosen schmücken wir das Haar
Dir heut, im Festesglanz, —
Ein Schwert ja warst Du immerdar
In duft'gem Rosenkranz! —

Wohlauf! und bleib' noch lang, noch lang,
Ein jugendfrischer Greis!
Lass' lang noch Deinen hellen Sang
Ertönen, laut und leis;
Den Sang, der nimmermehr verklingt
In uns'res Sternes Lauf,
Der allen Volkes Herz beschwingt,
In fernster Zeit! — wohlauf!

XXI.

Karl Beck.

1843.

Seit dem Anfang der 40-er Jahre bereits war ich mit dem klein und zierlich-schmal gebauten, wahrhaft genialen, eigentümlich ernst sich gebenden, aber still-liebenswürdigen Dichter der flammenden, von heißem Atem durchwehten „Nächte“, nach ab und zu sich fügender Gelegenheit, in freundlichem Verkehr. Er zeigte wenig den in Ungarn geborenen Semiten.

Im November 1843 schrieb mir Karl Beck zu Wien, wo er sich damals vorübergehend aufhielt, in mein Gedenkbuch — nachdem er sich seinen dünnen Schnurrbart und seinen langen schmalen Knebelbart gestrichen — mit seiner feingezogenen Handschrift die Verse:

„In großen Zügen führen wir
Die Geister in die Befreiungsschlacht,
Heischend von den Göttern der Erde
Die große eingekerkerte Sonne,
Das Brot des Ewigen Lebens,
Den freien Atemzug
Des Gedankens!“

Im Jahre 1847 lieferte mir Karl Beck in die poetische Zeitschrift „Lyrische Blätter“, die ich zu jener Zeit in Württemberg herausgab, als Original-Beitrag die zartgestaltete lyrisch-epische Dichtung „Ein Schreiber“, welche in Nr. 5, Seite 129—136, abgedruckt ist. Er beanspruchte dafür ein Honorar von dreißig Gulden; es war aber schon ein Opfer von mir, daß ich ihm — da jenes, auch bereits mit der 6. Lieferung (trotz trefflicher Beiträge erster Dichter) eingegangene Blatt gar nicht in der Lage war, ein Honorar zu zahlen — die Hälfte des Betrages aus der ohnehin sehr geleerten Tasche des wandernden Poeten gab.

Später, in der Flüchtlingszeit, waren wir 1852 in Zürich, während seines damaligen Aufenthaltes daselbst, täglich beisammen, wo er mir eines Tages sein heißblütiges „Rotes Lied“, ganz frisch entstanden, vorlas; und

als Erinnerungsblatt bewahre ich noch aus dieser Zeit einen von mir gemachten schwachen Versuch, sein Profil zu zeichnen.

In einem der letzten 50-er Jahre, als Karl Beck zu Wien kurze Zeit hindurch den „Gesellschafter" redigierte, erbat er sich von mir zwei meiner kleinen Gedichte („Sängerneid" und „Verlorener Klang"), die ihm besonders gefielen. Als ich ihm nicht gleich die versprochene Abschrift geschickt hatte, schrieb er mir — sein warmes Interesse und seine redaktionelle Sorgfalt zeigend — angelegen drängend: „Liebster Rollett! Bitte herzlich, bis Samstag Mittag. Ihr Beck."

In den 60-er und 70-er Jahren sahen wir uns selten. Da kam der Tod und riß ihn — freilich auch zugleich von hartem Lebenslos befreiend — unbarmherzig nieder.

Am Tage von Karl Becks Ende, dem 10. April 1879, trieb es mich, die folgenden Strophen niederzuschreiben:

Nicht ein plötzlicher Windstoß verlöschte das Licht,
Das geheiligte Licht Deiner Seele,
Ein erlösender Blitzstrahl befreite Dich nicht, —
Daß der Kummer Dich langsam zerquäle.
Und so lang noch ein Tröpflein des Oeles sich fand
In der Lampe, Poet Deines Lebens,
Ach, so lang auch im Stüblein, dem einsamen, stand
An dem Bett der Erwürger vergebens.

So verschwend'risch geschmückt Dich das Schicksal im Spiel
Mit entfesselnd erklingenden Gaben,
O so karg, dem Reichspendenden, zu doch Dir fiel
Von dem Gut, das Nichtswürd'ge oft haben.
Nicht nur Göttliches sinnend, ach, saßest oft Du
Auf dem Bette, wach träumend, die „Nächte", —
Ach, Du lerntest oft, „weinend", statt friedlicher Ruh',
Sie da kennen die „himmlichen Mächte".

O, sie hatten gut reden: „Beschränke Dich nur,
Freund, und schneide zur Lohnschrift die Feder!"—
Nur, vom Eishauch befreit, blüht im Pracht die Natur
Und zum Tagwerk des Geist's taugt nicht Jeder.—
Ach, es war Dein Geschick — nun bist reich Du und frei:
In die Welt streu'n die köstlichsten Spenden,
Und doch selber zu darben, ein Bettler, dabei, —
Reichst noch Blumen, mit modernden Händen!

Ich schickte die grollenden Anapästen für den Tag des Begräbnisses rasch an die Augsburger „Allgemeine Zeitung", deren Mitarbeiter im nicht-politischen Teil ich seit Jahren war. Das knapp gehaltene Gedicht wurde — wegen „Mangel an Raum" — nicht aufgenommen. Es bleibe dahin gestellt, ob an der Nichtaufnahme der „Mangel an Raum" oder mein Gedicht, oder vielleicht der Umstand schuld war, daß die „Allgemeine Zeitung"

den von Haus aus radikalen Dichter Karl Beck in dieser Weise nicht verherrlichen wollte. Da ein Abdruck meiner — wenn auch ganz schnell zurückgelangten Strophen in einem der Wiener Blätter doch verspätet erschienen wäre, so sendete ich mein schmerzlich aufschreiendes Poëm an Hugo von Meltzl nach „Claudiopolis“, welcher lebhaft rührige Literar-Historiker und Philolog in dieser siebenbürgischen Universitätsstadt damals die orginelle, verdienstvolle „Zeitschrift für vergleichende Literatur“ herausgab. Dieses weltliterarische, allerdings nur in einem kleinen Kreise verbreitet gewesene Blatt brachte das Gedicht sogleich in der Nummer vom 15. April 1879 (Vol. V. Nr. XLVII, S. 1030), mit einer auf Karl Becks Verhältnis zu Petöfi bezüglichen, nicht zu übersehenden Notiz.

Es sei hier oben mein Poëm einem größeren Kreise mitgeteilt, zugleich das Andenken an den glutvollen Sänger der „Nächte“ durch einige Erinnerungs-Notizen erneuend.

XXII.

O. L. B. Wolff.

1843.

Den seinerzeit oftgenannten, um die Mitte der Zwanziger-Jahre auch von Goethe protegierten Jenenser Professor Oskar Ludwig Bernhard Wolff, den vieltätigen Schriftsteller und gewandten Improvisator, lernte ich bereits bei seinem Wiener Aufenthalte im Jahre 1843 kennen, wo er im Kärntnertor-Theater seine improvisatorische Kunst produzierte. Er machte überall damit ein gewisses Aufsehen, denn er hatte in der Tat nicht bloß die nötige Gewandtheit, sondern auch die vielseitige Bildung, die seinen flüchtigen Eintagskindern einen gewissen höheren Sinn und Geschmack verlieh. Zudem war er von äußerst freundlichem und einnehmendem Wesen und gegen junge Poeten von besonderer Liebenswürdigkeit.

In nähere Berührung trat ich mit Wolff während meines Aufenthaltes zu Jena von 1845 bis 1846. Der großgewachsene, breitschulterige Mann mit den geringelten blonden Haaren und mit den in Gold gefaßten Augengläsern, den man seine semitische Abstammung bloß im Schnitt des Mundes und der übrigens fast platten Nase am kugelrunden Kopf ansah, war im ganzen — wie schon angedeutet — ein gemütlicher, oder wenigstens zutunlicher, gern zu Scherz aufgelegter heiterer Geselle; d. h. bis auf einen Punkt, den man — wie ich zu spät durch Erfahrung inne wurde — nicht berühren durfte, ohne ihn in stille Aufregung zu versetzen und es sich mit ihm sogar gründlich zu verderben. Das war: der Zweifel an der hohen Bedeutung des Improvisierens, oder vielmehr an dem bleibenden Wert dieser Produkte des Augenblicks.

Als ich einmal, mit Anerkennung der zum einigermaßen stichhaltigen Improvisieren erforderlichen großen Geschicklichkeit, harmlos aber unvorsichtig aussprach, daß man derlei meist doch nur hören, aber selten lesen könne, da war's vorbei.

Der doch in vielen literarischen Fächern — wenn er auch kein exakter Gelehrter gewesen — verdienstvoll Tätige setzte seinen Stolz gerade in diese Begabung und in diese Art der Dichtung, und er war so kleinlich und

kindisch, sich infolge meiner Aeußerung mir gegenüber plötzlich ganz zurückhaltend zu benehmen. Ja, er ging noch weiter. Während er nämlich mich im 1846 erschienenen VIII. Bande seiner „Enzyklopädie der deutschen National-Literatur“ bereits mit Biographie und Proben meiner Dichtungen angeführt hatte, ließ er die von ihm für die bald darauf erschienene neue Auflage seiner vielverbreiteten Anthologie: „Poetischer Hausschatz des deutschen Volks“ schon ausgewählten Gedichte von mir demonstrativ ganz weg; und es schien, daß sein Groll auf mich anhielt bis zu seinem Tod.

Bevor diese Störung unserer Beziehungen eingetreten war, erlebte ich bei ihm einen eigentümlichen tragi-komischen Abend. Es war das Ereignis eines Sängerkampfes mit — blutigem Ausgang.

In kurzem Umriß mag dies Kuriosum hier erzählt sein.

Der nebst Wolff renommierteste deutsche Improvisator Bärmann war aus Hamburg nach Jena zum Besuch gekommen. Wolff veranstaltete in seiner Wohnung einen improvisatorischen Abend, wobei die beiden sich messen wollten in ihrer Kunstfertigkeit. Es wurden dazu — außer Jenenser Notabilitäten und Gästen — auch Celebritäten aus Weimar, darunter Lißt und Auerbach, der sich damals ebenfalls dort aufhielt, geladen.

Der Improvisatorenkampf begann damit, daß ein Papierbogen herumgereicht wurde, auf welchen jeder Gast ein paar beliebige Reime zu schreiben hatte, und dies so lange im Kreise der Anwesenden herum, bis die Reihe der Reimpaare das Ende des Foliobogens erreichte.

Nachdem dies geschehen war, ersuchte Wolff: ein Thema für das nach den aufgeschriebenen Endreimen zu improvisierende Poëm anzugeben.

Lißt rief: „Gedanken während einer Luftschifffahrt.“

Galant übergab Wolff den Bogen dem Gaste Bärmann. Dieser überflog die Reihe der Reime und begann ohne viel Besinnen, improvisierend das Gedicht nach dem gegebenen Titel mit den aufgeschriebenen Reimen, herzusagen, und zwar ohne alles Stocken, so als ob es nur herabzulesen wäre; und es war sogar durchaus nicht übel gelungen.

Lauter Beifall lohnte ihn.

Wolff nahm nun ganz ruhig dem Rivalen den Bogen aus der Hand und sprach, mit denselben Reimen, über dasselbe Thema, ebenfalls ganz flüssig, ein gleichfalls ganz gut sich anhörendes Gedicht.

Als der reiche Beifall verbraust war, überraschte jedoch Wolff die Gesellschaft und seinen Nebenbuhler damit, daß er, ohne Säumen, über dasselbe Thema nochmal ein nicht minder gelungenes Gedicht hersagte, und zwar — mit der Folge der Reime von unten nach oben!

Verstärkter Beifall ward ihm für die erstaunliche Leistung, und Wolff erschien augenscheinlich als Sieger.

Bärmann aber griff lächelnd nach dem wunderströmenden Papierbogen und tat ganz ruhig dasselbe, was Wolff getan, und noch dazu mit womöglich noch größerer Sicherheit und mit noch bedeutenderen Wendungen und Gedanken.

Nun erscholl wirklich ein Beifallssturm, und es war kein Zweifel, daß zuletzt Bärmann gesiegt.

Dies anerkannte auch Wolff, und er war von dem Tausendkünstler aus Hamburg so entzückt, daß er auf Bärmann zuschritt, um ihn zu umarmen und zu küssen.

Dabei ereignete sich aber, die folgende, wenigstens für den Augenblick verhängnisvolle Katastrophe.

Der hochgebaute und breite Wolff beugte sich zu dem kleinen mageren Bärmann, ihn umfassend, nieder, wobei der etwas Ungeschlachte im Niederbeugen mit einem Fuß so nach rückwärts ausschlug, daß er an einen Stuhl stieß, auf welchem eine Laute lag — da Bärmann sich auch als improvisierender Sänger produzieren wollte. Einer der Gäste sprang herbei und suchte die fallende Laute zu erfangen, stieß aber zugleich an ein Tischchen, auf welchem eine große brennende Lampe stand. Als ich, nebenstehend, die Lampe schwanken sah, wollte ich — unglücklicherweise – dieselbe erfangen, bei welchem Versuch jedoch der Glas-Zylinder zerbrach und einer der Scherben mir den Ringfinger der rechten Hand, unter dem oberen Glied an der Innenseite, fast bis auf den Knochen entzweischnitt.

Ein Blutstrom stürzte hervor. Das Wasser des Kübels, welchen man schnell herbeibrachte, war bald so rot, als wäre es lauter Blut. Der Arzt unter den Anwesenden hatte Mühe, das Blut zu stillen und die Wunde zu verbinden.

Der fatale Zwischenfall machte eine solche Störung, daß er den Abend halb verdarb.

Es war in der Tat ein Sänger-Zweikampf mit blutigem Ausgang — nur, daß es einen Dritten traf. Heute noch, nach mehreren Jahrzehnten, sieht man deutlich die Narbe an meiner Hand. —

Wehmütig und alles vergessend, was Wolff mir später in kleinlicher Art angetan, gedenke ich des jovialen Lebemannes und fleißigen geistigen Arbeiters, der so gern froh und heiter fortgelebt hätte, doch in Verzweiflung über die unzureichende Ergiebigkeit seiner materiellen Quellen, im September 1851, in die befreiende ewige Todesnacht versank.

7*

XXIII.

Karl Gutzkow.

1844.

Nachhaltigeren Eindruck, als irgend ein anderer Prosaist der neueren deutschen Literatur, übte in der Zeit um 1835 auf mich und andere Karl Gutzkow, dieser eminent ernste und hochbegabte, die ganze moderne Bildung umfassende und repräsentierende Geist der jung-deutschen Literatur. Das Interesse für denselben wurde bei mir mächtig genährt und gefördert durch meinen intimsten Jugendfreund, den nachmaligen als tüchtigst bewährten Wiener Magistratsrat Anton Josephy[1]), der ein enthusiastischer Verehrer der Geisteswerke Gutzkows war.

Ein näherer Berührungspunkt mit Gutzkow ergab sich für mich bald. An seinen Nachfolger in der Redaktion der Hamburger Zeitschrift: „Telegraph für Deutschland" — welches Blatt Gutzkow von 1838 bis 1841 redigierte — an den wackeren Georg Schirges, hatte ich seit dem Anfange der 40-er Jahre Korrespondenzen aus Wien geschickt, die demselben mit ihren unbefangenen Mitteilungen (welche ich meist im damals neu entstandenen „Juridisch-politischen Leseverein" schrieb, wo mir auch der spätere Minister Dr. Alexander Bach manchmal Material dazu gab) sehr willkommen waren. Im Herbst 1844 erhielt ich nun in meiner Wohnung zu Wien den Besuch des renommierten Schauspielers Baison, der — zu einem Gastspiel nach Wien gekommen — mir eine Karte von Gutzkow brachte, auf welche letzterer in Schirges Namen das Ersuchen geschrieben hatte, dem Gastspiel Baisons im „Telegraphen" eine ausführliche Würdigung zu widmen. Im Jahre darauf kam Emil Devrient in derselben Weise zu mir; diesmal wünschte Gutzkow einen größeren Aufsatz unter dem Titel: „Emil Devrient in Wien." Ich besorgte das alles gewissenhaft und hatte mir dadurch — wie durch meine schon früher veröffentlichten poetischen Arbeiten — augenscheinlich Gutzkows Zuneigung und seine gute Meinung errungen.

---

[1]) Ueber den 1883 Verstorbenen schrieb ich im Wochenblatt „Badener Bote" 1883, Nr. 29. — Ephen überrankt sein Grab in Weikersdorf nächst Baden.

Dies bestätigte sich auch, als er im Jahre 1845 selbst nach Wien kam, wo ich ihn öfter, sowohl im Gasthof, wo er abgestiegen war, als bei mir und in Gesellschaft u. s. w. sah; und in seinem darauf erschienenen Buch „Wiener Eindrücke", spricht er auch ein freundliches Wort über mich.

So erklärt es sich, daß ich 1846 bei meinem längeren Aufenthalt zu Frankfurt a. M. — wo Gutzkow zu jener Zeit ansässig war — mit ihm viel verkehrte, und daß er mich sogar, als er damals für einige Wochen nach Paris ging, ersuchte, mich während seiner Abwesenheit um seine Gattin (eine verständige, lebhafte, ihm treu ergebene Frau) und um seine Kinder öfter umzusehen.

Das tat ich denn auch in freundschaftlicher Ergebenheit, und es fügte sich zufällig, daß ich gerade im Kreise seiner Familie war, als Gutzkow nach mehrwöchentlicher Abwesenheit eines Abends zurückkehrte und uns mit einem Lächeln begrüßte, welches von innerer Befriedigung zeugte.

Welche Ueberraschung aber sollten wir da erleben!

Kaum hatte er sich zu uns gesetzt, so öffnete er, geheimnisvoll blickend und vergnügliche Worte flüsternd, welche unsere Spannung steigern sollten, die mitgebrachte Handtasche und zog ein Manuskript mit den Worten heraus: „Da hab' ich Euch etwas mitgebracht!" Und, sich an unserer Neugierde weidend, setzte er lebhaft hinzu: „Wenn Ihr Lust habt, will ich es Euch noch lesen."

Und was las er uns da — als die Kinder rasch zur Ruhe gebracht waren — zu unserem Erstaunen und zu unserer Freude?! Den „Uriel Akosta", sein so berühmt gewordenes Trauerspiel in fünf Aufzügen, welches er während der kurzen Abwesenheit in — Paris geschrieben!

Er war eigens dahin gereist — wie er sagte — um allein in einer fremden Stadt die nötige Sammlung und Ruhe, sowie zugleich die lebendige Anregung zu haben, die er zur Ausführung der geheim gehaltenen Absicht, seine in viel früherer Zeit geschriebene Erzählung: „Der Sadducäer von Amsterdam" dramatisch zu gestalten, für nötig hielt.

Das tiefbedeutende, den Kampf des freien Denkens mit dem starren Dogma wirkungsvoll zur Darstellung bringende Stück machte den entschiedensten Eindruck auf uns. Er hatte es aber auch mit seiner, im ganzen zwar etwas scharfen, aber mildester Modulation fähigen Stimme meisterhaft gelesen. Man vermißte in dieser Art der vermittelnden Mitteilung durchaus nicht die Wärme, die später von kritischen Stimmen — bei aller Anerkennung der mächtig wirkenden Dichtung — als nicht genugsam vorhanden bezeichnet wurde. Ich hörte seine Stimme nie so volltönend, ich sah sein interessant geschnittenes, von schön entwickeltem Scheitel mit schlicht gekämmtem Haar ebenmäßig überwölbtes Antlitz mit dem charakteristischen blonden Knebelbart, niemals so leuchtend und durchgeistigt, wie damals beim Lesen seines neuen Stückes. Es war das für mich in jeder Beziehung ein wirklich denkwürdiger Abend, an welchem ich durch ein günstiges Geschick, nebst Gutzkows Gattin, der erste gewesen bin, der dies Werk vernahm.

Seine Gattin war — wie schon angedeutet — eine sehr lebhafte, in der Form leichtmütig erscheinende, im Wesen aber streng grundsätzliche, kleine, liebe Frau. Dabei war sie „edel, hilfreich und gut", was ich auch persönlich bei einem kurzen Unwohlsein, durch die größte mir erwiesene Freundlichkeit und Güte dankbar erfuhr. Interessant ist, was sie — deren Vater der schwedische Konsul zu Frankfurt, Freundsheim, und deren Mutter eine Tochter des bekannten Grammatik-Verfassers Meidinger war — mir über ihr Bekanntwerden mit Gutzkow und über ihre Verbindung mit demselben mitteilte. Als „Backfisch", eben erst aus dem Institute gekommen, verliebte sie sich in den im selben Hause wohnenden, geistvollen jungen Schriftsteller, und es kam auch bald zur Verlobung. Kurz darauf wurde derselbe jedoch, als „ketzerischer" Verfasser der „Wally", nach Mannheim ins Gefängnis abgeführt. Unbeschreiblich war ihr Kummer darüber, aber eben so groß dann ihr Schreck, als nach einigen Monaten ihr Bräutigam als hagerer, vergrämter Mann vor ihr stand, bei dessen Anblick sie tatsächlich — davonlief. Doch folgte später eine ganz glückliche Ehe, welcher drei Knaben entsproßten. Die zwei älteren waren damals etwas vierschrötige, doch gutherzige Jungen; der jüngste aber, ein zartes, etwa fünfjähriges Bübchen, war allerliebst und sah ganz seinem Vater ähnlich. Er zeigte sich sehr frühreif. Einmal klagte er mir z. B. — als er schon hinlänglich Brod bekommen hatte und noch immer mehr haben wollte, was man ihm verweigerte — ganz ernsthaft über „das schlechte Leben" und mit possierlichem Trotz setzte er hinzu: „Ich werde auswandern — nach Amerika!"

Sowie Gutzkows verewigte Gattin habe ich auch ihn selbst im allerschönsten und besten Andenken. Er war, wenn er sich aufschloß, ebenso teilnehmend und so liebenswürdig wie hochbegabt, und, trotz seiner oft gefürchteten Schärfe, im Herzen edel und gut.

Aus den in regem geistigen Verkehr mit ihm verbrachten Stunden blieb mir besonders eine Aeußerung von ihm lebhaft in Erinnerung. Als ich ihn nämlich einmal fragte, wie er sich eigentlich seinen tiefen Blick ins Innerste aller Verhältnisse des Lebens, der Kunst und der Natur, seine Darstellungsgewandtheit u. s. w. errungen — ob er dies hauptsächlich durch Lesen und Studieren, durch Beobachtung, durch Intuition, durch Walten der Einbildungskraft und des Verstandes, oder — wie wahrscheinlich — durch das alles zusammen erworben, da antwortete er kurz, mit festem Blick mir tief ins Auge schauend: „Ich habe viel geklopft an allen geheimen Pforten und — vor allem an der Pforte des Menschenherzens! Dort liegt alles für den glücklichen Finder bereit!"

Von seiner Hand bewahre ich auch den sinnvollen Denkspruch, den er mir am 8. August 1846 zu Frankfurt zum Andenken schrieb: „Moralische Wandelungen und innere Revolutionen, zu welchem wir im Alter Jahre brauchen, machen wir in der Jugend in Minuten durch." — Welch' lang dauernde innere Revolution mag diesen starken Geist im Alter wohl zu

dem düsteren Augenblick gebracht haben, in welchem er — wenn auch nur für einen Augenblick — am Leben verzweifelte! —

Noch sei das ins Feld der bildenden Kunst schlagende Kuriosum erwähnt, daß ich einmal — es ist das mein einziger Versuch im Bereich der Plastik geblieben — eine kleine Büste Gutzkows modellierte.

Ich war in der ersten Hälfte der 40=er Jahre zu Wien und zu Baden bei Wien — meinem Geburtsorte — mit dem geschickten Bildhauer Hirschhäuter befreundet, der unter anderm auch Statuetten von Beethoven und von Lenau ausgeführt hat. Wenn ich ihm öfter so zusah, wie er in der bildsamen Masse — Lebengewinnendes herausgestaltend — herumarbeitete, äußerte ich manchmal meine Passion, dies ebenfalls zu tun, wenn auch ohne weiteren Zweck.

Eines Tages warf er mir bei solcher Gelegenheit ein faustgroßes Stück des feuchten Tons auf den Nebentisch hin und rief: ich solls doch jetzt einmal probieren!

„Warum nicht?“ — entgegnete ich scherzhaft — „aber was!“

Von seiner Arbeit gar nicht aufschauend, versetzte er rasch: ich hätte ihm ja gerade zuvor erzählt, daß ich gestern abends im Salon Walter mit dem „Gutzkopf“ (wie er humoristisch sagte) zusammengekommen sei, und ich solle ihm nun zeigen, wie er aussieht, der „Gutzkopf“.

„Das ist leicht gesagt!“ — antwortete ich — „aber schwer getan!“

„Nur probieren!“ animierte mich der in seiner Arbeit Fortfahrende, ohne weiter auf mich zu achten.

Da es mir ja doch kein Unglück schien, wenn ich — wie wahrscheinlich — nichts zusammenbrachte, was einigermaßen eine Idee vom Geforderten geben konnte, fing ich lachend an, am Tonklumpen herumzukneten, bis derselbe ziemlich wie eine auf einem Bruststück sitzende Art von Kopf aussah. Dann ging ich daran, mit einem vom Tisch daneben genommenen Modellierholz den Kopf auszuarbeiten, wie ich glaubte, daß er beiläufig sein müsse, und tat so lang — ganz in der Arbeit vertieft — daran herum, daß Hirschhäuter endlich mit den Worten: „Nun, wie stehts?“ aufstand und, hinter mich tretend, ausrief: „Was tausend! — Das ist ja ein — Kopf!“

Ich trat etwas zurück, um mir das Ding doch auch anzuschauen und nach wenigen Augenblicken rief ich aus: „Ja, und das ist sogar der Gutz=Kopf!“

„Nun, nur zu!“ — versetzte er, und machte sich wieder an seine Arbeit.

Ich setzte mich wirklich ebenfalls wieder an mein Werk und arbeitete daran mit steigendem Interesse und mit einiger Zuversicht eifrig weiter. Als Hirschhäuter nach einer Weile — gerade im rechten Moment, bevor ich wieder alles verdorben hatte — noch einmal zu mir trat, um nachzuschauen, sagte er, sich hinsetzend und mit ein paar Schnitten die zu breiten Achselteile wegnehmend: „Der Kopf ist gar nicht so übel, und wenn er noch dazu einige Aehnlichkeit hat, so heben wir uns diesen Versuch

auf!" — Er nahm, auf meinen Wunsch, eine Schachtel, machte die kleine Büste auf dem Boden mit feuchtem Ton fest, und ich trug sie, mit verwundertem Lächeln, mit mir fort.

Bevor ich nach Hause ging, wollte ich noch in den „juridisch-politischen Leseverein". Im Vorzimmer daselbst stellte ich eben die Schachtel in eine sichere Ecke, als Bauernfeld — hastig, wie immer — im Fortgehen aus dem Lesezimmer kam und mich frug, was ich da habe. Dabei machte er auch schon — unter meiner wichtigtuenden Mahnung, vorsichtig zu sein — die Schachtel auf und rief: „Ei, Gutzkow! — Wer hat denn das gemacht?"

Ich war förmlich verblüfft.

„Wer sagt denn, daß dies Gutzkow sei?" — frug ich in nicht geringer Erstauntheit.

„Das ist er, wie ich ihn gestern sah!" — entgegnete mir der neugierig Gewordene und fast ungläubig Aufhorchende, als ich ihm versicherte, daß dieses Werk ich selber vor einer Stunde ausgeführt.

Nach diesem unerwarteten Erfolg mit der improvisierten und, wie es schien, nicht ganz mißlungenen, übrigens natürlich doch sehr mangelhaften und nur ganz relativ erwähnenswerten Bildner-Arbeit, beschloß ich, einen Gyps-Abguß davon anfertigen zu lassen und denselben meinem eingangs erwähnten Jugendfreunde, dem begeisterten Verehrer Gutzkows, als bescheidenes Werk des Zufalls heiter zu spenden. Das geschah, und dieser mein erster und — vorsichtigerweise — letzter plastische Versuch paradierte als Andenken an schwungvoll aufstrebende Jugendzeit auf Freund Josephys Schreibtisch, bis zu seinem 1883 erfolgten Tod, zu seinem wahren, oft kundgegebenen Vergnügen.

Seither ist die kleine in aller Harmlosigkeit entstandene Büste Gutzkows wieder in meinem Besitz, und während diese Zeilen meiner von lebhafter Erinnerung bewegten Feder entströmen, steht sie, in stummer Stille und doch laut sprechend von längstvergangener Jugendzeit, an halbverborgener Stelle, dicht neben mir.

XXIV.

Wilhelm Kaulbach.

1844.

Mein erster Ausflug über die Grenzen des grünen, lichten, doch im finsteren Banne der Unfreiheit gelegenen österreichischen Heimatlandes, nach Deutschland hinaus, fiel — nachdem ich schon im Jahr vorher im Zauberkreis des oberösterreichischen Salzkammergutes geweilt — in das Jahr 1844. Der Ausflug erstreckte sich zunächst vom stammverwandten Baierland bis ins gemütreiche württembergische Schwaben.

In München verbrachte ich eine fast ganz den fesselndsten Schöpfungen der bildenden Kunst geweihte Woche. Nach eingehender Besichtigung der herrlichen Werke und der sie bergenden Schatzhäuser, sowie anderer Dinge — ich hatte zufällig auch dem in dieser Woche bewerkstelligten Guß des Kopfes der kolossalen „Bavaria" Schwanthalers, unter Millers Leitung, beigewohnt — verfügte ich mich ins Atelier des Meisters Kaulbach.

Ich war mit einer Empfehlung an den genialen Künstler versehen; als ich aber eintrat und bemerkte, daß er auf einem hohen Treppen-Gerüste stand und eifrig an einem riesigen Bilde malte, wollte ich ihn nicht stören, und ich ging im ausgedehnten, auch von mehreren andern Fremden besuchten Raume umher, seine rings aufgestellten Gemälde und Skizzen mit voller Aufmerksamkeit betrachtend. Aus allen Bildern trat der feinsinnige Meister in seiner eigentümlichen, durch und durch modernen, aber durchaus zugleich künstlerisch vollendeten, von deutschem Geiste durchwehten Gestaltungsweise, mit klaren, freudig leuchtenden, harmonisch ausgeglichenen Farben und Linien wirksamst hervor. Nebst anderen Bildern, blieb mir unter der Menge besonders auch ein ganz treffliches Bildnis des Königs Ludwig im Hubertsritter-Kostüm in der Erinnerung. Aus der ziemlich unvorteilhaften Erscheinung des in Wort und Tat sonderlichen, doch in manchem gar hochverdienten Monarchen, hatte Kaulbach, nach Möglichkeit, ein historisches Bild gemacht, welches in seiner sprechenden Charakteristik und koloristischen Wirksamkeit immerdar Wert behalten wird.

Als ich alles gesehen, trat ich zu dem großen Gemälde heran, an welchem Kaulbach — wie ich bemerkte — eben noch die letzten Pinselstriche führte. Es war sein berühmtes Werk: Die Zerstörung Jerusalems. Die Kontroverse, welche ich bei dieser Begegnung mit ihm hatte, mag einiges Interesse bieten, daher ich sie in folgendem kurz anführen will.

Er stand noch immer hoch oben auf der ragenden Stellage und gab noch einem Punkte des Gemäldes ein intensiveres Licht. Ich lehnte abseits in einer den besten Ueberblick gewährenden Ecke und war in Betrachtung der mächtig ausgebreiteten Komposition des großartigen Werkes versunken. Mich fesselte zudem die interessante Erscheinung des Künstlers mit dem dunkelblonden schlichten, über der Stirn in gerader Linie geschnittenen Haar, mit dem feinen, aber energisch umrissenen Profil und mit dem blühenden Angesicht. Endlich bemerkte er mich, die Arbeit beendend, als den letzten zurückgebliebenen Besucher des Ateliers.

Er schaute scharf auf mich hin und rief mir, im Herabsteigen von der Treppe, lächelnd zu:

„Nun, Sie machen ja ein verteufelt kritisches Gesicht!"

Ich verbeugte mich und entgegnete in ganz bescheidenem Ton —: „Dieß Werk fordert zu allem heraus, — am entschiedensten jedenfalls zur Bewunderung und zum Nachdenken."

„Ja, was ist Ihnen denn aber nicht recht daran?" — frug er in einer Weise, die verriet, daß er begierig war, mich zu hören; und er schob dabei mit kräftigem Ruck, den er wiederholte, die Treppen-Stellage — das Bild ganz frei machend — auf die Seite, so daß ich erst vollständig den überwältigenden Eindruck des herrlichen Werkes empfing. Im mittleren Grunde, rechts, die mit Tubageschmetter über Trümmer als Sieger einziehenden weltbeherrschenden Römer; gegenüber, links, der brennende, mit verzweifeltem Volk Israels gefüllte Tempel Salomons; im Mittelpunkte: der greise, sich selbst und die Seinen tötende Hohepriester, überragt von jubelnden Siegern, und hoch darüber in den Wolken: Moses und die Propheten; im Vordergrunde, links, der von Dämonen getriebene, fliehende „ewige Jude"; rechts, die mit seligem Gesange ausziehenden Christen, über welchen singende Engel in freudiger Lieblichkeit schweben.

„Nun! — heraus damit!" drängte Kaulbach.

Ich entgegnete darauf, indem ich in voller Wertschätzung, doch ebenso in freimütiger Reserve, mein Empfinden und Denken über das Werk schnell zusammenfaßte —: „Das Ganze sei in jeder Beziehung so bedeutend, daß man auch das Allegorische dabei sowie das Kulissenmäßige sich gern gefallen lassen mag."

„Getroffen!" — erwiderte er lebhaft. „Ich kenne die bedenklichen Seiten meiner Arbeit; ich habe mich aber bemüht, sie erträglich zu machen."

„Und das ist in meisterlicher Durchführung aufs Wirksamste und Erhebendste erreicht!" — setzte ich nachdrücklich hinzu.

Ich hielt es nun für angezeigt, dem verehrten Manne, der sich so gewinnend-unbefangen erwiesen, das Empfehlungsschreiben zu übergeben, welches er mit freundlichem Ausdruck überflog. Darauf faßte er mich am Arm und sagte: „Jetzt kommen Sie nur auch gleich mit zum Essen, es ist gerade Zeit!“

Mein Deprezieren ließ er nicht gelten, er richtete sich rasch zusammen und führte mich ohneweiters zu sich nach Haus.

Dort fand ich eine liebenswürdige Frau und liebe Kinder; und da ich keine Umstände machte, so machte die freundliche Frau ebenfalls keine, und wir saßen bald vergnügt — von hundert Dingen sprechend — beim einfachen, mundenden Mahl.

Es ergab sich dann auch noch die Gelegenheit eines erwähnenswerten Auftrages, dessen Besorgung mir Kaulbach übertrug.

Als er nämlich hörte, daß ich schon am nächsten Tag von München fort wolle und daß ich vorhabe, zunächst nach Stuttgart zu gehen, frug er mich, ob ich ihm den Gefallen erweisen möchte, etwas dorthin an Cotta mitzunehmen, was er ohnedem nicht gut der Post anvertrauen könne.

Natürlich erklärte ich mich freudig dazu bereit. Und — was war das, was ich mitnehmen sollte auf die Fahrt? Es waren die ersten Blätter seiner geistsprühenden Zeichnungen zu Goethes „Reineke Fuchs“.

Mit heiteren Bemerkungen zeigte er sie mir nach Tisch, und so war ich einer der Ersten, denen diese sprechendsten Zeugen des scharfen Geistes und der feinen Virtuosität Kaulbachs zu Gesicht gekommen sind; und ich war zugleich derjenige, der die köstlichen Blätter von München nach Stuttgart gebracht.

Am nächsten Morgen übergab er mir persönlich im Gasthof, in welchem ich abgestiegen, das betreffende Packet und zugleich noch etwas dazu.

Er händigte mir, „zur Erinnerung“, das gerade im Druck fertig gewordene Heft der „Erläuterungen“ zu seiner „Zerstörung Jerusalems“ ein, auf welches noch gegenwärtig in meinem Besitz befindliche Heft mir Kaulbach — den ich, unvorhergesehen, zu einer gewiß denkwürdigen Aeußerung über dieses sein Werk gebracht —, noch im letzten Augenblick vor dem Abschied, mit Bleistift freundschaftlich die Worte schrieb: „Zum Andenken von W. Kaulbach.“

Freilich ist dies nur eine Namens-Zeichnung, die ich von seiner Hand bewahre, aber eine für mich — da ich versäumt hatte, mir auch eine andere von ihm zu erbitten — doch sehr wertvolle, in jedem Betracht.

XXV.

Justinus Kerner.

1844.

Längst hatte ich mich gesehnt nach einer deutschen Fahrt. Ich mußte einmal hinaus aus dieser gedrückten und drückenden Schwüle des vormärzlichen Wiener Lebens in den frischeren freieren Luftzug der deutschen Welt.

Das erste Ziel meiner Sehnsucht war das grüne, gemütreiche Schwaben, um da zugleich die persönliche Bekanntschaft des Mannes zu machen, an den ich im Jahre 1840 ein Lied gerichtet, mit der Schlußstrophe:

„Einstmal zog mir froh ins Herz
Holden Frühlings Lustgekose —
Du der Strahl, mein Herz die Rose,
Die nun duftet himmelwärts.“

Es war Justinus Kerner. Seine innigen, sinnigen Lieder, die ich gegen Ende der Dreißiger-Jahre kennen lernte, hatten — frisch und heiter, und frei von aller Weltschmerzhaftigkeit, nur manchmal erfüllt von rührendem, elegischem Klang — durch ihren tiefen Gemütston und durch ihre volkstümliche Art einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich mit einemmale anfing, aus der schulmäßigen Gedankenweise meiner bisherigen Gymnasial-Verselein herauszutreten und manche Lieder zu schreiben, die imstande waren, durch eine ihnen zugestandene, gewisse Unmittelbarkeit und Wärme allenthalben einige Aufmerksamkeit auf mich zu lenken.

Als ich 1842 meine erste Liedersammlung herausgab, fand ich Gelegenheit, Kerner meine Verehrung öffentlich zu bezeigen; mit großer Freundlichkeit nahm er die Widmung meiner „Liederkränze“ — wie ich mein erstes Büchlein nannte — an und ich stand seither mit dem herzlich-liebenswürdigen Sänger in freundschaftlichem, brieflichem Verkehr.

Also nach Weinsberg drängte es mich vor allem, zu meinem verehrten Justinus Kerner, dem — abgesehen von allen mystischen Sehereien — für mich wirklichen Wundermann am „Berg der Weibertreu“.

Lenau, der alte Freund und Sangesgenosse Kerners, hatte mir nun auch schon soviel erzählt vom „lieben Kerner-Haus“ im anheimelnden, von

ihm oft besuchten Schwabenland, daß sich die Ausführung meines Vorsatzes nur noch beschleunigte. Ich hatte auf meiner im August 1844 dahin angetretenen Reise schon interessante Punkte — Salzburg, München, Augsburg, Stuttgart — berührt; und eines Abends hielt ich, über Ludwigsburg und Heilbronn kommend, in Weinsberg am Gasthof „zur Traube".

Es war schon dunkel geworden, doch konnte ich vom Gasthof aus noch ziemlich deutlich die Umrisse des nicht weit davon links in grüner Umgebung am Fuße des Berges liegenden Kerner-Hauses sehen, das man mir auf meine Frage nach dem Heim des Oberamtsarztes im anmutenden Städtlein zeigte.

Ich sendete sogleich an Kerner einige begrüßende Zeilen, und kaum hatte ich mich flüchtig abgestaubt, schickte er schon herüber: ich solle nur gleich mit Sack und Pack hinüber kommen zu ihm. Ich ließ auch nicht lange warten, und — nach einigen Minuten lag ich freudig in den Armen meines längst geistig von mir umarmten herrlichen Kerner. Nicht minder herzlich begrüßte mich seine liebe treffliche Frau. Die zwei Töchter waren bereits seit längerer Zeit verheiratet, und der Sohn Theobald hielt sich gerade auswärts auf.

Die Tage, die ich im vielgepriesenen Kerner-Hause zubrachte, werden auch mir für immer in warm-lebendiger Erinnerung bleiben. Ein wohltuender Hauch ungekünstelter Gemütlichkeit wehte in diesem vielbesuchten gastlichen Dichterheim.

Es würde ein ganzes Büchlein für sich allein geben, wollte ich alles das in eingehender Darstellung beschreiben, was sich da während der Woche, die ich dort weilte, dem Herzen, dem Geiste und dem Auge bot. Es sei nur einzelnes hervorgehoben aus der Menge der Eindrücke in Kerners Kreis.

Gleich am ersten Abend, als wir, in die gegen den Garten zu gelegene Veranda herausgetreten, im Abend-Dunkel dasaßen, und als nach vertraulicher Hin- und Herrede eine Pause im Gespräch folgte, da begann mit einenmal ein wunderbares leises Tönen, das ich mir gar nicht erklären konnte. Es schwoll mit eigentümlichem Vibrieren an, und erst als ich ein gewisses klirrendes Steigen und Fallen der Tonreihen hörte, wurde mir klar, daß es eine Maultrommel war, die Kerner wirklich meisterhaft spielte. Dies originelle Konzert des von allen Geistern der Poesie erfüllten Dichters wiederholte er manchmal und gern, mit immer wechselnden Effekten der oft in überraschender Weise summenden und surrenden Klangfiguren.

Die nicht wenigen, von Zeit zu Zeit ebenso freudig kommenden als empfangenen Gäste Kerners wohnten gewöhnlich, ganz ungeniert, in den zwei Stuben des einstöckigen Gartenhäuschen, welches gegenüber vom villenartigen Kerner-Haus, im kleineren, durch die Straße getrennten zweiten, zum Hause gehörigen Garten lag. Graf Alexander von Württemberg, der Dichter der Sturmlieder, Geibel u. s. w. waren manchmal hier wie zu Hause. Auch der alte, im rückwärtigen Teile des größeren, vom eigentlichen Kerner-Haus an gegen den Berg der Weibertreu sich hinziehenden

Gartens gelegene Turm enthielt ein Gastzimmer, in welchem Lenau seinen „Faust“ gedichtet. Dieser Turm, dessen Grundfesten römische sein sollen, könnte schaudern machend, aus der Zeit der Bauernkriege her, vom gräßlichen Schicksal des Grafen Helfenstein u. s. w. viel Entsetzliches erzählen; „und es ächzt auch“ — sagte Kerner — „manchmal noch wie Wehruf heraus aus dem Gemäuer“.

Wir stiegen von da aus am ersten Morgen meines Aufenthaltes gleich zur vielbekannten Burgruine hinauf, und eine neue Ueberraschung war da für den erfreut Lauschenden bereit. Zauberhaft bebende Klänge von Aeolsharfen, die in den Fenstern der Ruine angebracht waren, ertönten durch den epheubehangenen Bau.

Alles im Kreise des herrlichen Kerner hatte einen Anhauch von Poesie und von höherem Sinn.

Gings an den Eßtisch, da war das „Rickele“ — Kerners treffliche Gattin, voll einfacher natürlicher Liebenswürdigkeit — des Gastes Freude. „Nehmet doch, aber auch recht!“ pflegte die liebe Alte so treuherzig in der Betonung ihrer schwäbischen Redeweise zu sagen, das man wahrhaftig gerne der Aufforderung folgte. Aber nicht bloß erfreuliche Proben ihrer hausmännischen Kochkunst gab sie — sie zeigte auch durch manches sinnige Wort, sowie durch den Blick ihrer innigen blauen Augen, daß sie in jeder Hinsicht des Dichters würdiges Weib sei.

Je trüber der Himmel seine Nebelschleier niedersenkte, desto traulicher saßen wir beisammen; und obwohl das Wetter auf den feinfühlenden Organismus Kerners einen nicht geringen Eindruck hervorzubringen schien, so war er doch heiter und beweglich, voll Mitteilungslust und Fröhlichkeit, die nur dann ein tiefer Seufzer unterbrach, wenn ihn die Trübung seiner Sehkraft hinderte, oder wenn er in Gedanken versank, und jenes Wehgefühl ihn überkam, das so tief bewegend aus manchem seiner Lieder klingt. Doch bald war die trübe Stimmung wieder vorüber, er las uns — eigentümlich halblaut, in tief empfundener Weise — einige seiner Gedichte; Scherz und Laune machten sich geltend, und die Treuherzigkeit der schwäbischen Aussprache gab den Zärtlichkeiten, mit denen er seinem lieben Weibe — noch wie in den Flitterwochen — begegnete, den vollsten Ausdruck der ungekünstelten Natürlichkeit.

Manchmal begleitete ich den langsam einherschreitenden, ziemlich hochgewachsenen und damals etwas beleibten, gewöhnlich einen schwarzen, habitartigen Ueberrock tragenden K e r n e r auch bei seinen ärztlichen Gängen oder Fahrten.

Wohl kam auch die Rede auf das Gebiet der Visionen und auf die Seherin von Prevorst, deren Stube im Erdgeschoß seines Hauses er mir zeigte, und über welche merkwürdige Kranke er mir manches Wunderliche — oder, wie ich eigentlich sagen sollte, Wunderbare — erzählte, wobei sich herausstellte, daß er auch in diesem Punkte sehr vernünftig war, und niemandem seine Ueberzeugungen aufzudrängen suchte. Er sagte da nur:

„Ja, waischt, liaber Freund, das muaß ma ebbe (eben) erlebt habe!“ Gern sprach er auch von Wien, wo er als junger Mediziner geweilt und er teilte mir auch allerlei über den begabten Schriftsteller Joseph Stoll mit, der zu jener Zeit daselbst gelebt.[1]) Vieles erzählte er mir auch von seinem berühmten Freunde David Friedrich Strauß, welchen er — trotz seiner entgegengesetzten Richtung — hoch verehrte. Oft würzte er das Gespräch durch Ausbrüche seines köstlichen Humors, und „es hat“ — wie ein treffendes Wort über Kerner lautet — „gewiß wenige Menschen gegeben, bei denen ein zartes Phantasie- und Traumleben doch so innig mit dem Leben der realen Welt verbunden, und, neben einer melancholischen, ins geheimnisvolle Gebiet der Ahnungen, ja bis in die Schatten der Gespensterwelt sich versenkenden Imagination, ein so heiterer, gesunder Sinn, ein so kluges Verständnis der Wirklichkeit, ein so schlagfertiger Witz vorhanden war.“

Ein zweitesmal besuchte ich das lichte Kerner-Haus im Oktober 1846, wo ich gerade zum schwäbischen „Herbst“ kam — wie da die Weinlesefeste genannt werden. Ich machte dort und in der Umgebung ein paar „Herbste“ mit.

Damals schrieb ich auch einen kleinen Zyklus: „Lieder aus Weinsberg“, die zum Teil noch ungedruckt sind, zum Teil noch zu jener Zeit im Cotta'schen Stuttgarter „Morgenblatt“ erschienen. Sie betreffen meist Justinus Kerner. Der prächtige, zuletzt erblindete Kerner war damals wohl noch recht kräftig, sein aus der hohen Stirn gestrichenes, lang in den Nacken herabhängendes braunes Haar war noch nicht ergraut; aber sein großes dunkles Auge, welches aus dem gutmütigen, gerundeten Angesicht leuchtete, war innerlich schon stark getrübt, wenn er auch noch leiblich sah.

Eines dieser meiner Weinsberger Gedichte, welches sich darauf bezieht, „An Justinus Kerner“ betitelt, sei hier — in freudiger und wehmütiger Erinnerung an den edlen, 1862 dahingegangenen Sängergreis — mitgeteilt.

Lass' nur getrost Dein dunkles Aug' erblinden,
Weil Dir's verhängt ein feindliches Geschick, —
Des Geistes Licht — es kann doch niemals schwinden
Vor Deinem gottgeweihten Seherblick!

Der Geist der Lieb', er kann doch nie zerfließen
Vor Deinem Auge, das nach Innen schaut,
Und niemals kann der Himmel sich verschließen,
Der ewigtreu um Deine Seele blaut.

Lass' nur getrost Dein Auge sich umdüstern
Mit unabwendbar sternenloser Nacht, —
In jedes Frühlingshauches leisem Flüstern
Ein voller Lenz in Deiner Brust erwacht!

---

[1]) Vgl. meinen betreffenden Aufsatz in Dr. Ludw. Aug. Frankls „Sonntagsblätter“, Wien, 1844, Nr. 44: „Justinus Kerner und Joseph Stoll“.

Denn all' die luftig hellen Blumengeister,
Die Du geschaut, als noch Dein Auge klar, —
Sie werden, wie gebannt, vor ihrem Meister
Den Reihen zieh'n als lichtverklärte Schar.

Und all' die duftumwehten Blütenseelen,
Die Dich umschwebt' mit hellem Flügelschlag, —
Sie werden Dir das Märchen „Lenz“ erzählen,
Wie auch Dein Auge sich umnachten mag. —

So lass' getrost den Blick in Schleier hüllen;
Und wie sie dunkel um Dein Auge weh'n,
Wird Deiner Seele Drang sich noch erfüllen,
Und blinden Auges wirst Du helle seh'n!

Zum Schluß dieser Weinsberger Aufzeichnungen aber hier noch eine Reliquie von des unvergänglichen Sängers Hand! In gütiger Anerkennung, doch auch in nicht verhehlter konservativer Gegnerschaft, richtete Justinus Kerner am 6. Oktober 1846 die folgenden Verse an mich:

„Treuer Rollett! Sanfter Dichter!
Lieblich sind die Lieder Dein,
Singest Du von Flur und Hain.
Ueberlass' der Völkertreiber
Schlechten Rat und schlechten Richter
Dem prosaischen Zeitungsschreiber,
Sing' Du der Natur allein!“

XXVI.

David Friedrich Strauß.

1844.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Weinsberg im Herbst 1844 fuhr ich mit Justinus Kerner in seiner einspännigen Visiten-Kutsche durch grüne lachende Rebenhügelwellen nach Heilbronn. In einer kleinen Stunde waren wir angekommen in der ehemaligen freien Reichsstadt am Neckar, mit ihren Erinnerungen an den mächtigen Götz und mit ihrer wunderbaren Kätchen-Sage. Man zeigt noch die Schmiede, in der Kätchens Vater gehaust haben soll. Wir besuchten vor allem die zwei daselbst verheiratet gewesenen Töchter Kerners; aber das andere Hauptziel unserer Fahrt war ein Besuch bei David Friedrich Strauß. Nicht nur meine eigene Sehnsucht trieb mich, den berühmten Kritiker des Lebens Jesu kennen zu lernen, dessen Schriften mich längst in der Bibliothek meines Vaters manche Stunde gefesselt hatten, sondern auch Kerner wollte mich — schon eines Gedichtes wegen, welches ich unter dem Titel „Ein Sonntag" bei ihm in Weinsberg geschrieben — angelegenst mit Strauß bekannt machen. Gleich als ich dasselbe Kerner mitgeteilt, rief er: „Das müssen Sie Strauß lesen lassen! — morgen wollen wir zu ihm!"

Also, wir waren in Heilbronn. Auf dem Wege zu Strauß machten wir einen kurzen Besuch bei einem alten Freunde Kerners, dem freisinnigen Oberjustizrat Gustav von Rümelin, zu dessen 25-jähriger Jubelfeier Kerner ein Gedicht drucken ließ, in welchem zwei — sowohl den Dichter als den Gefeierten charakterisierende Strophen also lauten:

„Ja, Lieber! schlichte, richte immer
Mit diesem Herzen, bis einmal
Sich wandelt das Beamtenzimmer
In einen offnen, vollen Saal!

Dann lass' uns recht dein Fest erneuen,
Und Lust durchbeb' dich, wenn man spricht:
Auch Er war Einer von den Treuen,
Die stimmten für ein Volksgericht!"

Rümelin bewirtete uns mit begeisterndem Rieslinger von eigenem Weinberg und mit liebenswürdiger Freundlichkeit, gab uns aber die nicht angenehme Nachricht, daß wir Strauß kaum treffen werden, da nämlich das Haus, welches er bewohnte, renoviert werden sollte, und er wahrscheinlich schon nach seiner Vaterstadt Ludwigsburg zu seinen Verwandten abgereist sein dürfte.

Wir machten uns aber doch auf den Weg, bogen um einige Ecken, und bald waren wir vor dem Hause am Ende der Stadt, in welchem Strauß wohnte. Ein dichter Qualm von Staub drang uns aus dem Tor entgegen, was wir natürlich schon als schlechtes Zeichen ansehen mußten. Aber bald erhielten wir auch Gewißheit in der Sache; denn als wir ins erste Stockwerk hinauf wollten, fanden wir im wahrsten Sinn des Wortes keine Stiege. Man hatte sie abgebrochen, um eine neue zu bauen. Wir wußten also, woran wir waren.

So unlieb es mir und Kerner war, Strauß nicht getroffen zu haben, so tröstete mich doch die Aussicht, ihn auf meiner Rückreise in Ludwigsburg sehen zu können, wohin mir Kerner einige Zeilen mitzugeben versprach. Wir kehrten nach Weinsberg zurück, wo ich noch einige Tage in der Freude innigen Beisammenseins mit Kerner zubrachte.

Es war im Wagen, der von Heilbronn nach Stuttgart fährt und der in Ludwigsburg anhält. Ich überlegte gerade, ob ich erst am nächsten Morgen bis nach Stuttgart fahren, oder ob ich meinen Besuch bei Strauß ganz kurz machen und mit derselben Gelegenheit noch Abends weiter reisen solle. Eben fuhren wir ins Gasthaus „Zur Post“, und ich hatte beschlossen, zu übernachten, um doch einen ganzen Abend mit Strauß zubringen zu können.

Strauß wohnte ganz nahe am Gasthof; in einigen Minuten war ich dort. An der Tür erfuhr ich: der Herr Doktor sei nicht zu Hause, aber die „Frau Doktor“ würde schon wissen, wo ich ihn treffen könne; ich solle nur eintreten.

Ich trat ein und — sah ein wunderbar liebliches Bild. Ein schönes Weib saß mit einem Engelskinde im Arme an einem Tisch, über welchen sich gerade ein altes Mütterlein bog, scherzend und spielend mit dem lachenden Kinde. Mein Kommen brachte die Gruppe zu meinem Verdrusse auseinander. Die schöne Frau kam mir mit dem Kinde auf dem Arm, wie eine Madonna entgegen. Ich sagte ihr, daß ich mit Grüßen von Kerner komme. „O, von unserm lieben, guten Kerner —!“ rief sie herzlich. Ich sprach ihr meine Freude aus, sie wiederzusehen — als die Gattin des berühmten Dr. Strauß, und bedauerte dessen zufällige Abwesenheit. — Da war sie erfreut, daß ich mich der Zeit erinnere, in der sie noch als Agnese Schebest öffentlich sang und in dem fröhlichen Wien gewesen — das sie nie vergessen werde, und sagte mir, daß ich ihren Mann im Gasthof „zur Post“ treffen könne, wo er eben mit einigen Bekannten beisammen sei. Inzwischen hatte ich mich mit ihrer lieblichen kleinen Georgine so vertraut

gemacht, daß mich das herzige Kind gar nicht fortlassen wollte, indem es mich fest am Rock hielt und mir den Kinnbart zauste.

Da öffnete sich die Tür und ein schlanker, nicht gar großer blonder, glattrasierter Mann mit etwas geneigtem Haupt trat ein, den ich, aus seinem ruhigen tiefen Blick, aus der Form seiner mir durch das vielverbreitete Bildnis desselben bekannt gewesenen sprechenden Züge, sogleich als Doktor Strauß erkannte.

Man hatte um ihn geschickt, in der Besorgnis, daß ich ihn später doch nicht mehr hätte im Gasthof treffen können.

Ich muß gestehen, daß mich sein Wesen, wie es mir vom ersten Augenblick an entgegentrat, freudig überraschte. Ich hatte ihn mir wohl zugänglich und interessant, aber doch nicht frei von einem gewissen trockenen Ernste gedacht; oder wenigstens hatte ich eher eine mehr in sich gekehrte — wenn nicht verschlossene Erscheinung erwartet, als dieses harmlose, stille, friedliche, ja, in seiner Art gemütvolle Wesen, das mir in einfach-edler Art gleich in den ersten seiner, stark schwäbisch anklingenden Begrüßungs-Worte sich offenbarte. Mir ward durch ihn sofort klar, was er später in seinen „literarischen Denkwürdigkeiten" selbst von sich so treffend schrieb: „Das Stück von einem Poeten, das in mir war, ließ sich nicht hinauswerfen, umsoweniger, als es in der Tat die Grundlage bildete, worauf mein ganzer geistiger Organismus aufgebaut war."

Ich sagte ihm, wie hoch schon mein Vater ihn geschätzt habe, wie sehr es mich erfreue, ihn nun persönlich kennen zu lernen, dessen Schriften in meiner Entwicklungszeit so großen Einfluß auf mich geübt, da sie den ersten Lichtstrahl der Wahrheit in die Morgendämmerung meines Geistes warfen, und daß ich nicht wisse, was man mehr bewundern solle: die konsequente Schärfe seines Geistes oder seinen Mut, mit solcher Offenheit einem beinahe zweitausendjährigen Glauben entgegen zu treten. Er antwortete mir beiläufig, was er später — ebenfalls in seinen „Denkwürdigkeiten", mit dem ganzen Zauber der Darstellungskraft und klaren Ausdrucksfähigkeit seiner Schreibweise aussprach: daß er bei dem jugendlichen Umblick in seiner Wissenschaft, mit dem Instinkt der Menschen, die bestimmt sind, ihre Gattung um einen Schritt vorwärts zu bringen, sich gerade den Punkt gemerkt habe, auf den es damals ankam, diesen in sein Inneres aufgenommen und ihm die Wärme und Nahrung gegeben, sich zum neuen wissenschaftlichen Lebenskeime zu befruchten.

Wir kamen im Gespräch auf die soziale und religiöse Bewegung der Gegenwart und es ergab sich ganz von selbst, daß ich zuletzt meine Sonntagsgeschichte und die Aeußerung Kerners erwähnte: „Das müssen Sie Strauß lesen lassen!"

Der freundliche Gelehrte nahm das Gedicht mit sichtbarem Interesse auf und er begleitete sein Urteil darüber mit geistvollen Bemerkungen und Fragen.

So wenig wir auch weiter das Feld seiner Forschungen betraten, da er bald mit seinem lieben Kinde koste, bald seiner prächtigen Agnese, bald

seiner alten Mutter liebende Aufmerksamkeit erwies, so faßte ich doch an diesem Abende die Idee zu einer Dichtung „Christus“, in der ich es versuchen wollte, den durch Strauß des morschen Mythus-Gewandes entkleideten „Menschensohn“ in die lichten Schleier der Poesie des Lebens zu hüllen. Ich schrieb auch ein paar Teile davon, und einer derselben ist in Günthers 1846 bei Mauke in Jena erschienenem „Lutherbuch“ enthalten; aber im Sturmdrang der nächsten Jahre kam ich nicht weiter dazu.

Die Nacht auf diesen Besuch verging mir beinahe schlaflos. Das tief sich einprägende Wesen des bedeutenden Mannes, das damalige stille Glück in seinem häuslichen Kreise, in welchem zwischen dem Geiste des Vaters und der Liebe der Mutter aus dem Antlitze ihres engelhaften Kindes ein Himmel lachte, den der Denker in einem Jenseits nicht zu finden vermag, das alles — nebst den Plänen zu meinem „Christus“ — erhielt mich in beständiger Aufregung, so daß ich erst gegen Morgen ermüdet hinsank in traumvollen Schlummer.

Die Nachricht, daß es bald Zeit zur Abfahrt nach Stuttgart sei, erweckte mich. Bald war ich reisefertig, aber der Zufall wollte, daß die Abfahrt um eine Stunde verschoben wurde, welcher Aufschub mir zu einem interessanten Andenken verhalf.

Ich hatte nämlich vergessen, Kerner um ein Autograph von Strauß zu ersuchen, von dessen Hand er mir gewiß irgend ein Blatt hätte zukommen lassen. Ich beschloß also, die Verzögerung der Abreise benützend, mich noch schnell direkt an Strauß mit meinem Anliegen zu wenden. Ich schrieb ihm schnell einige, meine Bitte enthaltende Zeilen, daß er mir noch in mein mitgesendetes Gedenkbuch einige Worte schreiben möge.

In einer Viertelstunde erhielt ich das Buch zurück, und auf einem Blatte desselben standen — mit der Unterschrift: „Dr. F. D. Strauß aus Ludwigsburg“, scharf und deutlich die geistvoll-bezeichnenden Worte: „Die Geschichte Jesu ist eine heilig schöne Dichtung des Menschengeschlechts.“ —

Bei meinem zweiten Aufenthalte zu Weinsberg, im Herbst 1846, fuhr ich mit Kerner nach Heilbronn zu einem Weinlesefest, zu welchem uns der Justizrat Rümelin auf seine Neckar-Insel geladen hatte, und bei welchem auch Dr. Strauß mit seiner Gattin zugegen war. Es spielte sich da eine kleine interessante Szene ab, an der Justinus Kerner und das Strauß'sche Ehepaar beteiligt waren. Der berühmte Theologe und seine berühmte Agnese hatten nämlich einen — wie ich weiß — hauptsächlich nur durch eine Erbschaft herbeigeführten, nicht unerheblichen ehelichen Zwist. Man erzählte darüber, daß Agnese, die sich bisher in Beschränkung begnügt hatte, nach einer Erbschaft die Strauß von Köln her gemacht, nun demgemäß auch das Hauswesen einrichten wollte, wozu der festgesinnte Gatte jedoch nicht zu bewegen war. Justinus Kerner suchte nun — halb komisch und schalkhaft, halb ernst-gemütlich — am Tisch im Grünen, unter Tanz, Most und Böllerknall, durch elektro-magnetische

Vereinigungsstriche, die er, einen Spruch flüsternd, mit der Hand über sie zog, auszugleichen. Es ist ihm dieß bekanntlich nicht gelungen; denn nicht lange darauf haben die beiden sich getrennt. —

Nach fast zwei Jahrzehnte langer Unterbrechung unserer Berührung, fügte sich wieder folgender Anknüpfungspunkt.

Ich hatte um die Mitte der 60-er Jahre die längst vorgehabte Bearbeitung des „Hohen Liedes" der Bibel als charakteristisches Liebesidyll ausgeführt, und es fiel mir ein, den Druck desselben dem von mir in warmem Andenken behaltenen Dr. Strauß zu widmen, um ihm ein sprechendes Zeichen meines verehrungsvollen Gedenkens zu geben. Ich schickte ihm das Manuskript mit Vorbringung meiner Absicht. Darauf erhielt ich das nachstehende liebenswürdige und nicht weniger interessante Schreiben:

„Geehrter Herr! Nach 20 Jahren, seit jenem mir unvergessenen Zusammensein in Heilbronn, wieder ein persönliches Wort von Ihnen zu vernehmen, ist mir eine herzliche Freude gewesen; wie es mir jederzeit angenehm gewesen ist, wenn ich irgendwo ein Zeichen Ihrer frischen geistigen Tätigkeit zu Gesichte bekam. So hat mich auch die beigelegte Dichtung durch die Wärme des Pulsschlags und die Sauberkeit der Ausführung sehr angesprochen. — Daß Sie dieselbe einem so prosaischen Menschen, als ich bin, zueignen wollen, ist mir beinahe beschämend; ich muß es aber Ihnen überlassen, es dem Publikum gegenüber zu verantworten. Nur Eines darf ich Ihnen dabei nicht verhehlen: daß nämlich bei aller Anerkennung dessen, was Sie an der alten Dichtung getan, ich gerade dieser letzteren, dem hohen Lied, niemals habe einen rechten Geschmack abgewinnen können, und z. B. in diesem Falle mich überzeugt halte, es würde Ihnen viel leichter geworden und eine dankbarere Arbeit gewesen sein, für sich aus freier Hand ein ansprechendes Liebesidyll zustande zu bringen, als ein in seinem Sinne so problematisches und in seinem Geschmacke (um mich gelind auszudrücken) uns so fremdartiges Produkt genießbar zuzubereiten. — Da ich jedoch sehr wohl weiß, daß diese Empfindung nicht die allgemeine ist, so will ich hiemit Ihrem Vorhaben in keiner Weise abratend entgegentreten, sondern wünschen und hoffen, daß der Erfolg der Liebe und Sorgfalt, die Sie auf die Arbeit verwendet, in jeder Hinsicht entsprechen möge. — Mit den freundlichsten Grüßen bin ich

Ihr ergebenster

D. F. Strauß."

Darmstadt, 27. April 1866.

So freundlich und so hocherfreulich für mich der Inhalt dieses Schreibens war, so mußt' ich doch aus demselben entnehmen, daß ein Unterlassen der von mir gehegten Absicht vielleicht doch das Richtigste wäre.

Ich ging daher von dem Vorhaben des selbständigen Erscheinens meiner „Sulamith" — wie ich die Dichtung in meiner Bearbeitung nannte — ab, und es wurde das von der Kritik als bemerkenswert hervorgehobene Poëm in der Reihe meiner „Erzählenden Dichtungen" gedruckt, die als 412. Bändchen der „Universal-Bibliothek Reklams" 1872 in Leipzig erschienen.

Wie oft betrachte ich bewegt des Edlen, im Jahre 1874 dahingeschiedenen, an der Leiche gezeichneten und in Holzschnitt publizierten Kopf, in welchem die feingeistigen Züge erst recht hervortreten in ihrer ganzen Reinheit und in ihrer vollen Kraft!

XXVII.

Wolfgang Menzel.

1844.

Das Jahr 1844 führte mich auf meinem ersten freien Flug über die schwarzgelben Schranken Oesterreichs von München u. s. w. nach Stuttgart. Daselbst drängte es mich, nachdem ich schon mehrere interessante literarische Begegnungen gehabt, auch den „einst so grimmigen Feind Goethes, den unversöhnlichen Franzosenhasser, den gefürchteten Kritiker und Sittenrichter", Wolfgang Menzel, persönlich kennen zu lernen.

Als ich in seine einfach-wohnliche Gelehrtenstube trat, war ich durch den Eindruck seiner Erscheinung angenehm überrascht. Ich hatte nicht bald eine so einnehmend-imponierende Mannesgestalt gesehen. Eine mächtig große Figur mit breiten Schultern und mit breiter Stirne, von reich herabrollendem dunklen Haar umwallt, mit geistvollen Ausdruck des übrigens nicht sehr auffallend geschnittenen Angesichtes, mit scharf und klug, doch zugleich freundlich und fröhlich blickenden Augen!

So war Wolfgang Menzel damals: offen und frei. Nichts zeigte sich von dem — Glatten, was er später angenommen haben soll.

Nicht weniger überrascht, als durch seine kraftvoll-wohltuende Erscheinung, durch seine ruhige und freie Bewegung, war ich durch seine wohltuend-besonnene, gemäßigte Art zu sprechen.

Unter den leider wenigen Aufzeichnungen, die ich aus dem Drang meiner vielbewegten Wanderzeit gerettet, finde ich ein Blatt über Menzel, welches die nachfolgenden von mir gleichzeitig gemachten, mir nun für meinen Zweck sehr erwünschten Notizen enthält.

„Menzels vielbetätigte konservative Richtung tritt im mündlichen Verkehr mit ihm minder schroff hervor, als in seinem geschriebenen Wort, welches er oft ohne vermittelnde Motivierung apodiktisch hingestellt, wie ein selbstverständliches Gebot. „Ich fordere" — sagte mir Wolfgang Menzel, als ich ihm versicherte, daß es mir höchst interessant wäre, zu wissen, wie er zu seinen Ueberzeugungen gekommen — „ich fordere von jedem Manne, der über das Gebrause der Jugendperiode hinaus ist, daß

er einen festen Standpunkt gewinne, in welchem er über alle Einseitigkeiten sich erhebt. Endlich kommt man doch an dieses Ziel; aber je früher, desto besser. Ich selbst habe alle Phasen dieser Entwicklung durchgemacht: ich war Burschenschafter, Demagog; habe die Begeisterung der Befreiungskriege mit erlebt; ging dann in meinem Freiheitsdrange in die Schweiz, und als ich dort zu wenig Elemente für meinen Bildungstrieb fand, in die konstitutionellen deutschen Staaten. Anfangs wollte ich — was ich, Gott sei Dank, nicht ausgeführt habe — nach Baiern, wo man damals große Erwartungen von König Ludwig hegte; ging nach Heidelberg und dann nach Stuttgart, wirkte hier als Abgeordneter in der Kammer, und überall habe ich mich überzeugt, daß alles überstürzte Streben zu nichts führt. Ich werde nie die Freiheit bekämpfen, aber nie ein Phantom für die Freiheit halten; ich werde nie der Starrheit das Wort reden, aber auch nie die Ordnung aufgeben. — Unsere wichtigste Frage ist vor allem die nationale. Ich war im Jahre 1818 auf der Burschenversammlung zu Jena, wo sich zuerst die Anknüpfungsgelüste mit den französischen Liberalen kundgaben, die sich im nächsten Jahre, das die Bundestagsbeschlüsse brachte, verwirklichten. Und, glauben Sie mir, noch jetzt (1844) sitzen in den deutschen Kammern Männer, die das einzige Heil in einer Verbindung mit Frankreich sehen. Ich war von jeher dagegen. Deutschland muß sich selbständig entwickeln. Dazu ist aber der Sieg des konstitutionellen Prinzips im Osten Deutschlands — in Preußen und Oesterreich notwendig; dies würde auf die west- und süddeutschen Staaten mächtig einwirken, und alle französischen Sympathien wären aufgehoben. —“

Auf die religiöse Frage kommend, bemerkte ich, daß ich wohl einsähe, daß für einen großen Teil des Volkes die Form und das Band einer positiven Religion nötig sei, daß ich aber gewisse Dinge dabei nicht begreifen könne, z. B., wie es notwendig wäre, aus Christus einen Gott zu machen; warum man es nicht für genügend halte, ihn als das hehre Menschenwesen zu bezeichnen, in welchem der Gottesgeist, der in uns allen wohnt, der uns alle belebt, am reinsten und reichsten zur Erscheinung gekommen, — in welcher Auffassung er auch der Menschheit viel näher stehe; und warum man endlich die Kirche, statt sie zu einer lichtströmenden moralischen, das lebendige Bewußtsein der reinmenschlichen Verpflichtung zum Guten und Edlen fördernden Anstalt zu erheben, zu einer Verdunklungs- und abhängigmachenden Verdummungs-Anstalt erniedrige.

Diese meine Bemerkungen ruhig anhörend, entgegnete Menzel mir in freundlichem Ton: „Sie werden noch zu der Ueberzeugung kommen, daß die Religion mehr ist als alle Philosophie, und der Glaube mehr als alle Moral!“

Nun, das ist — man mag damit einverstanden sein, oder nicht — wenigstens offen und ehrlich und auch anhörbar gesprochen; und so offen und ehrlich und frei sah auch, wie gesagt, der Sprecher dieser Worte, immer maßvoll bleibend, aus. So schien er in seinem ganzen Wesen, und

man war eingenommen für den schlichten geistvollen Mann mit der imposanten Gestalt im langen grauen Rock.

Wolfgang Menzel war ein Deutscher von echtem Schrot und Korn, und er hat es verdient, daß er 1870 noch die Erfüllung seines kühnsten Traumes erlebte. Seine fixe christlich-germanische Idee — aus welcher wohl auch hauptsächlich sein Antagonismus gegen den Olympier Goethe hervorging — und seine periodenweisen reaktionären Anwandlungen verhinderten nicht, daß er zuletzt noch, vor seinem 1873 erfolgten Tod, in seinem Buch „Geschichte der letzten Jahre“ und in einer Publikation gegen die Jesuiten, sich noch vom Flügelschlag der Zeit erfrischt angeweht und und durchdrungen zeigte.

Einen sprechenden Beweis seines im Grunde unbefangenen Geistes, den er durch manchen kritischen Ausspruch bewies, gab Menzel, — der doch ein Gegner meiner entschieden freiheitlichen Richtung in vielen Hauptpunkten war — auch dadurch, daß er in seinem „Literaturblatt“ in einer Besprechung meines 1847 erschienenen lyrischen Bandes „Frische Lieder“ sagte: „Dieser Sänger macht seinen Landsleuten, den alten österreichischen Minnesängern, alle Ehre“; und daß er weiter in einer ausführlichen, eine ganze Nummer seines Blattes ausfüllenden Kritik über die 1865 erschienene „Auswahl“ meiner Gedichte am Schluß die später oft zitierten, gewiß nicht in Unbescheidenheit hieher gesetzten Worte aussprach: „Hermann Rollett gehört unstreitig zu unseren begabtesten Lyrikern.“ — Und dies sprach er aus neben manchem wuchtig gegen mich geführten Schlag.

Solche Urteile, die sich über alle Gegnerschaft unparteiisch erheben — und es sind deren viele über allerlei zu verzeichnen — bilden ein Denkmal rechtlicher Gesinnung und innerer Wahrhaftigkeit, welches Wolfgang Menzel tatsächlich sich selbst gesetzt.

XXVIII.

Franz Schuselka.

1845.

Noch vor dem Verlassen Oesterreichs, aus welcher vermetternichten Monarchie Schuselka und ich — wenn auch nicht zusammen — im Frühjahr 1845 aus freiheitlichen Gründen schieden, sind wir zu Wien (dem bekanntlichen „Capua der Geister") gut befreundet gewesen. Aus seinem ersten Aufenthaltsort, Jena, schrieb mir der später als Publizist und Parlamentarier Hervorragende, begrüßend nach Dresden, wo ich zuerst verweilte, am 25. Juli jenes Jahres: „Lieber Freund! Glück und Segen auf freierm Boden!" Er fügte bei, daß ich ihn dort bis Mitte August treffen könne, und daß er sich recht innig freue, mich daselbst zu sehen. Von ebendort sagte er mir brieflich am 19. August desselben Jahres nach Leipzig: „Herzlichen Dank" für mein im „Jenaschen Wochenblatt", Nr. 62, abgedruckt gewesenes Gedicht an ihn „Zum 15. August" (seinem 34. Geburtstag), welches — als für uns beide bezeichnender poetischer Gruß — hier im Wortlaut angeführt sei.

Wenn Eins im Leben heilig ist,
So ist es der Gesang:
Und weil der Tag mir heilig,
An welchem Du geboren bist,
So wähl' ich nimmer lang.

Ich singe Dir ein schallend Lied
In stiller Freudigkeit,
Dem treuen Oesterreicher,
Der kämpfend aus der Heimat schied, —
Dem mut'gen Sohn der Zeit.

An Liebesglut, an Kampfesmut,
O Freund, bin ich Dir gleich: —
Darum verließ ich mutig,
Vergießend meines Liedes Blut,
Das schöne Oesterreich.

Ich schließe Dich in meinem Arm
Am Tag, der Dich gebar,
Und bring' Dir heiße Wünsche —
Im Namen aller Treuen, warm,
Mit Liebesjubel dar.

O klänge Dein begeistert' Wort,
Mit Donnerschlägen laut,
So lang aus Deinem Munde,
Bis alle Nacht des Geistes fort, —
Bis licht der Morgen graut!

Dann ziehen wir mit Freudigkeit
Zurück ins Heimatland,
Und reichen unsern Brüdern —
Am Siegestag nach mut'gem Streit, —
Die treue Bruderhand.

Anfangs 1846 reiste der Publizist gewordene Juris Dr. Franz Schuselka von Jena, wohin ich im Herbst 1845 gekommen war und wo ich des dort sehr beliebten Freiheitsmannes erste, ganz meisterlich improvisierte politische Rede hörte, und von wo aus ich bald darauf auch zu Weimar seinem Uebertritt zum Deutschkatholizismus beiwohnte (siehe den Abschnitt Ronge, hier rückwärts Nr. XXIX), eine Strecke von mir begleitet, nach Berlin. Von da aus schrieb er mir am 23. Februar 1846 nach Jena den nachstehenden Brief, der — gleich den folgenden, als zeitgeschichtliche und biographische Beiträge zu betrachtenden — hier mitgeteilt sei:

„Lieber Hermann! Ich bin noch in Berlin! Es gefällt mir ausnehmend hier. Ich bleibe noch einige Zeit — wenn die Polizei nichts dagegen hat. — Prutz mit Frau und beiden Schwestern aus Stettin, Mügge, Robert Heller, Karl Beck, Dr. Meien, (Franz) Wallner, fand ich bereits. Gestern aßen Heller, Beck und ich bei Wallner, der ein Mädchen mit den schönsten blauen Augen bei sich hat. Auch Mauritius Müller hab ich kennen gelernt. Pfarrer Licht hat eine Rezension meiner „Neuen Kirche" geschrieben. Der Gottesdienst gestern hat mich ungemein erbaut. — Doch bin ich auch fleißig. Gleich am ersten Tag, d. i. Sonnabend, schrieb ich von 5 bis 3 Uhr Nachmittag und machte den Artikel für Biedermann fertig. Eben jetzt, d. i. Montag um 1 Uhr Mittags, hab' ich den Artikel gegen Menzel fertig gemacht. Soeben hatte ich den Besuch von einem jungen Dramatiker, Leopold Arend, der mich um Rat über ein Stück „Libussas Wahl" frägt. Sogar ein Geheimer Rat war schon hier bei mir, nämlich Dr. Schulze.

Grüße alle von Herzen

Dein

Franz."

Weiters aus Hamburg, 16. März 1846, nach Jena:

„Lieber Hermann! Ich blieb 11 Tage in Berlin. Den Paß ließ ich mir gleich am zweiten Tag nach Hamburg visieren und blieb dann höchst wohlgemut und unangefochten. Mit Prutz und Frau machte ich sehr schöne Partien nach Charlottenburg und Potsdam. Die Lind hörte ich als „Nachtwandlerin". Ueberdies trieb ich mich einsam so herum, daß ich in Berlin ziemlich zuhaus bin. Zweimal feierte ich den deutschkatholischen Gottesdienst mit echter Erbauung. Bei dem allen schrieb ich, nebst dem Dir schon Genannten, auch die Abhandlung „Kirchliche Duldung in Oesterreich". Sie wird wahrscheinlich auch in „Gegenwart und Zukunft" erscheinen.

Von Berlin fuhr ich zurück nach Cöthen und von da nach Magdeburg mit dem Dampfschiff nach Hamburg. Wir hatten eine herrliche Nachtfahrt. Ich war fast die ganze Nacht auf dem Verdeck.

Hier besuchte ich gleich Campe[1]) und des anderen Tages saß ich schon tief in einer Broschüre über Polen, die schon gedruckt, aber von der Zensur noch zurückgehalten ist![2]) Die drei ersten Tage meines Hierseins schrieb ich von früh bis nachts. Heut habe ich auch die „Vor- und Rückschritte" geendet.

(Ueber meine neuesten Schriften darf nichts öffentlich verlauten.)

Hamburg gefällt mir ungemein. Ich habe aber nach langem Zaudern und ungeachtet aller Protektion durch Michelsen und Frommann, nur auf ein Monat Aufenthaltskarte erhalten. Man fürchtet sich vor mir, vorzüglich des Deutschkatholizismus wegen. (Auch den österreichischen Minister [=Residenten] v. Kaisersfeld habe ich besucht. Er machte mir viele Komplimente und bedauerte nur meinen Uebertritt.)

Schirges grüßt Dich. Sonst habe ich von Literaten nur noch einen aus Leipzig gewiesenen Schlönbach kennen gelernt.

Geh' zu Michelsen und Frommann (in Jena), grüße sie von mir, sag' ihnen meinen Dank für ihre Empfehlung: ich bin von Allen sehr herzlich aufgenommen worden.

Nächstens mehr. Schreibe gleich, einstweilen an Campes Adresse. Ich wohne noch immer im Gasthof „Victoria Hotel", will aber übermorgen ausziehen.

Grüße Günther (Johannes, Literat in Jena). Nächstens suche ich (die) Schoppe auf. Er soll mir schreiben, denn ich habe alles vergessen, was er mir zuletzt gesagt.

Grüße alle herzlich Franz.

---

[1]) Der bekannte freisinnige Hamburger Verleger.

[2]) Nur zwanzig Bogen starke Bücher waren zensurfrei, daher auch meine „Frühlingsboten aus Oesterreich" (1845), mein „Wanderbuch eines Wiener Poeten" (1846) und mein lyrischer Band „Frische Lieder" (1847) in diesem Umfang erschienen.

Aus Hamburg, 2. April 1846, nach Jena:

„Liebster! Ich wohne jetzt im Hotel Bellevue, nächst dem Dammthor, Aussicht auf die Promenaden und dem großen Alsterbecken. Es gefällt mir noch immer und ich mache viele Spaziergänge, aber — allein. Du fehlst mir. Komm gleich her. — Gestern ging ein Dreimaster nach Amerika ab; eine Menge Auswanderer an Bord; ich war bis zu Tränen ergriffen.

Campe ist, wie Du gesagt. Aber er hat auch seine guten Seiten und ist mir sehr gefällig. Er frug auch nach Dir und Deinen Gedichten. — Meine Broschüre ist verworfen. Sie kommt natürlich doch, aber es dauert länger, wird aber auch länger und schärfer.

Die Lind hat mich nicht begeistert. (!) Wahrscheinlich liegts an mir! Ich bin sehr stumpf geworden. Tichatscheck hab' ich noch nicht gehört. Bin ich nicht verrückt? — Komm her und bevormunde mich.

Michelsen hat mich merkwürdigerweise unter lauter Juden gebracht; unter andern zum Schwiegersohn Salomon Heines, Präsident Halle. Dort lernte ich neulich die Frau des jungen Heine kennen. Höchst interessant! Leidenschaft! Jüdin und Pariserin! Und ihr Mann, eine echte Hamburger Austernnatur. — Ad vocem Austern; man gab mir neulich einen großen Austernschmaus. Ich aß sie.

Man tröstet mich, die Aufenthaltskarte werde mir immer verlängert werden. Keinesfalls gehe ich vor Mai weg; da soll sich die Republik darauf gefaßt machen.

Was ist's denn mit den „Lyrischen Blättern?“ Die fallen ja wie vom Himmel herab! Bitte um deutlicheren Bericht.[1]) — Wann gehst Du aus dem Hafen Jenas? Neulich war der Herr Erzbischof (wohl der deutschkatholische) bei mir.

Schreibe recht bald und recht viel.

Grüße Alle und komm' stante pede zu

Deinem Fr. Schuselka.

Aus Hamburg, 25. Mai 1846, nach Frankfurt a. M.:

„Lieber Hermann! Ich war schon sehr bös; nur tröstete ich mich immer mit dem Gedanken, daß Du mich überraschen und plötzlich da sein würdest. Das ist nun auch nichts. Aber komm' doch bald. Es läßt sich hier sehr gut leben. Ich wohne jetzt bei Bergedorf am Eingang des Sachsenwaldes, herrlich und so ungeniert als nur denkbar. Komm! Wenn Du einen reizenden Ort suchst, wo Du empfangene Eindrücke verarbeiten und naturschwelgen willst, so kannst Du keinen besseren finden als bei mir auf Bellevue bei Bergedorf. Eine Stube ist bereit. Also komm'! O komm'!

[1]) Ich beabsichtigte damals einen Musen-Almanach in Heften herauszugeben.

Was sagtest Du denn zu den „Frühlingsblumen“! Dich verfolgen doch die Druckfehler entsetzlich! [1])

Warum wieder nach Jena zurück ...? Hier und in Bergedorf — (ich habe in Hamburg auch eine Wohnung und schreib' dies hier) gibts sehr liebe Mädchen und Weiber. Hörst Du, ich habe neu aufgelebt! Habe, nicht bin aufgelebt! Und diese reizenden und genialen, wahren, echt poetischen Freudenmädchen! Ich bin in eine Auguste ziemlich verliebt. — Das sind Geschichten! Was sagst Du? [2]) Es war Zeit, daß ich aus dem genußlosen Jena weggekommen! Freut Euch des Lebens! — Aber, Hermännchen! komm', o komm'! (Könnte ich Dir's so reizend zusingen, wie ich's von Tichatschek gehört.)

Ich habe auch mit recht liebem Schauspielervolk Bekanntschaft und noch mehr folgt nach. Eine Landsmännin haben wir hier — zum Anbeißen! Ich bereite mich eben auf sie vor.

Vorgestern war Hoffmann v. Fallersleben bei mir in Bergedorf. Wir waren sehr lustig. Eben lese ich in der „Deutschen Allg.“, daß sich am Rhein ein falscher Dr. Schuselka herumtreibt. Das ist nicht übel! Trachte doch die Bekanntschaft dieses Herrn zu machen.

Schramm [3]) ist wohl bitterböse auf mich? Grüß ihn! Ich denke, wir kommen wieder zusammen. Er ist gut, Du hast recht; ich möchte aber, daß er besser wäre, eben weil ich ihm so herzlich zugetan bin. Aber, dumme Geschichten! Jeder hat sein Paketchen!

Mein polnisches Buch ist verschickt. Die Briefe (Kaiser) Josephs folgen bald; dann etwas anderes Geheimnisvolles.

Leb' wohl, Du Lieber!

Dein Franz Sch.“

Aus Hamburg, am 19. Juni 1846, nach Frankfurt a. M.:

„Lieber Hermann! Du kannst kein schöneres Plätzchen finden, um Dein „Wanderbuch“ in Ruhe zu vollenden, als mein schönes Bergedorfer Holz.

Ich bleibe den ganzen Sommer hier. Ich gehe nicht nach Helgoland. Erstlich fehlt es mir an Zeit und Geld, denn ich habe in beiden Artikeln ziemlich viel konsumiert, freilich genossen! Dann habe ich im Holz einen so schönen Badeplatz in der „Bille“, daß ich

[1]) Meine kurz vorher erschienenen „Frühlingsboten aus Oesterreich“ waren irgendwo mit diesem wenig bezeichnenden Titel angekündigt.

[2]) Nach Entsagung — Uebertreibung! muß ich bei diesen Mitteilungen sagen, die ich hier nicht in argem Sinne mache.

[3]) Es ist der ganz vortreffliche Weimar'sche Hofmaler Johann Schramm aus Schlesien (gest. zu Wien 1865), der — als österreichischer Landsmann — von 1845 auf 1846 zu Jena im Hause des Goethe'schen Weller mit uns zusammen wohnte. Er zeichnete auch ganz meisterlich den schönen Kopf Schuselkas (den ich genau kopierte), sowie auch, ungemein feingeistig, mein Bildnis in mein „Gedenkbuch“.

zufrieden sein kann; und dann schlägt mir die Liebe so gut an, daß ich kein Seebad brauche. Doch will ich, d. h. wollen wir, um der meerentstiegenen Göttin zu huldigen, eine Wallfahrt an die Ost- und Nordsee machen.

Der Gedanke Deines „Wanderbuchs" ist sehr gut. Ich werde gleich mit Campe sprechen.

Du wunderst Dich, wie alle Welt, über meinen Fleiß. Ich bin wahrlich eher faul. Nur arbeite ich beispiellos leicht. Du weißt ja, wie viel Zeit ich in Wald und Feld verträume, wie viel verschlafe, wie viel verkneipe. An die Stelle des letzteren ist nun — gewiß zu Deiner poetischen Zufriedenheit — das Schwelgen mit meinem Mädel gekommen. Mir geht eine neue Welt auf. Doch stell' Dir keine reizende Schönheit vor. Ich habe mich noch nie in eine solche verliebt. Aber lustig, lieb, genial, innig, leidenschaftlich 2c. 2c. — Ich bin immer einige Tage in Bergedorf, und einige hier. Reizendes Leben! Gustchen war auch schon bei mir draußen! Und noch der liebe Kerl, der du bist, dazu — göttlich!

Also komm! Ich sehne mich nach Dir, wie nach einer Braut. Und das will viel sagen, da ich jetzt praktisch erfahren, was eine solche Sehnsucht ist. Dein Franz."

Aus Hamburg, 16. August 1846, nach Frankfurt a. M.:

Lieber Hermann! Ich gratuliere zum zweiten neuen Buch und zum ersten Honorar. Ich hätte Dir viel zu erzählen, auch von Oesterreich und von Polen. Ich bleibe über Winter hier und will mich auch dramatisch versuchen. Mit meinem Mädchen bin ich in förmlicher wilder Ehe (wild hat hier den Sinn wie bei „wilde Rosen").

Nächstens erscheint in Leipzig ein anonymes Buch von mir. Ich bin neugierig, ob Du mich erkennst. Du wirst Dich jedenfalls wundern. Ich bin zu fruchtbar, ich muß immer einiges anonym schreiben. Ich habe jetzt nicht weniger als 8 Bücher und 4 Broschüren projektiert. Campe druckt eben die „Vor- und Rückschritte", die ich natürlich noch ergänzte. Auch über die dänischen Anmaßungen habe ich ein Flugschriftchen, welches in Bremen erscheinen soll, wenn es die Zensur gestattet.

Warst Du nicht in Worms? Aus Oesterreich besuchte mich Baron Doblhoff (der nachmalige Minister) und der Verfasser von „Oesterreich und seine Zukunft" (Viktor Freiherr von Andrian-Werburg). Sei so gut und besorge die beiden Briefe.

Mit der Augsb. „Allg." ärgere ich mich viel. Viel gut gemacht hat sie aber neulich bei mir dadurch, daß sie den „Dr. Hermann Rollett" so schön ankündigte.

Schreib' mir bald wieder und komm'! Dein Franz.

NB. In den „Jahreszeiten" steht eine kurze, aber sehr herzliche Beurteilung der „Frühlingsboten" von Luise Otto."

Aus Hamburg, am 1. Jänner 1847, nach Ulm:

Ein langer Brief, größtenteils literarischen Inhalts, doch mit dem Anfang: „Also seit dem Juni immer ein Herkommen gewesen, um auszubleiben! Das war mir ein recht böser Streich. Ich bin nun hier ganz ohne männlichen Umgang, wie ich ihn wünsche und brauche. Aber ich kann Dir's nicht verdenken, daß Du lieber im schönen Schwabenlande bleibst. Hätte ich's im Oktober gewußt, so wäre ich jetzt wahrscheinlich bei Dir oder doch in Deiner Nähe. Nun aber bleibe ich jedenfalls über Winter, zumal ich für die deutsch-katholische Sache eine praktische Wirksamkeit habe. Ich halte nämlich von Zeit zu Zeit Vorträge und leite auch einen Damenverein.“ —

Es folgt dann in dem Schreiben die „aufrichtige“ Erklärung, daß es ihm lieber wäre, wenn ich — der ich damals daselbst beginnen wollte, ein Wochenblatt „Die Zeitgenossen“ herauszugeben (welches jedoch schon bei der ersten Nummer verboten wurde) — bleiben wollte, was ich sei, „ein Dichter“. Weiterhin heißt es in dem Briefe: „Ich arbeite an einem 2. Heft der „Volkspolitik“. Nächstens erscheint bei Brockhaus etwas, was den längst ersehnten Uebergang vom ewigen aufreibenden Raisonieren zur Belletristik — Poesie wage ich nicht zu sagen — anbahnt, aber doch auch einen unmittelbaren politischen Zweck hat. — Vielfach werde ich aufgefordert, hier einige öffentliche Vorträge zu halten, weil man bei meinem häufigen kirchlichen Auftreten mit mir zufrieden war. Vielleicht tue, d. h. versuche ich's — wenn's der Senat, d. h. der österreichische Gesandte, erlaubt.

Glückseliges neues Jahr! — Schreib bald Deinem Franz Schuselka.“

Aus Hamburg, am 12. Juni 1847, nach München.

„Lieber Freund! Die kirchlichen Arbeiten und auch sonstige, von denen Du bald hören wirst, mögen mein längeres Schweigen entschuldigen. Pfarrer Albrecht hat Dir wohl meinen Brudergruß schon gebracht.“

Im weiteren folgt der motivierte Ausdruck seines Bedenkens betreffs der Herausgabe meiner Monatshefte „Lyrische Blätter“, von welchen auch nur sechs Nummer erschienen. Dann:

„Ich bleibe jetzt — wenn ich darf — bis Ende Juli hier; dann gehe ich auf einige Wochen nach Cuxhafen und Helgoland; dann will ich eine Fußreise in den Harz machen und wieder hier überwintern, vielleicht — wenn's geht — mich hier fest niederlassen. Es ist doch republikanischer Boden! Kein Hof! Mit der Zeit läßt sich hier vielleicht auch irgend ein Unternehmen gründen, das die Existenz sichert. Auf Rückkehr nach unserm lieben Oesterreich habe ich ziemlich verzichtet. Schreibe mir bald wieder und beherzige meine aufrichtigen Worte.

Dein Franz Schuselka.

NB. Die Aston ist nicht hier.“

Das nächste Schreiben des seit 1848, nach der März-Erhebung, wieder in Wien lebenden treuen Freundes an mich, der ich nach vierjährigem Aufenthalt in der Schweiz erst gegen Ende des Jahres 1854 nach Oesterreich zurückgekehrt war und mich 1859 zu Wien verheiratet hatte, datiert erst vom 5. Februar 1862 aus Wien, welche Zuschrift er als Redakteur der hier von ihm gegründeten Wochenschrift „Die Reform" als Antwort auf meine Begrüßung seiner neuen Tätigkeit schickte. Er freut sich in dem kurzen Brief, daß mir sein „Napoleon-Artikel" gefallen hat, sagt aber, daß derselbe „Oben" sehr mißfiel, und setzt hinzu: „Ich werde wohl bald durch eine Verwarnung ausgezeichnet werden." Er schließt als damaliger Obmann des Schriftsteller-Vereines „Concordia" mit der Einladung: „Komm doch mit Deiner lieben Frau zum nächsten Damenabend (Montag im röm. Kaiser). Vom Herzen Dein Franz Schuselka."

Nach mehreren, meine Mitarbeiterschaft bei der „Reform" betreffenden Zetteln in den 60-er und 70-er Jahren, bekam ich erst wieder am 23. August 1881 die folgenden, von dem alternden, durch einen Schlaganfall sehr kränklich Gewordenen mühsam geschriebenen Zeilen nach Baden, in welchem meinen Geburtsort ich wieder seit 1865 — als Gemeindevertreter, Stadtarchivar und Museumskustos — hauptsächlich mit stadt- und kunstgeschichtlichen Arbeiten beschäftigt, ansässig war.

> „Lieber Freund! Dein Brief vom 15. d. (seinem Geburtstag) hat mich sehr erfreut, zumal schon das Faktum, daß Du mir schriebst, in mir die Erinnerung belebte an die poetisch-fröhlichen Tage, die wir mitsammen in dem lieben Jena verlebt haben. Noch mehr würde mich freilich eine mündliche Begrüßung erfreut haben. Du kommst gewiß öfter nach Wien und würdest durch einen Besuch wahrhaft erquicken Deinen treuergebenen
>
> Franz Schuselka.

Alle diese lebhaft-freundschaftlichen, oft überschwänglichen, doch immer auch psychologisch interessanten Briefe an mich, sind wahrhaft sprechende Zeugnisse für Schuselkas — mit seiner edel-schönen, männlichen Erscheinung harmonierende volle Liebenswürdigkeit, ja Innigkeit, sowie nicht weniger für seine, mit reicher Begabung betätigte unerschöpfliche Arbeitskraft von nicht geringer Einwirkung auf seine Zeit; doch auch Belege für den jedenfalls Verwunderung erregenden, plötzlich in ihm lebendig gewordenen Wogenschlag im Herzensbereiche und sogar geradezu geschlechtlichen Paroxismus neben ausgesprochener wirklicher Frömmigkeit, die den österreichischen Gemütsmenschen offenbart, und wahrem religiösen Sinn.

Die nachherige Art und Weise seines Lebens und Wirkens — sein glanzvolles Auftreten in der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. und im österreichischen Reichstag, seine große Popularität und damit zusammenhängende abenteuerliche Verheiratung, sein — durch Hinneigung

zum hier in Oesterreich der deutschen Sache gefährlichen Föderalismus veranlaßtes — Auseinanderfallen mit dem freiheitlichen Oesterreich, sein (nach dem Deutschkatholizismus) Protestantisch- und dann wieder Katholischwerden, seine Flucht aus der freien Welt in die klösterliche Einseitigkeit des lichtfeindlichen Klerikalismus, sein martervolles Hinsiechen zu Heiligenkreuz bei Baden, wo ihn endlich der Tod am 2. September 1886 von innerem und äußerem Siechtum erlöste; — das alles sei hier nur kurz angedeutet, anregend zur Betrachtung eines — wie gesagt — auch psychologisch, sowie zeitgeschichtlich, interessanten Auf- und Niedergangs, eines leider nicht hinreichend gefestigt gewesenen, öffentlich aufgetretenen Charakters.

XXIX.

Johannes Ronge.

1845.

Der Fortschritt, der innerhalb der christlichen Kirche durch den von Johannes Ronge seit 1844 gegründeten, rasch in Aufnahme gekommenen (später mit den freireligiösen Gemeinden vereinigten) Deutschkatholizismus gemacht wurde, war seinerzeit nicht zu unterschätzen. Ronge, der aus der katholischen Kirche ausgetretene aufgeklärte Priester, der zwar — abweichend von gleichzeitigen, weniger weitgehenden Bestrebungen — eigentlich eine Humanitätskirche im Sinne hatte, nahm doch aus verständiger Rücksicht die „Bibel" zur Grundlage, aber mit der Bestimmung der freien Forschung und der Abänderung des damals Festgestellten nach dem jedesmaligen Zeitbewußtsein. Viele Tausende wurden dadurch auf den Weg vernünftiger Betätigung ihres religiösen Dranges gelenkt, und damit konnte auch Jeder, in seinem Bewußtsein und religiösen Gefühle, außerhalb aller kirchlichen Formen Stehende sich einverstanden erklären, und sogar mitwirken im Leiten auf die Bahn der Aufklärung und des welterhellenden geistigen Lichtes.

Dazu kam noch, daß die Persönlichkeit Ronges in ihrer mannhaften Festigkeit und zugleich Milde, eine ganz entschieden passende für die weithin wirkende Sache war. Die mittelgroße, sich mit ungekünstelter Freiheit bewegende Gestalt trug einen von dunklem, nicht zu langem Haar dicht umschwungenen Kopf, mit kräftigen, durch den Ernst des Lebens tüchtig geprägten sprechenden Zügen und mit klugen, edel-heiteren blaugrauen Augen. Sein sympathisch-sonores, fast tiefes Organ, welches er gewandt, in stets würdevoller, von aller kanzelrednerischen Manieriertheit freien Rede warm ertönen ließ, war von ungemein wohltuendem und gewinnendem Klang.

So sah und hörte ich ihn im Jahre 1845 — in welchem ich Oesterreich bis auf weiteres (es wurden zehn Jahre daraus) verließ — zu Weimar, wo er am Hauptplatz, im ehemaligen Hause des Lukas Cranach — in welchem auch Luther gewohnt — auf seinem Triumphzug durch Deutschland, beim Hofbuchhändler Hofmann abgestiegen war, um

in der ruhmvollen, auch schon eine lebendige, vom rührigen alten Buchbindermeister und Landtagsabgeordneten Adam Henß geleitete deutschkatholische Gemeinde aufweisenden Stadt einen Gottesdienst abzuhalten.

Der ganze große Platz war angefüllt von Alt und Jung, da man Ronge demonstrativ eine Ovation darbringen und ihn, dem man betreffenderseits die Bewilligung zur Abhaltung eines deutschkatholischen Gottesdienstes in einer der Kirchen nicht erteilte, sehen und hören wollte.

Ronge erschien, mit brausendem Zuruf begrüßt, am mittleren Fenster des ersten Stockwerkes und hielt mit würdiger Ruhe eine sehr wirksame und zweckmäßige Ansprache, an deren Schluß er der Hoffnung Ausdruck gab, daß es doch noch zu einem Gottesdienst in Weimar kommen werde.

„Das wolle Gott!" — erscholl es laut hin über den Platz.

Da muß ich nun einen nicht unerwähnenswerten, in diesem Augenblick eingetretenen charakteristischen Zwischenfall kurz erzählen.

Ich stand mit dem damals in Weimar weilenden vielgerühmten, aber auch selbstgefälligen Berthold Auerbach und mit meinem hochbegabten Wiener Freunde, dem zu jener Zeit herrlich erstehenden, zuletzt nach prächtigem Leuchten in Verbitterung verrannten und in Umneblung rückläufig zu Kreuz gekrochenen Franz Schuselka — mit welchem ich im selben Jahre zu Jena zusammen wohnte — in einiger Entfernung vom Cranach-Hause, aus dessen Fenster Ronge sprach, mitten in der Menge des dichtgescharten Volkes. Als nun am Schluß der Rede der Ruf erscholl —: „Das wolle Gott!" trieb es mich in aufzuckender Erregung, mit voller Stimme auszurufen —: „Das wollen wir!"

Wie ein elektrischer Funke zündete dies mein Wort, und aus tausend Kehlen erhob sich, wie ein Sturm, der Ruf —: „Das wollen wir!"

Auerbach schaute mich, während sein rundes volles Gesicht noch röter wurde, als es gewöhnlich schon war, mit fast starren Augen an, faßte mich bei den beiden Rockteilen an meiner Brust, begann — vor Aufregung beinahe zitternd — mich zu schütteln, und rief, mit halb unterdrückter Stimme —: „Du bist ja ein ganz talentvoller Revolutionär!"

Sowohl Schuselka als ich waren im ersten Augenblick ein wenig verdutzt, fingen aber dann zu lachen an über den auf uns komisch wirkenden Ernst und Pathos-Aufwand, mit welchem Auerbach sich dabei geberdete, was aber offenbar eine Aeußerung maßgebender Art seines innersten Wesens war. —

Ronge verlor nicht in der persönlichen Berührung mit ihm, die sich in jenen Tagen von selbst ergab. Er zeigte sich ebenso verständig als natürlich, und innerlich durchdrungen von seinem menschenveredelnden Beruf. Der von ihm dann in einem Gasthaussaale abgehaltene Gottesdienst machte auf alle einen tiefen und nachhaltigen Eindruck.

Freund Schuselka, bei welchem die sonst klare Verständigkeit von der Gemütsseite immer etwas überwogen wurde — während ich, trotz meiner dem Phantasieleben angehörigen Poeten-Eigenschaft, möglichst nach

harmonischem Geltendmachen der Seelenkräfte strebte — Schuselka trat, nach Ronges erhebendem und erbauendem Gottesdienst, öffentlich zum Deutschkatholizismus über. Wenige wußten, daß dieser feierliche Uebertritt im ausgeliehenen, für den ziemlich schlanken Schuselka viel zu weiten schwarzen Frack des kleinen rundlichen Berthold Auerbach erfolgte, der ihm — in Ermangelung eines eigenen — aushalf mit dem sonderlich kleidenden seinigen.

Meine tatsächliche Anteilnahme am religiösen Fortschritt durch den Deutschkatholizismus beschränkte sich auf die Verfassung eines „Deutschkatholischen Reformations-Liedes", welches bei Hofmann zu Weimar in Druck erschien und auch in Dullers „Gesangbuch" übergegangen ist. Irrtümlich hieß es darauf in den Tagesblättern, ich sei deutschkatholischer Prediger geworden, welche Angabe wahrscheinlich besonders aus dem Umstande hergenommen wurde, daß ich an der Universität Jena — gleichwie ich dort bei dem berühmten Schleiden die Vorlesungen über Anthropologie besuchte — auch die des genialen Kirchenhistorikers Hase und des tüchtigen Exegeten Otto hörte, worüber ich auch Zeugnisse erhielt.

Ich sah Ronge in späteren Jahren nicht wieder, doch folgte ich mit Interesse seiner — in demokratischer Richtung — mehr und mehr politisch gewordenen Tätigkeit, zuerst im Frankfurter Parlament und darauf während seines Aufenthaltes in London, dann seit 1861 wieder in Deutschland, wo er 1863 einen religiösen „Reformverein" zu Frankfurt a. M. gründete. Wie sehr der rührige, in der freiheitlichen Verbreitung des Geisteslichtes Nimmermüde in dieser seiner Berufs- und Herzensangelegenheit fortgesetzt tätig war, mögen ein paar von ihm während seiner Anwesenheit in Wien im Jahre 1869 an mich nach Baden bei Wien gerichtete Briefe beweisen, die hier, zugleich als authentische Nachweisungen über diese Phase der Bewegung — nebst einer Antwort von mir — mitgeteilt seien.

Wien, den 28. April 1869.
Englischer Hof, Mariahilf.

Geehrter Herr und Gesinnungsgenosse!

Ich bin jetzt in Oesterreich so weit, daß ein Zentral-Vorstand oder Synodal-Vorstand für die Gemeinden und für die weitere Propaganda ins Leben treten soll. Es sind Gemeinden in Wien, Graz und Pola, und Anhänger in verschiedenen Städten. Es muß nun eine energische Propaganda und planmäßige Exekutive geschaffen werden. Freitag findet hier die Wahl für Wien statt, Graz, Neustadt und Pola werden einstweilen korrespondierend eintreten. Es würde der Sache der religiösen Reform gewiß sehr nützen, wenn auch Sie in den Synodal-Vorstand treten würden. Sie schlossen sich 1845 in Weimar an,[1]) ob Sie der Entwicklung gefolgt sind, weiß ich nicht;

[1]) Ohne jedoch überzutreten, wie oben dargelegt ist.

sicher aber kann ich annehmen, daß Sie der Sache der sittlichen Bildung der Völker mit Aufmerksamkeit gefolgt sind und daß Sie vielfach anders urteilen, als die, welche den augenblicklichen Erfolg als Maßstab ihres Urteils verwerten.

Es würde mich sehr freuen, in irgend einer Weise wieder mit Ihnen in Verbindung treten zu können.

Hochachtungsvoll

Johannes Ronge.

Ich beantwortete diesen Brief, gleich am nächsten Tage, mit dem folgenden, mir im Entwurf vorliegendem Schreiben:

Hochgeehrter Herr Ronge!

Mit den allerfreundlichsten Grüßen und mit dem Ausdruck wahrer Freude darüber, daß Sie sich meiner noch erinnern, beeile ich mich, Ihnen auf Ihr wertgeschätztes Schreiben von gestern zu antworten. Daß ich nicht bloß der politischen und sozialen, sondern auch der damit unzertrennlich zusammenhängenden religiösen Bewegung mit voller Aufmerksamkeit gefolgt bin, versteht sich von selbst. Ich habe auch dabei immer Ihr entschiedenes, fortschreitendes, mutiges und opfervolles, unentwegtes Eingreifen in dieselbe mit wärmster Teilnahme verfolgt. Ich bin ganz der Meinung, daß Sie durch Gründung des auf umfassender Basis beruhenden „Religiösen Reformvereines“ das Rechte getroffen haben, und daß es jetzt an der Zeit ist, in Oesterreich die Propaganda dafür mit allen Kräften ins Werk zu setzen, wenn es auch — ungerechnet die dummen oder schlauen Ultramontanen — eine Partei hier gibt, die in diesem Beginnen eine Störung der politischen Bestrebungen sieht. Ich werde mich auch immer verpflichtet fühlen, den kleinen Teil geistigen Einflußes, den ich in meinem Kreise habe, möglichst auch in dieser Richtung geltend zu machen. Etwas anderes ist es aber mit einer, sozusagen, offiziellen Beteiligung, bezüglich meiner Person, dabei — so ehrenvoll es auch für mich wäre, und so dankbar ich Ihnen dafür bin, daß Sie meiner in der mitgeteilten Weise gedenken. Ich bin persönlich zu sehr mit allem, was mit einer Kirche irgendwie zusammenhängt, öffentlich in Gegensatz getreten — wenn ich auch (wie 1845 in Weimar) die diesbezügliche freiheitliche Bewegung offen nach Kräften fördern half.

Schon 1846 sagte ich in meinem „Wanderbuch eines Wiener Poeten“, in dem Sie betreffenden Gedicht „Ein Gottesdienst“ (Seite 175):

„... o bange Seele, die du nach Trost dich sehnst,
Die du des Geistes Stärke zu schwach, zu nichtig wähnst,
O zieh' in diese Kirche, aus der des Lebens Licht,
Aus der der Geist der Liebe mit hellen Flammen bricht!“

Und seither habe ich meinen rein menschlichen und philosophischen Standpunkt mehrfach noch entschiedener ausgesprochen, und zuletzt — im vorigen Jahre — erschien ein Ghaselen-Zyklus „Offenbarungen“ von mir, der Gedanken zum Ausdruck bringt, die mit einer hervorragenden öffentlichen Beteiligung meiner Person an speziellen kirchlichen oder auch nur direkter damit zusammenhängenden Bestrebungen, meinem Gefühle nach, in Widerspruch stehen würden. Zudem bin ich — wie Sie aus dem mit diesem Briefe unter Kreuzband an Sie abgehenden Zeitungsblatte, welches ich Ihnen als Skizze meiner seitherigen Erlebnisse sende, teilweise ersehen werden — so sehr von örtlichen Gemeinde-, Kurkommissions- und „Politischen Vereins“-Angelegenheiten u. s. w. fortgesetzt in Anspruch genommen, daß eine tätigere persönliche Mitwirkung, auch abgesehen von allem anderen, sehr schwer zu ermöglichen wäre.

Dieß meine unumwundene Darlegung gegenüber Ihrer so freundlichen Einladung, eine Darlegung, die Sie gewiß unbefangen würdigen und berücksichtigen dürften.

Vor allem werde ich nicht versäumen, mir die Freude zu machen, Sie, Hochverehrtester, baldigst in Wien aufzusuchen — was ich längst getan hätte, wenn ich sicher gewesen wäre, daß Sie sich meiner noch erinnern; — und ich verbleibe mit dem herzlichstem Wunsche, daß Ihre zukunftvollen Bestrebungen im österreichischen Teil unserer deutschen Heimat recht bald fruchtbarsten Boden finden, sowie zugleich in der Zuversicht, daß Ihr unvertilgbares großes Verdienst um die ganze deutsche Bewegung seit den 40-er Jahren noch die entsprechendste Anerkennung des endlich doch klarsehenden Volkes finden wird,

Hochachtungsvoll ergebenst 2c.

Darauf antwortete Ronge am 1. Mai 1869 aus Wien:

Geehrter Herr Rollett! Die Zusage Ihres Besuches hat mich sehr erfreut, da ich manches mit Ihnen zu besprechen habe. Doch beeile ich mich, Sie in Kenntnis zu setzen, daß ich in mindestens 8 Tagen nach Pest abreise, um in Ungarn zu wirken. Daß Sie nicht in den Zentralausschuß der Reformgemeinden und Vereine eintreten können, tut mir leid, allein ich mache sofort Gebrauch von Ihrem freundlichen Erbieten durch die Presse oder durch Agitation für die Sache etwas zu tun. Zunächst möchte ich versuchen in Baden einen religiösen Reformverein anzubahnen. Zu diesem Zwecke ersuche ich Sie freundlichst, meine Zeitschrift, welche neunmal im Vierteljahr für 30 kr. erscheint, sei es im Verein oder in der Presse zu empfehlen, und gleichzeitig meine Schulrede, Katechismus, Briefe Robert Blums 2c. Diese Sachen sind entweder direkt von mir oder von der Buchhandlung Hügel in Wien zu bestellen. Glaubten Sie, daß in einem Verein etwas abgesetzt werden könnte, so würde ich eine Anzahl Schriften nach

Baden schicken, so wie ich nach Neustadt geschickt habe. Vielleicht gibt es einen ehrlichen Kolporteur dort, den Sie aufmerksam machen dürften. Ich habe wohl für 400 Gulden Schriften vorrätig für die Propaganda und muß sehen, wie ich den Boden rasch bebaue und dem Pfaffentum überall Oppositionstruppen entgegenstelle. Die Schriftchen sind zu geringen Preisen: 5, 10—20 kr., um ihnen leicht Eingang zu verschaffen. Ich habe viel Geld dafür verwendet, um vorwärts mit der Organisation zu kommen.

Gestern mußte ich 50 Gulden Strafe zahlen, weil ich behauptet, das Familienleben sei ein höherer sittlicher Zustand als der erzwungene Cölibat katholischer Geistlicher. Wenigstens war dies der Kern der Sache. Die alte und neue Moral kamen vor Gericht und das Gericht urteilte nach dem mittelalterlichen Cölibats-Begriff von der Ehe.

Ich schicke unter Kreuzband einige Sachen und bitte dann um freundlichen Bescheid. — Mit besten Grüßen

Ihr

Johannes Ronge.

Aber, leider, — hier in Baden, welche Stadt in ihrem weltkurörtlichem Charakter in kirchlichen Dingen, im allgemeinen, ziemlich indifferent ist, — so daß daselbst auch, umgekehrt, ein zelotischer Priester auf die Länge nicht bestehen kann, — war für die freireligiöse Sache kein entsprechender Boden und es ließ sich nichts dafür tun. Ronge reiste bald ab, und auch bei seiner letzten Anwesenheit in Wien, wo er bekanntlich am 26. Oktober 1887 im 74. Lebensjahre starb, kam ich nicht mehr in Berührung mit ihm, dem wackeren Ringer und Kämpfer bis zum letzten Atemzug.

XXX.

Ernst Moriz Arndt.

1846.

Das glutschnaubende Dampfroß führte mich an einem flammenden Juliabend des Jahres 1846 von Köln nach Bonn.

Nicht umsonst wurde mir Bonn als reizend und interessant geschildert. Ich fand die Stadt reizend durch ihre Lage im Angesicht des Siebengebirges und durch ihr heiteres Universitätsleben, interessant durch das herrliche Münstergebäude, durch Beethovens Denkmal und durch den Lichtschein, den manche daselbst heimische Persönlichkeit von weitreichender Bedeutung ausstrahlte. Der Besuch bei dem alten Arndt war mir wohl das Interessanteste.

Sein anmutiges Töchterlein öffnete mir die Tür des Erdgeschoßes, und mit herzlichem Willkomm führte mich der in Silberhaar schimmernde, mir sogleich freundlich entgegenkommende Greis auf sein Arbeitszimmer im ersten Stock, wo wir wohl eine Stunde in lebendigstem Gespräch verweilten. Und —:

„Er drückte mir die Hände
Und rief: Du junge Kraft,
O schleud're Deine Brände —
Wir alten sind erschlafft!"

Das ungefähr waren Arndts Worte, die ich in dieser Fassung in meinem bald darauf erschienenen „Wanderbuch eines Wiener Poeten" wiedergab. Aber von einem „Erschlaffen" war bei Arndt keine Rede — höchstens von einem körperlichen, von welchem der freundliche Alte auch in einem Brief an mich vom 18. September 1846 das Folgende sagt: „Sie trafen mich als einen Kranken in Bonn und auch eben zur Stunde geht es mir wenig besser. Da nun zu diesem Unwohlsein das Greisenalter als eine Hauptkrankheit kommt, so werde ich Frankfurt (wo damals die Germanistenversammlung stattfand) und viele treffliche Männer diesen Herbst nicht sehen. Und somit Lebewohl und freundlichsten Wunsch für alles mutige jugendliche Streben."

Und der frische Geist, der aus den letzten Worten dieses Briefes weht, belebte ihn noch durch und durch. Er sprach mit einem lebendigen Freimut

von allen Zuständen der Zeit und mit einer gesättigten Anschauung, die mich eben so mächtig anregte als erfrischte. Dieses welkende Antlitz und diese blühenden Gedanken!

Er gedachte auch meiner im Jahre vorher (1845) zu Jena erschienenen „Frühlingsboten aus Oesterreich“ und da kamen wir denn — nachdem er mein darin enthaltenes Gedicht „Metternichs Linde“ berührt hatte — auch näher auf Metternich zu sprechen, auf diesen Hauptstein, der dem Fortschritt — ohnmächtig zwar, aber doch hemmend — damals noch im Wege lag, auf diesen „beschränktesten der Diplomaten“, wie Arndt sagte, „der von jeher so undeutsch als möglich gehandelt“. — Gern schriebe ich Arndts damals ausgesprochene treffende Worte über Metternich vollständig hieher, wenn sie mir in der kräftigen Fassung noch ganz gegenwärtig wären, in der sie ihm aus dem Herzen brachen, im auflodernden Feuer des heiligsten Zornes.

Und diesen Mann kränkten sie in seinen alten Tagen! Er war eben kein die äußersten Konsequenzen ziehender Radikaler und er war in der mächtig aufleuchtenden neuen Zeit kein gewaltig emporblitzendes Morgengefunkel mehr, aber wie Herwegh in seinem bitteren Gedicht zugleich edelschön ausruft:

„Er ist ein Abendrot und mag noch feuchten
Manch' Auge kummerschwer —“

Ueberrascht hat mich bei jenem Besuche Arndts die äußere Erscheinung des so wuchtig wirksam gewesenen Volksmannes und Dichters. Man dachte sich bei Arndt — wenigstens meinerseits war es der Fall — ein, wenn auch gealtertes, doch noch immer kräftiges, vielleicht sogar derbes Aeußeres, welchem entsprechend ich mir auch seine ganze Art und Weise vorstellte. Aber dieses ruhig-freundliche, fast zu bescheiden entgegenkommende Wesen des kleinen, nichts weniger als starken, in schwarzen Rock mit Stehkragen gekleideten Greises — welcher freilich in seinem früheren Mannesalter anders gewesen sein mag — war zwar sehr wohltuend und erfreulich, doch ganz entgegengesetzt dem Bilde, welches sich die Phantasie von diesem Manne des Freimuts und der Kraft, vom herrlichen Sänger des lange Zeit hindurch weithin begeisternden Liedes vom „Deutschen Vaterland“ gemacht. Allerdings hat Arndt später durch sein Votum im Frankfurter Parlament für die — nun, auf anderem Wege, in politischem Sinne längst zur Tatsache gewordene Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland, die fortwirkende Bedeutung dieses Liedes selbst untergraben; aber man denkt sich unwillkürlich einen so machtvoll in die Saiten greifenden Barden auch körperlich so stark und kräftig, als es der gewiß bis in ferne Zeiten hallende Klang der Lieder des in das Volksherz gedrungenen Sängers ist,

„Der einst so mutig sang,
Der auf den bösen Dränger
Mit Liedeswaffen drang.“

In seinem einfachen, aber angenehm gelegenen Haus am Rhein, mit dem Gittertore gegen die Straße, genoß ich am nächsten Tage noch eine recht fröhliche Stunde. Die schlichte, liebenswürdige Weise seiner Frau und seiner Tochter, das freundliche, die Seiten des Hauses umgebende Gärtchen — an der Stromseite mit grünen Astarmen in den Rhein langend — der zarte, blaue Rheinduft, der die nahen Berge mit zauberhaften Schein umzog, das wundersame Rauschen des Stromes, alles das floß in einen harmonischen Klang zusammen; und als ich an den Rand des Gärtchens trat und die Zweige eines Busches auseinanderbog, um in den Strom hinabzulauschen, da kam — wie ich im „Wanderbuch" meinen Arndt-Gesang schloß —:

„Da kam ein Klang geflogen,
Vom Rhein dahergezogen,
Als sängen laut die Wogen
Ein Lied vom alten Arndt."

XXXI.

Arthur Schopenhauer.

1846.

Oft kommt mir ein merkwürdiger Genosse der Tischgesellschaft im Gasthofe „Zum Schwan" zu Frankfurt a. M., welcher ich während des Sommers 1846 angehörte, in lebhafte Erinnerung. Es war ein feingebauter und — nur nach etwas veraltetem Schnitt — stets feingekleideter, mittelgroßer Mann mit kurzem Silberhaar, mit fast militärisch zugestutztem Backenbart, im übrigen immer sauber rasiert, mit rosiger Gesichtsfarbe und mit lichtem, meist vergnügt vor sich hinschauendem, ungemein verständigem, blaugesterntem Auge. Sein nicht gerade schönes, aber geistvolles Angesicht hatte öfter einen ironisch-lächelnden Ausdruck. Er zeigte aber gewöhnlich ein in sich gekehrtes und, wenn er sich äußerte, manchmal fast barockes Wesen, wodurch er der wohlfeilen Satiere eines übermütigen Teiles der sonst sehr anständigen, aber betreffs der geistigen Qualitäten sehr gemischten Tischgesellschaft täglich nicht geringen Stoff gab. Und so bildete dieser oft komisch-mürrische, aber eigentlich harmlose, gutmütig-unwirsche Tischgenosse das Stichblatt des Witzes unbedeutender Lebemänner, die ihm regelmäßig — allerdings in nicht arg gemeinter Weise — zum Besten hielten.

Und wer ist das gewesen?

Es war der wohl schon damals bedeutende, schon von Goethe gewürdigte, aber erst später zur vollen Berühmtheit gelangte Philosoph Arthur Schopenhauer!

Obwohl ich an jener Gasthaustafel täglich sein zweiter Tischnachbar gewesen, kann ich doch nicht sagen, daß ich zu seinen näheren Bekannten gehörte. Er war, trotz seines Bedürfnisses, stets in Gesellschaft sein Mittagsmahl zu nehmen, doch ziemlich auf sich selbst zurückgezogen, und ich drängte mich nicht an ihn, der gern ganz ungestört war, unbescheiden heran. Auch hatte man damals von ihm überhaupt noch nicht den rechten Begriff. Ein unbedingter Verehrer seiner mächtig-wirksam geltend gemachten Richtung bin

ich — bei aller Hochschätzung seiner weithin anregenden, die menschliche Erkenntnis bedeutsam fördernden, eminenten Denkereigenschaft — übrigens auch niemals geworden. Schopenhauers im Prinzip gewiß ganz richtiges radikales System des allwaltenden Willens hat mich wohl deshalb nicht ganz gewinnen können, weil seine Konsequenz einer völligen Verneinung des dem Gesamtwillen unterworfenen Einzelwillens und einer daraus folgenden Weltüberwindung oder vielmehr Weltverachtung natürlich zuletzt zum trost- und würdelosesten Quietismus führen muß, wenn auch behauptet wird, daß der über den Verlust des Erdenglückes Erhabene und vom Willensdrang Erlöste in seinem Quietismus schon den schönsten Trost und Ersatz gefunden.

Ich bezeigte ihm jedoch immer die größte Hochachtung und lächelte gelegentlich mit ihm über die flachen Gesellen, die über seinen, aus den Zwanziger-Jahren stammenden dunkelblauen Frack mit goldenen Knöpfen, über seine engen Nanking-Beinkleider, über sein stets blendend weißes Halstuch und über die sorgfältig gehaltene Hemdkrause, sowie über seine manchmal kraus scheinenden Worte lachten.

Bei den erwähnten Umständen hätte ich also weiter nichts besonderes Persönliches über Schopenhauer aufzuzeichnen, wenn nicht ein glücklicher Fall es gefügt hätte, mir eine Handschrift des berühmten Gelehrten in die Hand zu geben, welche — aus zwei Quartseiten bestehend — von nicht gewöhnlichem Interesse ist. Dieselbe enthält nämlich nichts Geringeres als eine kleine Selbstbiographie.

Ich erhielt das merkwürdige Blatt insoferne aus direkter Quelle, als ich während meines Aufenthaltes zu Hildburghausen im Jahre 1851 daselbst Mitarbeiter des großen Meyer'schen „Conversations-Lexikons" war, für welches Schopenhauer die Einsendung seiner Lebensskizze gemacht. Die Redaktion des Lexikons stellte mir das betreffende, ganz eigenhändig geschriebene Manuskript — mit mehreren abkürzenden Streichungen — zur Verfügung, und ich verfaßte darnach den mir aufgetragenen kurzen Artikel für das Werk.

Zum Glück habe ich dieses denkwürdige Autograph Schopenhauers aus den Stürmen meiner Lebensfahrt gerettet, und es sei dieses jedenfalls interessante biographische Aktenstück im Zusammenhange mit dem oben über den hoch hervorragenden Verewigten Gesagten und im vollständigen, von der Fassung im Lexikon vielfach verschiedenen Wortlaute hier mitgeteilt.

Schopenhauers handschriftliche, mit deutlichen, langen, jedenfalls nicht sehr rasch hingesetzten Zügen geschriebene kleine Selbstbiographie lautet:

„Ihrem Gesuche zu entsprechen, sende ich Ihnen die nachstehenden Notizen über mein Leben, wie ich denke, daß sie Ihrem Zwecke und dem großen Publiko gegenüber angemessen sein werden. Ihr Anerbieten eines Abdruckes des über mich Gesagten nehme ich dankend an

„Ich bin in Danzig geboren am 22. Februar 1788. Mein Vater, Heinrich Floris Sch., war daselbst ein sehr wohlhabender Kaufmann, und meine Mutter die später durch ihre Schriften berühmt gewordene Johanna Sch. — Meine Universitätsstudien habe ich von 1809 bis 1813 in Göttingen und Berlin gemacht; auf letzterer Universität las damals Fichte, auf ersterer G. E. Schulze Anesidemus. Bei meiner Promotion 1813 gab ich die Abhandlung „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ heraus, von welcher die zweite sehr verbesserte und vermehrte Auflage 1817 hier in Frankfurt erschienen ist. Nachdem ich den Winter 1813—14 in Weimar und in Goethes vertrauterem Umgange zugebracht hatte, zog ich nach Dresden, woselbst ich bis Ende 1818 unter Benützung der Bibliothek und Kunstsammlungen privatisiert habe. 1816 erschien meine Schrift „Ueber das Sehen und die Farben“ und am Schlusse des Jahres 1818 mein Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung“, wie es noch im ersten Bande vorliegt. Nachdem ich es dem Verleger übergeben, trat ich eine Reise nach Italien an und kam bis über Neapel hinaus. Zurückgekehrt, habilitierte ich mich 1820 als Privatdozent bei der Universität Berlin, habe jedoch nur das erste Semester gelesen, wiewohl ich bis 1831, die Jahre der Abwesenheit abgerechnet, immer noch im Lektionskatalog gestanden habe. Damals war die Zeit des höchsten Flors der Hegelei. 1822 begab ich mich nochmals auf eine Reise nach der Schweiz und Italien, von der ich erst 1825 nach Berlin zurückgekommen bin. Daselbst habe ich 1830 eine lateinische und verbesserte Darstellung meiner früher deutsch herausgegebenen Farbentheorie ausgearbeitet, welche alsdann unter dem Titel „Theoria colorum physiologica, eademque primaria“ im dritten Bande der von Justus Radius herausgegebenen „Scriptores ophthalmologici minores“ erschienen ist. Als 1831 die Cholera zum erstenmale durch Deutschland kam, ging ich ihr vorläufig bis hieher nach Frankfurt aus dem Wege. Da dieser Ort verschont blieb und ich fand, daß das Klima und die Bequemlichkeiten desselben mir besonders zusagten, bin ich hier geblieben, wo ich nun schon 21 Jahre als privatisierender Fremder lebe. Im Jahre 1836 habe ich hier meine kleine Schrift „Ueber den Willen in der Natur“ erscheinen lassen, auf welche ich einen ganz besonderen Wert lege, weil in ihr der eigentliche Kern meiner Metaphysik gründlicher und deutlicher dargelegt ist als irgendwo. Bald darauf beantwortete ich zwei moralische Preisfragen, eine der norwegischen und eine der dänischen Sozietät der Wissenschaften. Nur die erstere ist gekrönt worden, und beide zusammen sind 1841 hier erschienen unter dem Titel: „Die beiden Grundprobleme der Ethik“. — Endlich habe ich im Jahre 1844 mein Hauptwerk in zweiter Auflage erscheinen lassen, um das Doppelte vermehrt und in zwei Bänden.

Ich habe das Glück gehabt, mein Leben in völliger Unabhängigkeit und im unbeschränkten Genuß meiner Zeit und Kräfte zuzubringen, wie es zu den vielseitigen Studien und zu der Elastizität und Freiheit des Geistes, welche meine Werke erforderten, nötig war.

Frankfurt a. M., den 28. Mai 1851.

Arthur Schopenhauer."

Nicht Wenige beneideten mich nicht bloß um dieses allerdings hochinteressante Stück meiner Sammlung, sondern bemühten sich auch — vergebens — es irgendwie in Besitz zubekommen.

XXXII.

Moritz von Schwind.

1846.

In der Reihe meiner Begegnungen darf der aus Wien stammende, in Deutschland eingebürgerte Romantiker mit Stift und Palette, Schwind, nicht fehlen.

Um das Jahr 1840 herum weilten in meinem reizvoll gelegenen Heimatsorte Baden bei Wien, manchmal monatelang, der hastig schreitende und ebenso sprechende und schaffende Lustspieldichter Bauernfeld und der mit ihm befreundete bekannte Komponist Dessauer, letzterer sogar einmal auch während der ganzen Winterszeit.

Eines Sommers war damals auch der mit beiden intim befreundete Moritz von Schwind dazugekommen, der eigenartig begabte Zeichner und Maler. Es gab da im engeren Kreise einiger Familien ein sehr heiteres Treiben, besonders im gastlichen, mit schönen Töchtern geschmückten, musikalisch belebten Hause des Badener Bürgermeisters Trost. Im Gartenhäuschen meines als Arzt beliebt gewesenen, nun längst verstorbenen älteren Bruders — dessen Gattin eine Trost'sche Tochter war, — hinterließ der prächtige, rundliche, blonde — durch seine Wandgemälde in München und Karlsruhe schon zu einem bedeutenderen Ruf gekommene Schwind, der durch blühendes Angesicht, durch schalkhaft-kluge himmelblaue Augen und durch drollige, manchmal drastische Lustigkeit persönlich besonders hervorragte, ein ganz interessantes Andenken. Er schnitt nämlich mit der Schere aus farbigem Papier spannlange komische Figuren aus, wobei ich ihm — die Leichtigkeit und Sicherheit der Ausführung bewundernd — mit Anderen öfter aufmerksam zuschaute. Als eine hinreichende Anzahl dieser Silhouetten beisammen war, wurden sie im Lusthäuschen ringsherum unterhalb der Decke an die Wand geklebt, von wo man sie nach Jahren, bei einem Umbau, loslösend herabnahm, und es sind diese kleinen Figuren, als weiter ganz unbekannte Scherzarbeiten des Künstlers, noch heute vorhanden.

Als ich mich später, im Jahre 1846 — durch meine im Vorjahr zu Jena erschienenen „Frühlingsboten aus Oesterreich" an der Rückkehr in die

Heimat verhindert — auf meiner Wanderfahrt durch Deutschland längere Zeit in Frankfurt a. M. aufhielt, fand ich den bereits verheirateten Schwind daselbst, wo er seit 1844 mit hübscher Frau und mit ein paar herzigen kleinen Kindern ansäßig war. Es heimelte einen recht an bei ihm. Er malte damals an seinem großen Oelgemälde „Der Sängerkrieg auf der Wartburg", welches Werk entschieden viel Schönes hat, aber — bei aller Dimension — etwas Genrebildartiges zeigt.

Einmal sagte er mir während des Malens an dem fast schon vollendeten Bilde, daß er, wenn ich früher gekommen wäre, vielleicht auch mich — neben Rückert u. s. w. — als jugendlichen fahrenden Poeten hineingemalt hätte; da wäre er aber, wie er mich fixierend betonte, am End' verleitet gewesen, im Bart „Gold" aufzusetzen.

Von seiner vielbekannten losen satyrischen Art, sich über die Arbeiten mancher anderer Maler zu äußern, erhielt ich eine arge Probe, als er mich in die Galerie des „Städel'schen Institutes" führte und beim Gemälde Lessings „Huß vor dem Konzil" mich frug, ob ich wisse, was Huß mit der Bibel in der Hand, da gerade sage? „Er beweist da" — fuhr er, mit vollem Anklang der Worte an den Wiener Dialekt, lebhaft fort — „daß diese Bibel in Schweinsleder gebunden ist!"

Aus jener Zeit, die mir in künstlerischer Hinsicht auch durch mein persönliches Bekanntwerden mit dem ernsten Philipp Veit und mit dem stillfreundlichen — gerade an seiner lieblichen „Maria" für Lord Egerton malenden österreichischen Landsmann Steinle, sowie mit dem liebenswürdigen Kunstgelehrten Passavant, in bedeutsamer Erinnerung ist, besaß ich die (an einen befreundeten Sammler abgegebene) erste flüchtige Federskizze Schwinds für ein Dekorationsbild im „Römer" zu Frankfurt, das Verteilen des Getreides ans Volk bei den Krönungsfestlichkeiten darstellend.

Im Jahr darauf befand ich mich während des Winters in Ulm (wo ich, nach dem Erscheinen meines „Wanderbuchs eines Wiener Poeten", eine — gleich bei der ersten Nummer behördlich inhibierte Wochenschrift „Die Zeitgenossen" herausgeben sollte); und auf seiner Durchreise nach München, wohin Schwind — von König Ludwig als Professor berufen — hoffnungsvoll zog, besuchte er mich daselbst und schrieb mir am 13. März 1847 in mein „Gedenkbuch" die folgenden, für seine damalige Stimmung charakteristischen Zeilen mit seiner guten Schrift:

„Wir wollen den heutigen Tag nicht vergessen. Nach neunjährigem Vorpostenlaufen kehre ich wieder in die Stadt zurück, die allein von allen in Deutschland sich nicht schämt, eine Kunststadt zu sein. Leb' wohl, Rhein, sei gegrüßt, Donau!"

Das Jahr 1847 führte auch mich nach München, und ich fand da Schwind in voller Tätigkeit. Er zeichnete zu jener Zeit auch manches für die dortigen „Fliegenden Blätter", unter anderm auch die nachmals berühmt gewordenen Illustrationen, die mit meinem Lieder-Zyklus „Herr Winter" darin erschienen. Die von Schwind erfundene Gestalt des Winters

ist bleibend ungemein bekannt und beliebt und hat — wie eine Stimme es aussprach — „in Thon, Porzellan, Pappe u. s. w. die Runde um den Erdball gemacht.“ —

Zu einem meiner „Lerchenlieder“ gab mir damals der wahrhaft poetische Zeichner Schwind, dessen Genien lieblich-zarte Phantasie und lebendiger Humor in echt deutscher Art waren, auch eine treffliche Federzeichnung, die bis jetzt noch nicht bekannt geworden ist und deren Original ich als wertvolles, mir unschätzbares Andenken bewahre. Diese mit fester, freier Unmittelbarkeit meisterhaft ausgeführte Zeichnung stellt einen aus dem Bergwald schreitenden Alpenjäger vor, der eine hochauffliegende Lerche, statt nach ihr zu schießen, mit geschwungenem Hut, jauchzend begrüßt.

Bei Schwinds Wiener Aufenthalt in der Mitte der 60-er Jahre, während welchem er die Mozart-Fresken am neuen Opernhause malte, sahen wir uns manchmal, und er freute sich herzlich mit mir, endlich auf heimatlichem Boden — im Kneipstübchen am Michaelerplatz — ein freundschaftliches „Prosit!“ und ein klingendes „Hoch!“ auf die grundechte Kunst ausbringen zu können. Es schien mir dabei, als hätte der Ergraute aber noch immer Frische, nicht mehr den früher oft gar argen „losen Mund“, der nun längst gar verstummt ist für alle Zeit. Dafür aber sprechen jetzt und immer seine reizenden Phantasie-Gestalten und Märchenbilder, alles gewinnend, laut und nachwirkend für ihn.

XXXIII.

Andersen und Jenny Lind.

1846.

Ein frischer Morgen dämmerte über Weimars heiligem Boden. Die Nacht hatte auf den klassischen Park an der Ilm, den ich eben mit einem Weimarer Freund auf einem verabredeten Morgengang durchschritt, das große kalte Leichentuch des Winters gebreitet, und die alten, durch viel Erlebtes doppelt ehrwürdigen Bäume, die am Tag vorher noch in spätherbstlicher Stille die leeren Arme zum Himmel streckten, die trugen nun auf ihren breithingehaltenen Aesten den herrlichsten eisigen Schmuck. Es umfunkelte uns rings im manchmal aus fliehendem Schneegewölk hervorbrechenden Sonnenstrahl wie donnerloser Blitz, und so schritten wir, noch ganz bezaubert von der gestrigen „Norma" der Lind — es war um Neujahr 1846 — durch die weiten langen Gänge und versuchten es nur manchmal, unserm Entzücken über die weihevolle Sängerin Worte zu geben und uns in der Würdigung ihres Wundergesanges zu überbieten.

Da gingen einige mir unbekannte Männer grüßend an uns vorüber. Einer davon war mir besonders aufgefallen. Ich hatte diese hagere, trotz eleganter Kleidung etwas schlotterige Gestalt schon am vorigen Abend im Theater bemerkt, als sie von Zeit zu Zeit sich aus dem Hintergrund der ersten Galerie mit storchenartigen Bewegungen hervorneigte, und es war interessant, zu sehen, wie der Jubel des Publikums über die singende Zauberin ihm wie ein Verklärungsschein ums Antlitz leuchtete.

„Das muß Andersen sein!" sagte ich zu meinem Begleiter, indem ich noch einmal umschaute und die lange träumerische Gestalt durch die Bäume wanken sah.

„Ja, der ist's!" entgegnete mein Freund; „das jetzige Schoßkind der Weimarer Gesellschaft. Auerbach ist fort, und hat auch gerade Zeit gehabt, um sich hier nicht zu überleben, nun floriert Andersen. So ist's jetzt in Weimar! Kommt ein bedeutender oder interessanter Mensch hieher, so wird er als Zitrone so lange gequetscht, als nötig ist, um für die ganze Gesellschaft Limonade zu bekommen und dann ist's aus!"

Ich hatte mir vorgenommen, Andersen zu besuchen. Ich freute mich längst, den Beherrscher jener wunderbaren Märchenwelt persönlich kennen zu lernen, in dessen phantastischen Zaubergärten auch ich wie im Traume manchmal gewandelt.

Gleich am nächsten Vormittag erkundigte ich mich im Gasthof, wo Andersen zu finden sei, worauf ich die Antwort erhielt: „Eben fährt er mit Kanzler Müller und mit Fräulein Lind nach der Fürstengruft."

In demselben Augenblick kamen sie auch schon alle — die Lind mit ihrer Begleiterin — die Stiege herunter und der Kanzler, mit dem ich bereits bekannt war, sagte mir im Vorbeigehen freundlich, ich solle doch auch hinauskommen zur Gruft.

Das war mir erwünscht. Nun konnte ich auch zugleich die sonst so unzugängliche und verschlossene Ton-Zauberin aus Norden kennen lernen und bald schritt ich im schneebedeckten Friedhof die Stufen zur Halle hinauf, unter welchen ich schon einmal Augenblicke wahrhaftigster Rührung verbracht.

Ich stieg in die Gruft. Andersen, der mich gleich bemerkte, begrüßte mich mit aller Freundlichkeit, entschuldigte sich in ziemlich gebrochenem Deutsch, daß er von mir noch nichts gelesen habe und wiederholte seine Entschuldigung, als Kanzler Müller mich ihm als Dichter der „Frühlingsboten aus Oesterreich" bezeichnete.

Die Jenny Lind, die an den Särgen der Dichterfürsten bereits geweilt hatte, war gerade mit Entzifferung der Inschrift eines alten Familiensarges beschäftigt und las dieselbe mit sichtbarem Interesse herab. Es freute mich, zu sehen, mit welcher Teilnahme und in welch' gehobener Stimmung sie die Gruft betreten. Ueberhaupt war sie ganz ergriffen von tiefer Wehmut und lauschte bewegt den Worten des Kanzlers, der die interessantesten Einzelheiten aus den letzten Lebenstagen Goethes und Schillers mitteilte, wovon mir besonders die Tatsache neu war, daß Goethe nicht lang vor seinem Tod sich im Lehnstuhl erhob, auf ein zufällig am Fußboden liegendes Stück Papier deutete und gebot, daß man eine Handschrift Schillers — wofür er das gar nicht beschriebene Blatt hielt — besser verwahre.

„Ja, das muß man alles wissen!" sagte Jenny Lind, und ihre feuchtgewordenen Augen glänzten seelenvoll in Tränen der innigsten Rührung.[1])

Andersen, der mit traumverlorner Miene auf die Särge schaute, war stumm geworden wie eine Blume, sowie man überhaupt das Wesen seiner Erscheinung, wenn man diese halbgeschlossenen großen Augen und den träumerischen Ausdruck des Kopfes betrachtete, der sich auf dem langen Körperstengel wirklich blumenhaft zu wiegen schien, am treffendsten durch den Vergleich mit einer Mohnblume bezeichnen konnte. —

---

[1]) Siehe auch mein „Wanderbuch eines Wiener Poeten", Frankfurt a. M. 1846, S. 180, „Die nordische Nachtigall".

Wir sind noch in der Gruft. Alle sind in Schweigen versunken, und der Geist der Weihe zieht unsichtbar mit leisen Schwingen, durch den von flackerndem Fackelbrand geisterhaft erhellten Raum. Die Blätter aus den Lorbeerkränzen der Dichtersärge, die Kanzler Müller der Lind überreicht, will sie aus zarter Scheu nicht berühren, läßt sich einige in ihr Tuch legen und drückt sie wie ein heiliges Kleinod freudig und in Ehrfurcht ans Herz. Ihre Augen werden immer nasser, und tief seufzend heftet sie im Fortgehen aus dem Raum, von dem man sich beinahe gar nicht trennen konnte, noch einen letzten Blick auf die beiden Särge.

„Weimar ist reich!" flüstert sie neben mir, indem sie ihr mildlebendiges, seeblaues Auge lange auf mir ruhen läßt, und mit dumpfem Schlag fällt, als wir langsam wieder über die Stufen der Totenhalle herabschritten, die eiserne Gittertür hinter uns ins Schloß.

Wir traten in den Friedhof hinaus. Da waren alle Bäume voll von krächzenden Krähen, und aufflatternd wehten sie in dichtem Zuge wie schwarze Trauerfahnen über die Gruft.

Andersen hatte versprochen, auf einige Tage nach Jena zu kommen und dort bei seinem Holsteiner Freund, Professor Michelsen, einige seiner Märchen vorzulesen; und so hatte ich Gelegenheit — da Jena mein damaliger Winteraufenthalt war — Andersen recht genau kennen zu lernen und ihn persönlich so lieb zu gewinnen, als er mir schon durch seine Märchen und phantasievollen Romane war. Andersen war aber auch eine durch und durch poetische und harmlose, ja kindliche Natur und sein äußeres Wesen entsprach ganz seinem Innern. Daß er gern von sich selbst redete, war mehr Unbefangenheit als Eitelkeit. Und hat er nicht auch die merkwürdigsten Schicksale erlebt? Von armen Eltern zum Handwerker bestimmt, wird er Chorist bei der Oper, dann Balletttänzer und später einer der gefeiertsten Dichter Dänemarks, dessen Bedeutung weit über die Grenzen seines Heimatslandes reicht. Die Erzählung seiner ersten Audienz beim König von Dänemark, durch die er sich ein Reisestipendium erwarb, war ungemein komisch zu hören. Ueberhaupt war Andersen so durchaus poetisch organisiert, und zugleich so harmlosen Wesens, daß ihm ein König ehrwürdig erschien, bloß weil er Krone und Szepter trägt, was sich in seiner Märchenwelt auch ganz prächtig ausnimmt, obwohl sein gesunder Sinn ihn manchmal zu recht treffenden Geißelhieben geleitet. Im ganzen schienen ihm alle Menschen lieb und gut, und den damaligen König von Preußen verehrte er ganz ausnehmend. Auch sein von diesem erhaltenes Ordensband schien ihn kindisch zu freuen. Mein Gedicht „Metternichs Linde" hat ihm sehr gefallen, nur wollte er nicht glauben, daß es mit Metternich so arg gewesen sei. Und so arglos zeigte sich sein ganzes Wesen. Aber auch nur eine solche Natur war geeignet, in unserer Zeit Märchen zu schreiben.

Auf seine Aufforderung, ihm über mein Zusammentreffen mit ihm und der Lind in der Fürstengruft — welche Begegnung dreier Dichterseelen (wie er sich ausdrückte) an jener geweihten Stätte ihn ungemein erfreute — etwas in sein Album zu dichten, schrieb ich ihm folgende Verse:

Märchenrose! die du oftmal mich entzückt mit süßem Duft,
Sah dich ranken um die Särge in der Dichterfürstengruft.
Und mit dir an jedem Sarge in der totenstillen Hall',
Sah ich eine schmerzentzückte, träumerische Nachtigall.
Und ich freute mich im Stillen, war in tiefster Brust entzückt,
Das die dunklen Dichtersärge lenzgeborner Zauber schmückt.
Und der Duft der Märchenrose wogte durch die Totenhall'
Mit der Wehmut der in Trauer stummgewordnen Nachtigall.

Seine Freude über diese improvisierten Zeilen — die er auch in seinem Buche „Das Märchen meines Lebens" bei Erzählung unserer Begegnung mitteilte — war übermäßig groß, und ich mußte ihm eine Abschrift für die Lind machen.

Von Andersens Hand besitze ich dagegen folgendes Autograph in dänischer Sprache, welches mir Jenny Lind, die mit Andersen schon aus dem Norden her befreundet war, bei einem spätern Aufenthalt in Stuttgart, wo ich — zufällig dort verweilend — ihre liebenswürdige und geistvolle Persönlichkeit erst recht schätzen lernte, also übersetzte:

An einer heiligen Stelle im Reiche des Gesangs
begegneten wir uns das erstemal.
Laß' die Kraft und Erhabenheit der Stelle
neugeboren steigen für die Welt in Deinem Gesang;
Und über die Donau leuchte weit hinaus
ein neuer, ein herrlicher Stern.
Nur mutig vorwärts — das Leben winket schön —
in Sturm und Sonnenschein reift die Blüte zur Frucht!

XXXIV.

Johann Peter Eckermann.

1846.

Während meines ersten Aufenthaltes zu Jena und Weimar in den Jahren 1845—46 lernte ich aus dem zurückgebliebenen Lichtkreise der strahlenden Sonne Goethe die meisten der damals noch lebenden Hauptpersönlichkeiten kennen. In „Saale-Athen“ die trefflichen Gelehrten Döbereiner, Göttling, Kieser und den braven Dr. Weller (bei dem ich sogar längere Zeit wohnte); in „Ilm-Athen“ den liebenswürdigen Kanzler Müller, den ernst-gediegenen Hofrat Riemer, den einfach-tüchtigen Rat Kräuter und — nebst anderen — auch den schlichten, hochverdienten Eckermann.

Der letztere, der bewährte Gehilfe Goethes bei der Ausgabe seiner Werke „letzter Hand“ und verdienstvolle Aufzeichner der Gespräche mit dem Dichter, hatte mein ganz besonderes Interesse erregt. Es war zwar eine Weile in Deutschland „guter Ton“ gewesen, über Eckermann mit „lächelnder Achtung“ zu sprechen, wozu wohl hauptsächlich Heine durch seine boshafte Papagei-Parallele Veranlassung gab; aber das Verdienst, welches sich Eckermann durch sein Lebensziel erwarb: mit Unterdrückung seiner eigenen kleinen, von Goethe sogar liebreich geförderten poetischen Potenz, das „Bild Goethes, soweit es in seinen Gesichtskreis fiel, aufzufangen und dauernd festzuhalten“, dies unbestreitbare Verdienst ist jedenfalls größer, als die Wirkung aller mutwilligen oder albernen Bemäklungen seines Wesens. Und die Anerkennung dieses Verdienstes drang auch bald entschieden durch.

Einer meiner ersten Gänge in Weimar war zu Eckermann. Ich fand ihn in seiner Erdgeschoßwohnung in der Brauhauserstraße einsam und allein. Als mir das unscheinbare kleine Männlein in seinem grauen Hausrock entgegen kam, sah ich wahrlich eher den einstmaligen Hirtenknaben aus den Marschen, als den Vertrauten des Olympiers vor mir. Er machte aber durchaus nicht den „Veteranen der Goethe-Freundschaft“ geltend. Der Grund des Interesses für ihn war ein selbstverständlicher, der nicht erst berührt zu

werden braucht. Goethe selbst kam auch wenig oder gar nicht zur Sprache, und doch war alles, jedes Wort, jeder Blick durchwoben von den Fäden, die an Goethe knüpfen.

Es war so einfach bei ihm, sowie er selbst erschien. Wenige simple Möbelstücke befanden sich im geräumigen Zimmer. Das Auffallendste war, neben einer Bücherstelle, eine Anzahl von Vogelbauern; auch liefen ein paar größere der von ihm so sehr geliebten Schwingenträger frei in der Stube herum, die dadurch auch etwas unordentlich aussah.

Auf eine Aeußerung von mir, betreffs seines bekannten Bogenschießens, öffnete er die angelehnte Tür eines Nebenkabinetts, in welchem ein Jagdhund lagerte, und da sah ich längs der ganzen gegenüberliegenden Wand Bogen an Bogen hängen, und zwar manche so groß, daß sie vom Fußboden fast bis zur Plafonddecke reichten. Es waren meist von ihm selbst hergestellte, doch befanden sich auch ausländische dabei; darunter auch jener, mit welchem bekanntlich Goethe ihn einmal überrascht hatte, um — wie der gemütlich-humoristisch gestimmte Spender, in harmlos-drastischer Weise äußerte — dem „närrischen Kerl" eine Freude zu machen.

Mit Bereitwilligkeit zeigte mir Eckermann, auf meine Bitte, den einfachen Mechanismus derselben, und er ging dann auch mit mir in das Hausgärtchen, um mir das Schießen mit einem indianischen Bogen aus Nordamerika zu zeigen, wobei sein Profil besonders scharf hervortrat.

Er war in manchen Dingen recht eigentümlich, aber eine durch und durch gediegene tüchtige, brauchbare Natur, und es erschien sofort begreiflich, daß er in seiner Weise ganz zu Goethe paßte.

Aus Eckermanns Händen bewahre ich als wertvolles Andenken, ein Autograph Goethes, welches — obwohl es nur aus seiner Namensunterschrift besteht — durch den Umstand ein besonderes Interesse bietet, daß dieselbe unter einer Anweisung in seiner amtlichen Stellung gesetzt erscheint und daß der Name nicht bloß, wie gewöhnlich, einfach „Goethe", sondern J. W. v. Goethe geschrieben ist.

Der im Jahre 1854 dicht neben der Fürstengruft in Weimer begrabene Eckermann — dem vom Geschick gegönnt war, beinahe ein Jahrzehnt lang im Sonnenkreise des vollendetsten Menschengeschöpfes zu weilen — lebt wohltuend in der Erinnerung der ihm Genahten fort, und sein Andenken wird nicht verblassen in der Welt, die sich um Goethe dreht.

XXXV.

Marie Denker.

1847.

In München, wo ich im Jahre 1847 mehrere Monate lang weilte, lernte ich die stattliche Schauspielerin am dortigen Hoftheater, Marie Denker, näher kennen, die von ihrem erfolgreichen Gastspiele 1838 im Wiener Hofburgtheater her, die Oesterreicher in gutem Andenken hatte. Sie war eine nicht mehr jugendliche, aber angenehme liebenswürdige Erscheinung, mit regelmäßigen Zügen und gutem Organ. Sie spielte ihre Rollen ganz tüchtig, mit Geschick und Verstand, unterstützt von einer für ihr Fach günstigen Gestalt, die stark war, ohne gerade dick zu sein.

Zur Jahreszeit des gesellschaftlichen Zusammenlebens hielt sie an einem bestimmten Tage in jeder Woche, für ihre Freunde aus der Diplomaten- und Kunstwelt, offenen Salon, und es wurde da nicht bloß geplaudert und Thee getrunken, sondern jedesmal auch etwas Neues vorgelesen, und so das Schöne der Geselligkeit mit dem Nützlichen, lebhaft Förderndem verbunden. Ich war da — als Dichter der 1845 in Jena erschienenen „Frühlingsboten aus Oesterreich“ — bald eingeführt in den lebendigen Kreis, aus dessen regelmäßigen Besuchern ich mich hauptsächlich des mit Marie Denker besonders befreundeten französischen Botschafters Grafen Tascher de la Pagerie, des trefflichen Hofschauspielers Dahn und der Schauspiel-Veteranen Heigl und Hölken erinnere.

Als ich die sympathische, in einfacher Natürlichkeit freundliche und ein höheres Streben hochschätzende Denker einmal an einem anderen Tage besuchte, forderte sie mich auf, doch auch an einem der Abende etwas vorzulesen, und zwar etwas von mir. „Ja, ja“ — wiederholte sie — „etwas von Ihnen!“

Ich meinte darauf, daß einige kleine Lyrika wohl nicht zweckmäßig wären dazu, welche man bei ihr auch gar nicht gewöhnt sei, wo ich bis jetzt nur Dramatisches und Erzählendes gehört habe.

„Sie haben gewiß auch etwas Größeres, was Sie lesen könnten!“ — entgegnete sie dringlicher.

Ich gestand ihr nun, daß ich ein dreiaktiges Drama, mit dem Titel „Eine Schwester“ geschrieben habe, welches aber nicht gut „ginge“.

Sie erbat sich das Manuskript von mir und als sie es begierig durchflogen hatte, sagte sie mir, ich müsse es lesen.

Das tat ich denn nun auch am nächsten Abend. Außer den schon Genannten und mehreren andern, war auch der damals auf einige Tage in München anwesende Intendant der Hofbühne in Oldenburg, Graf Bocholz, zugegen, ein älterer, ziemlich beleibter Mann, mit geistvollem Kopf, mit feiner Art und lebhafter Natur.

Mein Stück, ein bürgerliches Trauerspiel, welches das gefährliche Thema des Liebesverhältnisses zweier Geschwister behandelt, die sich als solche früher nicht kannten — deren unglückliches Schicksal aber in meiner Dichtung vom Beginn der Darstellung an, in bewußtem Konflikt, durchgeführt wird — fand nach jedem Akt vollen Beifall, der sich beim tragischen Abschluß noch steigerte.

Ich war über diesen Erfolg insofern überrascht, als ich des Inhalts wegen — trotz der Beschwichtigung der Denker — nicht geringe Besorgnis gehabt hatte. Noch größer war aber meine Ueberraschung, als die genannten Hofschauspieler, die zugleich Regisseure an der königlichen Bühne waren, auf mich zutraten und mir sagten, ich solle jedenfalls das Stück zur Aufführung am Hoftheater einreichen, und zwar ohne Verzug.

„Wenn Sie das sagen, verehrte Herren“ — erwiderte ich — „da muß ich es wohl tun!“

„Hab' ich recht gehabt?“ — bemerkte die nebenstehende Denker, für welche allerdings sich eine sehr passende Rolle in dem Drama bot — die der „Regina“, auf die sie sich vielleicht schon freute, wenn es auch nicht die Hauptperson des problematischen, vorläufig freilich durchgedrungenen Stückes war.

Ohne Säumen kopierte ich mein Manuskript und reichte es, alle Bedenken bei Seite setzend, ein.

Schon nach einigen Wochen erhielt ich ein zierlich geschriebenes, mit dem königlichen Wappen ausgestattetes Dekret der Hoftheater-Intendantur, daß mein Drama „Eine Schwester“ zur Aufführung angenommen sei, doch erst im nächsten Frühjahr darankommen werde. Unterschrieben war Baron Frays, Gensdarmerie-Oberst, der zu jener Zeit merkwürdigerweise auch Intendant der Münchener königlichen Hofbühne war.

Es ist begreiflich, daß mich dieser zweite Erfolg mit diesem meinen dramatischen Frühwerke erfreute; doch in meinem Innern waren nicht alle Besorgnisse verscheucht.

Bevor ich wieder zur freundschaftlich gesinnten Denker zurückkehre, will ich hier kurz das weitere Schicksal dieses meines Trauerspieles einfügen.

Da die Aufführung erst für das nächste Frühjahr bestimmt war, beschloß ich, mein schon früher gefaßtes Vorhaben, für den Winter nach Leipzig zu ziehen, auszuführen. Ich übergab daselbst, noch im Herbst,

mein schon in München als Manuskript gedrucktes Stück der damaligen renommierten Theater-Agentur „Sturm und Koppe", durch welche es auch an die Bühnen versendet worden ist.

Im November las ich eines Tags verwundert in der „Weser-Zeitung" eine Notiz, die von der an der Oldenburger Hofbühne stattgefundenen Aufführung meines Trauerspieles sprach. Der Erfolg war als ein nicht sehr günstiger bezeichnet. Um über die Tatsache und das Resultat der Aufführung Gewisses zu erfahren, schrieb ich sogleich an Adolph Stahr, der damals noch in Oldenburg lebte. Aus seiner bald eingelangten Antwort entnahm ich, daß mein Stück allerdings dort aufgeführt worden sei, und daß er — begierig zu sehen, ob der ihm als Lyriker Bekannte auch Dramatiker sei — der Vorstellung selbst beigewohnt habe, daß man das Gute an meiner Arbeit zu würdigen wußte, daß er jedoch die Lebensfähigkeit des entschieden unerquicklichen Stoffes auf der Bühne einigermaßen bezweifle.

Dieses Resultat, bei jedenfalls — wie ich auch aus einem geistvollen an mich gerichteten Schreiben des dabei beschäftigt gewesenen tüchtigen Schauspielers Häser ersah — entsprechend guter Darstellung, gab mir den Beweis, daß meine Besorgnis ganz begründet gewesen, und weiters: wie sehr sich, selbst der Bühne Angehörige, durch einen gewissen dramatischen Nerv, der dieser meiner Jünglings-Arbeit wohl ohne Zweifel eigen sein muß, täuschen lassen können. Ich schrieb sogleich nach München an Dingelstedt, der inzwischen daselbst die Leitung der Hofbühne übernommen hatte, daß er mein dort angenommenes Stück nicht früher zur Aufführung ansetzen solle, als bis ich selbst nach München gekommen und mit ihm darüber eins geworden sei. Seit jenem Jahre liegt dieses mein Trauerspiel, zu dessen letzter Szene der nachmalige rühmlich bekannte Professor Ille in München eine ungemein treffend charakterisierende, in meinem Besitze befindliche Zeichnung ausführte, verschollen und gleich meinem späteren „Thomas Münzer" 2c., der wohl kaum wahrscheinlichen Auferstehung harrend, unter den Toten des dortigen Theater-Archivs. Die erwähnte Aufführung an der Oldenburger Hofbühne zeigt übrigens auch den gewiß seltenen Fall, daß die Darstellung — noch dazu einer dramatischen Erstlings-Arbeit — überraschend, ohne Wissen des Poeten erfolgt.

Von dieser bühnen-literarischen Einfügung zur geschätzten, mit derselben eng verknüpften Marie Denker zurückkommend, will ich eine gemeinschaftlich mit ihr erlebte, nicht uninteressante Episode im Umriß erzählen, die zugleich zu einer anderen Begegnung führt.

Die in der Theater-Saison Vielbeschäftigte brachte die Ferienwochen in der „Villa Leoni" am Starnberger See bei München zu. Sie hatte mich animiert, einmal — wenigstens auf einige Tage — hinauszukommen. Ich tat es, mich an der schönen Lage der Villa am See, in freundschaftlichem Zusammensein, erlabend.

Wer kam aber schon am zweiten Tag dazu?

Lola Montez, die abenteuerliche schöne „Gräfin Landsfeld", die ihrem König Ludwig — aus irgend einer Ursache demselben schmollend — davongegangen war, und während ihr eigentlicher Auserwählter von damals, Lieutenant N—r, in München krank lag — in der „Villa Leoni" das weitere abwarten wollte. Sie war mit der Denker von München aus gut bekannt, und wählte daher diesen Punkt am nahe gelegenen See.

Es hatte für mich ein nicht geringes Interesse, die in ihrer Art berühmte exzentrische Lola da näher zu sehen und kennen zu lernen. Ich hatte sie schon in München mehrmals gesehen, sogar bei dem Rumor vor ihrem wundervoll niedlichen, im Innern fast nur aus Spitzen und Spiegeln zusammengesetzten kleinen Haus in der Briennerstraße, als man ihr die Fenster einwarf, und sie kühn sich ans Fenster stellte und die Steine auffing und zurückwarf, bis König Ludwig sich — den ihn nicht grüßenden Nächsten den Hut vom Kopf schlagend — mit Ellbogenstößen durch die Volksmassen ins Haus drängte, worauf die Straße gesäubert wurde. Ihre volle tatsächliche Schönheit lernte ich aber erst jetzt in der unmittelbaren Nähe kennen. Nach den Bildnissen von ihr (auch nach jenen von Stieler in König Ludwigs „Schönheiten-Gallerie") denkt man sie sich gewöhnlich als eine durch dunkle Farbentöne Wirkung machende Spanierin, besonders da ihre Mutter wirklich eine Kreolin war, und Lola Montez auch als spanische Tänzerin auftrat. Sie war jedoch, 1820 in Schottland geboren — ihrem schottländischen Vater nachgeratend — eine zarte ebenmäßig-harmonisch gebaute, dunkle Blondine mit großen blauen, schwarzumränderten Augensternen, die große Pupillen hatten, daher ihre prachtvollen, mit langen schwarzen Wimpern geschmückten Augen, unter den starken Brauen, in der Tat einen dunkelfarbigen Eindruck machten. Ihre wahrhaft schöne Erscheinung zeigte aber außerdem noch einen ganz besonderen eigenen Reiz.

Sie hatte nämlich in ihrem Auftreten, wenn sie in ruhiger Stimmung war — so paradox es klingen mag — voll unbefangener Lieblichkeit, fast etwas Jungfräuliches! — und ihre Hand war so fein und schön, daß ich die so interessante Besitzerin derselben einmal frug, wie man nur mit einer solchen Hand die Reitgerte auf den Nächstbesten schwingen und sogar Ohrfeigen austeilen könne — wie sie es bekanntlich nicht selten getan. Da hatte sie aber lachend eine ganz gute Antwort. Sie sagte, daß es sie eben nur manchmal durchaus dränge, ihrem Gefühle entschiedenen Ausdruck zu geben; daß meistens eine Ohrfeige daraus wird, wüßte sie gar nicht vorher.

Die Denker beobachtete uns bei solchen Gelegenheiten mit stillem Lächeln, und die erlebnisreiche, extravagante Ausreißerin schien froh zu sein, einmal frei und in Ruhe zu verkehren. Wir fuhren mit ihr — die bestrickend wie eine Nixe aussah und auch so, dämonisch bewältigend, sich gab — auf dem uns klar wiederspiegelnden See und verbrachten in ihrer Gesellschaft ein paar eigenartig lebendige Tage.

Schon am dritten Tag kam aber König Ludwig und führte die ihm unentbehrlich gewordene Zauberin nach München zurück, von wo das Jahr

1848 die gar zu übermütig Gewordene — die im Jahre 1861 als Tänzerin und Schauspielerin zu New-York starb — unbarmherzig verjagte.

Das alles tauchte nebelbildartig vor meinen, in zurückschauendem Sinnen halbgeschlossenen Augen, mit flimmerndem Leuchten auf, als ich im Jahre 1882 eines Tages in den Zeitungen las, daß Marie Denker — die durch H. Sennefelders lithographisches Bildnis aus ihrer schönsten Zeit verewigte werte Freundin — zu München, als 72-jährige „gemütliche Alte“, gestorben.

XXXVI.

Paul von Wangenheim.

1847.

Im Sommer 1847, den ich in München verlebte, traf ich eines Abends im Gasthaus mit einem etwa 30jährigen Manne zusammen, der mir von seinem Begleiter — einem mir bekannten Münchener — als Baron Wangenheim vorgestellt wurde. Der Mann war mir durch sein im Druck erschienenes Drama „Die Abtrünnigen" und besonders auch durch sein Trauerspiel „Strafford" bekannt, von dessen glänzendem Erfolge auf der Stuttgarter Hofbühne die Zeitungen eben berichteten. — Als er eingetreten war, hatten seine nichts weniger als schönen, aber ernsten, scharfen Züge, mit spitz vorstehender Nase, sein dunkler, bis ans glatt rasierte Kinn zugeknöpfter Rock, sein kurzes blondes Haar und seine ganze mittelgroße schlanke Gestalt und Erscheinung mich meinem Tischnachbar gegenüber zu der Aeußerung veranlaßt: der Angekommene müsse ein katholischer Geistlicher der aufgeklärten Sorte sein. Nachdem ich ihn aber im beginnenden Gespräche näher ins Auge gefaßt, da fand ich auch schon sein an der linken Seite von Duellnarben aus der Studentenzeit durchrissenes Gesicht mit meiner anfänglichen Vermutung sehr in Widerspruch stehend; und als er im Gespräche lebhafter wurde, da sagte mir auch sein hellfreundliches blaugesterntes Auge, sein feingezogener Mund, sein edel-freier Ausdruck und überhaupt das Ganze seines Wesens: das ist ein auf hoher Linie stehender Mensch, das ist wirklich ein Dichter!

Wir waren bald in immer lebhafter werdendem Gespräch, und ich sah bald in ihm einen Mann von zwar aristokratischen Manieren, doch demokratischem Geiste; vor allem aber ein inniges, sinniges Dichtergemüt, das sich — wie mir ein manchmal sein Antlitz überfliegender bitterer Zug verriet — aus manchem Lebenssturm gerettet haben mochte.

Wangenheim war nach München gekommen, um die Annahme und Aufführung seines „Strafford" an der Hofbühne zu betreiben. Das gab uns nun, da ich damals eben auch in meinen ersten dramatischen Wehen lag, insbesonders die vielfältigsten Anknüpfungspunkte, und es war bald

beschlossen, daß wir uns täglich am Mittagstisch zusammenfinden wollten, woraus sich schon nach einigen Tagen nicht nur ein öfteres, sondern auch ein wahrhaft freundschaftliches Zusammensein ergab. — Sein „Strafford", den er mir sogleich mitteilen mußte, erschien mir in Konzeption, Gestaltung und besonders durch den kräftigen, originellen Geist des sprachlichen Ausdrucks so bedeutend, daß ich ihm mein Interesse dafür aufs Wärmste aussprach; und da auch er für meine dichterischen Arbeiten aufrichtig teilnehmendes Interesse gewann, und — abgesehen davon — in seiner heiligen Liebe zur Natur mit mir freudig übereinstimmte, so waren wir viel beisammen, sprachen viel von den Zauberpfaden der Kunst und der Wissenschaft, vom Gott in der Blume und im Menschenherzen, und schütteten unsere Freuden und Schmerzen einander in die Brust. Wir suchten wenig Gesellschaften und Freunde, besuchten aber desto häufiger das Theater, und fast täglich machten wir einen Gang ins Freie, wobei es gewöhnlich geschah, daß wir in lebhaftem Gespräch mit einemmal irgendwohin geraten waren, wo wir nie gewesen und mit Willen vielleicht auch nie hingekommen wären, — und so verbrachten wir Monate in wahrer poetischer Ungebundenheit und Freude; denn heiter war Wangenheim, oft sogar voll heller Lust, wenn auch manchmal eine stille oder trübe Stunde, ja sogar ein düsterer Tag kam, was aber — ganz wie bei mir — immer wieder vorüberging und zurückweichen mußte vor der ewig freudigen, nur auf Augenblicke umwölkbaren Genuß- und Schöpfungslust der sonnengleichen Dichterseele.

Je näher ich ihn und seine Arbeiten kennen lernte, desto mehr lernte ich ihn als wahren, ernst strebenden und ringenden Dichter schätzen. Seine „Abtrünnigen" — als „Drama" zwar eine geistreiche Unmöglichkeit — wären in Romanform ein bedeutendes Werk. Auch sein als Manuskript gedrucktes Drama „Marlow" taugt wohl ebenfalls weniger für die Bühne; es ist etwas zerstückt und gewaltsam, aber eine genial hingeworfene und überhaupt vielleicht seine bedeutsamste Dichtung. Ebenso groß war mein Interesse für seine geistvolle, feingraziöse Novelle „Der Schwanenritter", die er mir im Manuskript vorlas, und die im nächsten Jahr — wenn ich nicht irre — in der Leipziger „Novellen-Zeitung" veröffentlicht wurde, wo auch meine damals geschriebene Erzählung „Adelsbriefe" erschien.

Der „Strafford" Wangenheims war bald von der Münchner Hofbühne angenommen. Dasselbe günstige Schicksal hatte fast zu gleicher Zeit mein bürgerliches Trauerspiel „Eine Schwester". Die Aufführung des „Strafford" war für Ende Oktober, die meiner „Schwester" für Ende November bestimmt. Wangenheim wollte die Aufführung abwarten und auch in München überwintern, während ich beschloß, anfangs September nach Leipzig und Dresden zu gehen, um auch dort mich für mein Drama persönlich zu verwenden. Es fiel mir um so leichter, die Aufführung in München vielleicht sogar zu versäumen, da ich Wangenheim dort wußte, der mir über alles genauen Bericht erstatten konnte und auch freudig, in aller Freundlichkeit, wollte.

Wir trennten uns aber zuletzt doch ungern, und am Wagen noch gaben wir uns — übrigens nichts Arges ahnend — bewegten Abschiedskuß.

So vergingen die letzten Monate des Jahres, — es verging der Januar des neuen, und — weder unsere Stücke kamen zur Aufführung, noch erhielt ich von Wangenheim einen Brief.[1])

An einem der ersten Tage des Februar las ich aber in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" zu meiner Bestürzung, daß Wangenheim in München gestorben — und, wie es ziemlich bestimmt angedeutet war, durch Vernachlässigung von Seite seiner Familie, die ihn ganz fallen ließ, verdorben sei. Ich las und las wieder, und glaubte noch immer falsch zu lesen, so unerwartet kam, so unglaublich schien mir diese Nachricht, bis ich endlich mir gestehen mußte, daß es ganz fest in unerbittlich starren Lettern vor meinem Auge stand.

Wangenheim also — verdorben! Die reiche Dichterseele verkümmert! Der Sohn eines Ministers — sein Vater war der damals in Coburg lebende ehemalige württembergische Minister Wangenheim — verkommen! Ich konnt' es lang' nicht fassen; und doch hätt' ich längst Unheilvolles vermuten sollen. Ich wußte ja, daß Wangenheim in der letzten Zeit meines Münchener Aufenthaltes — bei aller Einschränkung, die uns beiden eigen war — in gewissen Verlegenheiten gewesen, und es mußte mir auffallend sein, von ihm weder ein Schreiben, noch die Zurücksendung des ihm freiwillig vorgestreckten, für mich nicht auf lange Zeit entbehrlichen Betrages erhalten zu können; aber ich dachte nichts so Arges dabei, am allerwenigsten das Aergste. Und doch, — das Aergste hat ihn getroffen. Er hatte entweder niemand gefunden, dem er sich anvertrauen wollte, oder er war zu stolz dazu.

Nun — es war geschehen! — Ich verbiß meinen Schmerz, zerdrückte einen auf der Zunge brennenden Fluch und eine aus dem Auge springende Träne über den Verlust des Freundes, über die Möglichkeit des bittersten Unterganges eines so edlen, hellen Geistes, dessen Schöpfungen — wie es scheint — ebenfalls untergegangen sind; und gewiß hätte mich noch lang' dies schaurige Dichterende im Innersten gequält, hätte mich nicht kurz darauf der Sturm der Revolution in seine heißwirbelnden Kreise gezogen, deren ersten Blutgang Wangenheim nicht mehr erleben sollte — wer weiß warum! —

Ich bewahre von ihm ein Blatt mit folgenden, mir bei meiner Abreise von München geschriebenen Strophen und Zeilen, welche zeigen, daß er konservativ angelegt, doch zu radikaler Anschauung gelangt war, sowie auch, daß er damals noch heiter hoffte:

---

[1]) Die Aufführung meines Trauerspieles in München habe ich später — nach einer an der Hofbühne zu Oldenburg stattgehabten Aufführung desselben — vorläufig selbst verhindert. (Siehe hiervorne: XXXV.)

„Bist Du klug, so lass' das Rütteln
An der Dinge altem Lauf:
Hebst die Welt Du aus den Fugen,
Hebst Du selbst Dich mit ihr auf."

„Und bedenke, daß geheiligt
Alles ist, was einmal ist:
Der hat selber sich vergessen,
Der dies gold'ne Wort vergißt."

„Aber treibt es Dich, den Plunder
Wegzuwerfen — tu' es recht;
Bleibt man steh'n auf halbem Wege,
Ist's wohl dumm zumal und schlecht!"

„Zur freundlichen Erinnerung, mit herzlichem Gruß und sicherer Hoffnung baldigen Wiederseh'ns —

München, 6. Sept. 1847.

Paul v. Wangenheim."

Die „sichere Hoffnung" ging aber nicht in Erfüllung, und es gab kein „Wiedersehen" für uns. — Wird auch sein Geist, der in seinen Dichtungen lebende Geist, niemals mehr erscheinen?

XXXVII.

Robert Blum.

1847—48.

Der Mann, der den Keim des deutschen Freiheitsbaumes mit dem edelsten Blut begoß, mit dem es nur begossen werden konnte, Robert Blum, saß bekanntlich noch im Frühling des Jahres 1845 als Kassier an der Theaterkasse zu Leipzig. Ich sah ihn da, gegen die Mitte jenes Jahres, als solchen zum erstenmal. Bald darauf hörte ich ihn als Redner in der deutsch-katholischen Gemeinde daselbst, sowie zur Zeit der August-Ereignisse zu Leipzig, bei welcher Gelegenheit er den Zorn des brausend gegen den damaligen Jesuitenfreund, Prinz Johann, aufgeregten Volkes mit großer Mäßigung dämpfte. Ich kam zu jener Zeit noch nicht in nähere Berührung mit ihm, trug aber das Bild und den Eindruck eines unerschrockenen, kernigen, warmfühlenden und dabei mit seltenem Rednertalent begabten Volksmannes mit mir von Leipzig fort.

Im Jahre 1847 erst, als ich im Spätherbst wieder nach Leipzig kam, fügte es eine gute Gelegenheit, dem immer mehr Geltung Gewinnenden näherzutreten. Es war im Schützenhaus beim Stiftungsfest des von ihm gegründeten Redeübung-Vereines (aus welchem später der „Volksverein" hervorging), wo einer der Redner mir, als dem anwesenden Dichter der „Frühlingsboten aus Oesterreich", dem „Vertreter" — wie er sagte — der österreichischen „Freiheitsbewegung" bei diesem Feste, einen Trinkspruch ausbrachte, der in seiner anregenden Fassung, nachdem ich darauf geantwortet hatte, Robert Blum zu einigen Worten an die Gesellschaft veranlaßte, in welchen er meiner als „Oesterreichischer Lerche" gedachte.

Ich trat auf den in meiner Nähe stehenden, gedrungen-kräftig gebauten Mann, der sein stark ausgeprägtes Haupt meist etwas gesenkt auf dem kurzen Nacken trug, mit freundlicher Begrüßung zu und sprach ihm meine Freude darüber aus, daß er mich kenne. Im weiteren Gespräch war es mir ein wahrer Genuß, seinem wohltuenden, heiter-ernsten, männlich-bestimmten Wesen durch sein kluges, klares, lichtblaues Auge — welches aus dem breiten, zwar der Schönheitslinie entbehrenden, aber Kraft und

Verstand zeigenden, von blondem Haupthaar und Bart wellig umrahmten Angesicht offen blickte — ohne Hemmnis bis auf den Grund zu sehen.

Von mächtiger Wirkung war die Rede, die ich Blum im November desselben Jahres beim Leipziger Schillerfest sprechen hörte, in welcher er über seinen Lieblingsdichter — von dem er „regelmäßig vor dem Schlafengehen ein Gedicht, wie ein Gebet, zu lesen pflegte“ — mit der ganzen Begeisterung seiner Seele sich erging. Auch in seiner Eigenschaft als Stadtverordneter hörte ich ihn ein paarmal ganz trefflich und ungemein praktisch sprechen. Welche Fülle von Bildung hatte dieser aus dem Handwerkerstande hervorgegangene Mann autodidaktisch sich angeeignet, die durch seine bedeutende, formgewandte Mitteilungsgabe erfreulichst zur Geltung kam.

Meine nächste Berührung mit Robert Blum wäre beinahe eine, im vollen Sinne des Wortes, schmerzhafte gewesen. Er hatte sich nämlich bei einem Falle, den er — als emsiger Besorger seines kleinen Hauswesens — an seinem Taubenschlage von der Leiter machte, den Arm gebrochen. Als er nach einigen Wochen wieder das erstemal, um Zeitungen zu lesen, aufs „Museum“ kam und ich, eben fortgehend, ihn an der Stiege begegnete, ergriff ich in der Freude über seine so weit fortgeschrittene Genesung mit herzlichem Gruß seine aus dem umhangenen Ueberrocke hervorgehaltene Hand, die jedoch gerade diejenige des noch in der Schlinge hängenden Armes war. Glücklicherweise ward ich es aber noch im rechten Augenblick gewahr, so daß die Berührung doch keine arge geworden ist.

Es kam nun gewitterhaft die bedeutungsvolle Bewegungszeit.

Der Zufall wollte, daß wir — Robert Blum und ein paar bekannte sächsische Volksmänner, nebst dem trefflichen, scharf lebendigen Arnold Ruge und dem still energischen Theodor Althaus — auf einem Balle im Leipziger „Hotel Pologne“, in der Nacht des 24. Februar 1848 gerade beisammen standen, als die aufregende Nachricht von der Proklamierung der französischen Republik eintraf. In ernster Stimmung verließen wir sogleich den Saal und begaben uns in eine abgesonderte Gasthausstube. Dort saßen wir, das Ereignis in seiner ganzen Bedeutsamkeit erfassend und nach allen Richtungen besprechend, bis ins Morgenrot hinein beisammen. Ein umfassender Aktionsplan für das zunächst Notwendige wurde festgestellt und jeder von uns übernahm einen Teil davon. Ueber Anregung Robert Blums ward mir dabei die Aufgabe — bei der Gewißheit eines bevorstehenden Durchbruchs der Bewegung auch in Deutschland — ein auf die Gesinnung des Militärs einwirkendes „Soldatenlied“ zu verfassen. Ich schrieb das Lied, welches in sangbarer Weise dem Gedanken Ausdruck gab und dazu anfeuerte, daß die Soldaten nur gegen einen äußeren Feind, nicht aber gegen die in allgemeiner Erhebung sich befreienden deutschen Brüder kämpfen sollen, noch an demselben Morgen. Schon am nächsten Tag war dasselbe lithographisch vervielfältigt, und tausende von Exemplaren wurden zu Leipzig und Dresden in den Kasernen und auf den Promenaden verstreut. Riccius in Leipzig komponierte dieses erste Lied des tatsächlich

beginnenden Freiheitskampfes, und es wurde begeistert (sowie auch mein zunächst entstandenes „Was will das deutsche Vaterland“) im Leipziger „Vaterlandsverein“ öfter von Tausenden gesungen. Welche Verbreitung dies mein „Soldatenlied“ damals fand, geht daraus hervor, daß die Garnison von Rastatt in einer auch durch die Zeitungen veröffentlichten Petition an die zweite Badische Kammer dieses Lied beifügte und es als den Ausdruck ihrer Gesinnung erklärte; und später, während der heißen Bewegungstage war dieses Lied in Berlin als großes Plakat an den Straßenecken angeschlagen. —

An Robert Blum bewunderte ich in jener Zeit, bei vielen Gelegenheiten, ebenso seine Rednergabe, gleichwie seine Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung, mit der er jede Ausschreitung niederzuhalten suchte, was ihm auch — bis auf eine Katzenmusik bei Brockhaus, und bis auf die Errichtung jener damals vielgenannten „einen und unteilbaren“ Leipziger Barrikade — auch vollständig gelang.

Unter meinen nächsten Begegnungen mit Blum taucht mir am lebhaftesten diejenige in der Erinnerung auf, deren Szene der Saal des „Odeons“ zu Leipzig im Monat März des Jahres 1848 war. Eine Versammlung des „Volksvereins“ hatte geendet. Die Massen der Mitglieder hatten sich entfernt, und nur ein Kreis näherer Freunde Blums blieb noch mit ihm zurück. Blum war eben aus Zwickau zurückgekehrt, wohin er — wenn ich mich recht entsinne — gefahren war, um für seine dortige Ernennung zum Ehrenbürger zu danken. Daselbst hatte er den damals seine wichtige Reise an den Dresdener und Berliner Hof machenden Heinrich von Gagern getroffen, der dort von Blums Anwesenheit hörte und ihn aufsuchte, als derselbe eben schon im Begriff war, abzureisen. — Vertraulich erzählte Blum nun von Gagern und dem Zweck seiner Reise, und aller Augen und Ohren hingen dabei an seinem Mund. Ich saß am Tisch Blum gerade gegenüber. Er sprach mit vieler Achtung von dem ernsten und festen Wesen Gagerns (der sich später als nicht freiausblickender Doctrinär entpuppte), und der hochgestimmte, mit froher Zuversicht in die Zukunft schauende Ausdruck Blums an diesem Abend war entschieden ein verheißungsvoll erhebender, im Sinne der Erringung wahrer freiheitlicher Zustände für das deutsche Volk. In freudiger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, stießen wir — ohne viele Worte, mit verständnisvollem Schweigen uns in die leuchtenden Augen blickend — die Gläser aneinander. Es war ein Symposion der aus langem Schlaf erwachenden Freiheit Deutschlands!

Keine Ahnung tauchte damals in der Erregtheit des hoffnungerfüllten Augenblicks, und auch nicht in der nächsten Zeit, mit banger Mahnung in uns auf, daß wenige Monate darauf jede Voraussetzung entsetzlich getäuscht sein werde, ja, daß ich schmerzdurchzuckt Veranlassung haben würde, ein Lied zu schreiben, welches — auf den Schwingen einer volkstümlichen Melodie

des Jenenser Musikdirektors Stade — bald aus manchen von heiligem Zorn erfüllten Herzen klang, — das „Lied vom Robert Blum".

Ich befand mich in Jena, als die Wiener Nachricht von der Hinrichtung Robert Blums alles — Anhänger und Gegner — geradezu mit Entsetzen erfüllte. Selbst der alte, hochkonservative Auktionator der deutschen Flotte, Hannibal Fischer, der damals in Jena lebte, sagte zu mir, beim Eintreffen der Nachricht auf das Zeitungsblatt im Lesezimmer weisend: „Das halte ich nicht für möglich!"

Das „Unmögliche" war aber geschehen, und ich schrieb mein Lied.

Das erste Aufklingen dieses Liedes war ein mächtig ergreifendes. Die Jenenser Burschenschaft, die mich schon früher zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatte, feierte an einem Novembertage des Jahres 1848 einen Fest-Kommers. Gegen Mitternacht zog alles in gehobener Stimmung aus dem Festsaale auf den Marktplatz hinaus, und da wurde das „Lied vom Robert Blum" — mit Begleitung des ganzen Orchesters — beim Schlag der zwölften Stunde, von den frischen, andächtig-gerührten Stimmen feierlich in die Nachtstille hinausgesungen. Der Eindruck war ein durch die tatsächlichen Umstände großartiger, unbeschreiblicher. Viele, jetzt schon lang, lang „Philister", aber hoffentlich nicht verknöcherte Philister Gewordene, werden dessen eingedenk sein, für ihre Lebenszeit.

Im nächsten Frühjahr geschah es auch einmal, daß ich auf einer kleinen Wanderung im Thüringerland eine zahlreiche, Abends von der Feldarbeit heimkehrende Schar begegnete, die mein damals ziemlich verbreitet gewesenes Lied vom Robert Blum — welches wahrscheinlich ein begeisterter Schulmeister in die Kehle der Jüngeren dieser Schar gelegt — in lebendiger Bewegung sang. Wir winkten uns gegenseitig grüßend zu, und ich stimmte — den singenden Zug eine Strecke begleitend — in das Lied ein, ohne daß irgend eines ahnte, daß ich der Dichter desselben war.

Wenn man einmal dem verklärten Helden und so mutvoll dahingegangenen Märtyrer des deutschen Freiheitskampfes, zu dessen Andenken jährlich am 9. November zu Frankfurt am Main eine schwarze Fahne weht, dort oder in der „Brigittenau" bei Wien, die sich mit seinem Blute färbte, ein Denkmal setzen wird, dann erklingt vielleicht dies Lied wieder bebend durch die freie Luft.

Indeß sei dieses mein „Lied vom Robert Blum" als wehmütige Erinnerung an den unvergeßlichen, die Wahrheit seines Wesens mit dem Tode besiegelnden Kämpfer hierher gesetzt:

Was zieht bei Wien in grüner Au,
Wo sonst nur Lust erschallt,
So still durch frischen Morgentau,
Bis laut es donnert: Halt!
Das ist der Troß der Tyrannei,
Er zieht hinaus, so stumm,
Den Tod zu geben durch das Blei
Dem edlen Robert Blum.

Sie führen ihn zum blut'gen Tod,
  Weil er mit Wort und Tat
Die Freiheit — ringsum arg bedroht —
  Wollt' schützen vor Verrat.
Sie führen ihn zum Sterben hin,
  Weil er zu ew'gem Ruhm,
Für deutsche Freiheit focht zu Wien,
  Der edle Robert Blum. —

Die Büchsen sind geladen schon,
  Er steht vor ihrem Lauf;
Da ist's so stille, nicht ein Ton
  Steigt rings zum Himmel auf.
Doch sieh', da zieht um's Angesicht —
  Wie alles rings so stumm —
Ein seliges Verklärungslicht
  Dem edlen Robert Blum.

Es zieht ihm durch die laute Brust
  Ein freudiges Gefühl,
Das küßt mit süßer Todeslust
  Die heiße Stirn ihm kühl;
Es ist ihm so, als säh' im Tod
  Der Freiheit Heiligtum
Dem Volk er werden, blutigrot,
  Der edle Robert Blum! —

Jetzt kniet er nieder in den Sand,
  Denkt noch, mit treuem Mut,
An Weib und Kind und Vaterland,
  Und ruft: „O schießt nun gut!"
Und wie er kniet und wie er's spricht,
  Da knallt es — dann ist's stumm,
Und tot liegt auf dem Angesicht
  Der edle Robert Blum. —

Der Hauptmann zog mit seinem Troß
  Vom blutbespritzten Ort, —
In's Aug' ihm eine Träne schoß,
  Er sprach noch lang kein Wort.
Doch sieh'! was über'm Volke kreist,
  Laut rufend, nimmer stumm:
„Denk' mein, o Volk!" — Das ist der Geist
  Des Helden Robert Blum!

XXXVIII.

Franz Liszt.

1848.

Den interessantesten und bedeutendsten aller Virtuosen, Franz Liszt, der auch als Komponist und Schriftsteller hervorragend war, kannte ich noch aus seiner genialen weltlichen Zeit. Gesehen und gehört hatte ich ihn wohl schon bei seinem meteorartigen Auftauchen in den Dreißiger-Jahren, wo er durch sein hinreißendes Spiel und die gewinnendsten persönlichen Eigenschaften, sowie durch das denkbar fesselndste, durch Kriehubers Steinzeichnung meisterhaft verewigte Aeußere die Herzen im Sturm einnahm. In persönliche Berührung kam ich mit ihm aber erst in den letzten Vierziger-Jahren. Im Gasthof „zum Erbprinzen" in Weimar wohnte ich 1848 einige Monate hindurch nicht weit von den Zimmern, in welchen Liszt sein ständiges Tag-Quartier hatte; die Nächte brachte er meistens auf der „Altenburg" nächst Weimar zu, in welchem Schlosse die Fürstin W. wohnte, die, nach Trennung von ihrem Gatten, dem damals in Weimar ansäßigen, von ihr vergötterten Liszt aus Petersburg nachgefolgt war.

Ich hatte da manchen Genuß, wenn ich öfter den noch immer lebendig strebenden Tonmeister in Gesellschaft, oder ganz allein für sich, auf seinem Klavier spielen und dazwischen geist- und kenntnisreich plaudern hörte. Es wurde mir da, betreffs seines Klavierspieles, so recht klar, daß neben seiner leichten Bewältigung der äußersten Schwierigkeiten, sein Hauptvorzug darin bestand, daß er stets ein in künstlerischer Weise durchgeführtes rhythmisches Ganzes ebenso mit genialer Verve als mit Delikatesse hinklingen oder hinbrausen ließ ans entzückte Ohr. Auch manches Quartett hörte ich da in trefflicher Ausführung, wozu an einem bestimmten Abend einige Mitglieder des Hoftheater-Orchesters kamen.

Bei einer solchen Gelegenheit konnte ich einmal auch die ganz außerordentliche musikalische Gewandtheit Liszts bewundern. Einer der Mitspieler hatte nämlich ein Liszt noch unbekanntes Quartett gebracht, welches ihn — nach flüchtigem Durchblick — interessierte. Sie fingen an zu spielen und es ging ganz vortrefflich, als hätten sie es einstudiert. Da öffnete sich leise

die Tür, und einer der gewöhnlichen Besucher dieser nur unter wenigen Bekannten abgehaltenen Abende, der sich verspätet hatte, kam herein. Liszt hatte ihm gerade notwendig etwas zu sagen und winkte ihn zu sich. Ich lehnte am unteren Ende des freistehenden Klaviers und sah nun ganz genau, daß Liszt nach dem Wenden eines Blattes seiner Klaviernoten einen raschen Blick über die ganze Seite machte und dann leise mit dem Gekommenen — nur manchmal einen Blick in die Noten werfend — sprach, und in dieser Weise die ganze Seite spielte, ohne, daß man im geringsten merkte, daß er das meiste fast auswendig gespielt.

Seine Gewandtheit und Geistesgegenwart zeigte sich auch einmal in ganz anderer Art. Als ich in jener bewegten Zeit gerade von einer Volksversammlung, in der ich zu sprechen hatte, in dem Gasthof zurückkam, stand vor demselben ein großherzoglicher Wagen, und Liszt, der als Hofkapellmeister zu einer festlichen Tafel zu fahren im Begriffe war, kam mir mitten auf der Stiege entgegen. Er war ganz mit Orden behangen, die er ja in allen Kalibern und Qualitäten besaß. Ein größerer Gegensatz als ein von einer demokratischen Volksversammlung Kommender und ein zu Hof Fahrender, mit Orden Behangener, war wohl nicht leicht denkbar. Lißt, der es wußte, woher ich kam, empfand dies auch natürlich lebhaft in diesem Augenblick. Der gewandte Weltmann, der — nebenbei gesagt — eher alles andere als ein „Ungar“ war, reichte mir die Hand und sagte, im Herabschreiten über die Stufen, lächelnd: „Ihr Demokraten seid doch gut daran! Ihr könnt leicht und ungeniert durchs Leben gehen und nicht, wie andere, in Ketten und Banden!“

Freilich traf dies nur im Augenblick einigermaßen zu. —

Aber auch eine sehr tolle Geschichte erlebte ich damals mit Liszt, die fast unglaublich klingt; doch, wie gesagt, ich habe sie miterlebt. Ein mit ihm befreundeter Pole, der ein paar Jahre in Weimar zugebracht hatte, zog von da fort und gab am Tag vorher ein Abschiedsessen. Auch ich war mit dem Manne gut bekannt und nahm, sowie zwei Professoren aus Jena — der längst gestorbene, auch als Improvisator renommierte O. L. B. Wolff und der tüchtige Pathologe Siebert — an der ziemlich zahlreich besetzten Tafel teil. Gleich vom Anfang an ging der mit Champagner gefüllte polnische Stiefel, den man austrinken mußte, herum, und es währte nicht lange, so befand sich alles in heiterster Stimmung. Gegen Ende des mannigfach belebten Mahles waren alle mehr oder weniger bereits bedenklich taumlich geworden. Liszt hatte seinen Rock ausgezogen und das Halstuch abgenommen und war in lustigster Laune. Auf einmal fällt ihm ein, daß der neben ihm sitzende Professor Siebert ihm versprochen, ihn gelegentlich zu auskultieren, und er forderte diesen auf, es jetzt — da gerade so gute Gelegenheit dazu sei — zu tun. Dabei riß er sein Hemd an der Brust auseinander. Siebert, der auch schon recht vom Gotte voll war, nickte lachend, nahm ein Papier aus der Seitentasche seines Rockes, formte ein Stethoskop daraus und setzte dasselbe wankend an Liszts entblößte, ihm

hingehaltene Brust. Diesen Augenblick wollte nun Professor Wolff, der noch bei der Tochter der Fürstin W. eine englische Lesestunde abzuhalten hatte, benützen, um ungesehen von Liszt — welcher ihm schon kurz vorher nicht fortgehen lassen wollte — sich wegzuschleichen. Es war ihm auch gelungen, über die Stiege hinabzukommen, als Liszt plötzlich den Abgang Wolffs bemerkte. Er sprang — halb entkleidet, wie er war — rasch auf und lief dem forteilenden Wolff, um ihm zurückzuhalten, nach. Liszt gelangte bis zum Haustor, ohne ihn noch einzuholen. Er stürzte in seiner weinseligen Aufgeregtheit hinaus, lief zur Ecke der nächsten Straße, konnte aber von Wolff, der einen anderen Weg gegangen war, nichts mehr sehen. Er rannte — in Hemdärmeln, mit offener Brust und mit fliegenden Haaren — nun die halbe Straße hinab, bemerkte aber da auf seinem absonderlichen Ausfluge jetzt ein hübsches Mädchen, welches strickend an einem Haustor stand. Liszt hält vor ihr an, sagt ihr einige flammende Schönheiten und will sie umfassen und küssen. Das Mädchen erschrickt, läuft durch die Einfahrt in den Hof des Hauses; Liszt ihr nach. Sie erreicht die Kellertür und flieht in den Keller. Liszt verfolgt sie bis hinab. Am Brunnen im Hofe schöpfte ein Knecht eben Wasser in einem Kübel. Der Knecht, das ganze sehend, nimmt den vollen Kübel, geht zur Kellerstiege und gießt das Wasser über Liszt. Der stürmt nun, natürlich etwas ernüchtert, über die Stiege herauf, eilt triefend auf die Straße hinaus, und so fanden wir ihn, die wir ihm nachgeeilt waren, und führten ihn in wunderlichem Zuge zurück. — Es läßt sich denken, welches Aufsehen der Vorfall am hellichten Tage in dem stillen Weimar machte. Die Großherzogin war sehr alteriert über das damit verbundene öffentliche Aergernis, und nur die große Vorliebe, die sie für Liszt hatte, sowie besonders auch die Erklärung jenes Mädchens, daß ihr Liszt gar nichts zu Leid getan, und daß sie nur sehr erschrocken gewesen sei und geglaubt habe, es sei ein Wahnsinniger, bewirkten, daß die ganze tolle, an sein Bassin-Bad in Budapest mahnende Geschichte mit einem dicken Schleier bedeckt worden ist. —

Welche Wandlungen gehen doch in einer Menschennatur vor sich! 1865 wurde der schrankenlos sturmvolle, der unerreicht sieghafte Frauen-eroberer Liszt bekanntlich Abbé! Ob wohl der spätere Träger der Soutane, welches heilige Kleid — wer ahnt das? — weniger in einer mystisch-romantischen Neigung, als vielmehr hauptsächlich in der Furcht vor den allzu drückenden Fesseln der Fürstin W. seine Erklärung finden soll, im Alter manchmal an diese tragi-komische Taufe dachte?

Erst im Jahre 1852 sah ich Liszt in Zürich wieder, wo er Richard Wagner besuchte, und wo ich mehrmals Zeuge interessanter musikalischer Mitteilungen beider war, indem Wagner ihm allerlei Entstehendes am Klavier andeutete und Liszt in genialer Improvisation die merkwürdigsten, erstaunlichsten Dinge hinwarf, manchmal aber auch — aus seinem „Buch der Lieder“ — die einfachsten, seine lieblichsten, allerschönsten Gedanken.

Von persönlichem Interesse für mich ist es, daß Liszt aus dem größeren, von Clara Schumann trefflich komponierten Lieder-Zyklus aus meiner „Jucunde", das dritte Lied „Geheimes Flüstern", außerordentlich schön fürs Klavier übertrug, welches — in einem Hefte seiner reizenden „Transskriptionen" enthalten — in vielen Händen sich befindet und allüberall und stets erfreuen wird.

XXXIX.

Richard Wagner.

1852.

Ueber einen bedeutenden Menschen kann, aus persönlichen Erinnerungen — natürlich mit Ausschluß aller Intima, die nicht vor die Oeffentlichkeit gehören — nicht genug beigebracht werden, was zur Vervollständigung seines Lebensbildes dient. Selbst wenn die betreffende Persönlichkeit dabei nicht immer gewinnt, ist dies geboten; denn jedenfalls gewinnt dabei die Beurteilung des ganzen Wesens und Charakters.

Die Wagner-Enthusiasten hatten bei dem 1883 plötzlich eingetretenen Tod des „Dichter-Komponisten" das Wort, und sie gebrauchten es so tosend, daß es fast vermessen erscheint, bloß eine ruhig tönende Stimme der Anerkennung bedeutender Begabung und seltener Arbeitskraft unbefangen zu erheben, ohne über alles und jedes in Verzückung zu geraten oder den Hingeschiedenen gar in eine Linie mit den „größten Geistern der Menschheit" zu stellen. In dieser gemessenen Tonart aber will das nachfolgende Gedenkblatt einen kleinen Beitrag zur Biographie des dichterischen Tonmeisters geben.

Es war in Zürich im Jahre 1852, wo damals nicht nur eine größere Menge minderer politischer Flüchtlinge lebte, sondern darunter auch eine Anzahl hervorragender, hauptsächlich aus Deutschland. Georg Herwegh und Richard Wagner waren die bekanntesten davon. Ich stand — seit 1851 hinzugekommen — mit den meisten der letzteren in fortgesetztem freundschaftlichen Verkehr, der nicht bloß durch das gemeinsame des Lebensgeschickes sich geltend machte, sondern in teilweise wahrhaft inniger Beziehung beruhte, befestigt durch das Band, welches Kunst und Wissenschaft und das mächtige Aufstreben des Geistes — trotz der Misere der Reaktionszeit — erfreulich und erquickend um uns wob.

Oftmals kam ich auch zu Richard Wagner, dem daselbst die vortreffliche Frau Stocker-Escher — eine ältere hochachtbare Frau — aus Begeisterung für sein Talent und Streben, im schönsten ihrer Häuser eine Reihe von Zimmern, prächtig eingerichtet, zur Verfügung gestellt hatte.

Diese lebendig-liebenswürdige Züricher Patrizierin war auch eine recht geschickte Dilettantin in der Porträtierkunst, und sie malte auch Wagner in Aquarell, welches nicht übel ausgefallene, den damals ziemlich glatt und schmächtig Erscheinenden ganz ähnlich darstellende Bildnis später, zu München bei Hanfstängel in Lithographie ausgeführt, zu Leipzig bei Breitkopf und Härtel im Handel erschien.

Wenn ich kam, fand ich ihn — falls er nicht am Klavier saß und Ausgedachtes durcharbeitete oder Neues versuchte — zigarrenrauchend und lesend in der Ecke des Divans lehnend, der gleich den anderen reich ausgestatteten Sitzen, mit dunkelgrünem schweren Sammt überzogen war, welcher Stoff sich auch in langen Vorhangteilen an Türen und Fenstern fand. Der klein- und feingebaute Mann mit dem großen starkstirnigen Kopf und scharfen Profil empfing Besuche, kurze Begrüßungsworte bietend, stets mit einem Lächeln, welches freundlich aber nichts weniger als auf einem gemütlichen Impuls erschien, sowie überhaupt der Verkehr mit ihm nur ein verbindlich-freundlicher sein konnte, da keine Spur von dem, was man „Gemüt" nennt, in seinem Wesen vorhanden war. Er zeigte sich meist ganz gut gelaunt, doch es war das — und dies hing wohl mit seinem Lebensgang zusammen — durchaus nicht die Heiterkeit eines freudigen Empfindens, sondern nur jene Lustigkeit, die in jedem Augenblick bereit ist, einen Witz oder eine scherzhafte Bemerkung zu machen. Kam ich Nachmittags, so kredenzte uns seine Gattin Minna — mit welcher er damals leidlich zu leben schien — in einfacher Liebenswürdigkeit schwarzen Kaffee. Sie war eine gute, aufmerksame, rundliche Frau, welcher man von der einstmaligen tragischen Schauspielerin Planer — abgesehen vom bewahrten Ton der Stimme — nichts mehr anmerkte. Die Güte sprach ihr aus den klaren, verständigen Augen. Es erschien immer nicht recht faßlich, daß Richard Wagner nicht schon aus Dankbarkeit für ihre wahrhaft liebreiche und rücksichtsvolle Weise, in der sie das Aergste mit ihm durchgekämpft, getreu festhielt an ihr. Doch von einer Regung natürlicher, nachhaltiger Wärme des Gefühles konnte bei ihm gewiß nie die Rede sein; nur von Glut oder Kälte. An die Stelle der Wärme trat bei ihm, seiner entschiedenen Verstandesmäßigkeit in allem entsprechend, eine Mischung oder eigentlich geschickt gemachte Kombination von beiden — im Leben und in der Kunst.

Einmal kam Franz Liszt, der harmonierende Kunstgenosse, auf Besuch nach Zürich, worüber ich im Vorhergehenden bereits geschrieben habe.

Um die Arbeiten anderer kümmerte sich Richard Wagner, in der Regel, sonst wenig; doch las er von meinen 1851 zu Leipzig erschienenen „Dramatischen Dichtungen" mein Stück Weltkomödie „Flamingo" mit Interesse, und mein in durchwegs edler Haltung eine wilde Wikinger-Geschichte auf der Insel Rügen behandelndes Volksstück „Die Halunken" schien ihm wirksame Elemente zu enthalten, worüber er mir schrieb, welcher Brief mir jedoch abhanden kam und der sich — wie bereits andere — wohl noch in irgend einer Versteigerung, früher oder später, finden wird.

In mancher stillen Stunde sprachen wir über das vielgenannte, von ihm mit ebenso großer Begabung als Energie vertretene Musikdrama, wobei ich ihm nicht verschweigen konnte, daß ich nicht begreife, warum er die ganz richtigen Grundsätze seiner Theorie -- besonders das Hauptprinzip, daß die Musik in dieser Beziehung nur das Mittel zum Zweck der höchsten Gestaltung des dramatischen Kunstwerkes sei — in der Praxis so viel als gar nicht (wie in seinen ersteren Opern) oder nur zum Teil (wie im „Lohengrin") zur Geltung bringe, so wunderbar Schönes in allen diesen Werken auch enthalten sei. Er widersprach dieser Darlegung nicht, gab jedoch keine bestimmte Erklärung und machte nur die Andeutung, daß es schwer ginge, das ganz durchzuführen.

Den vollsten Respekt, ja Bewunderung mußte man Richard Wagner — der durch seine (oft freilich berechnete) Schrullenhaftigkeit persönlich für viele nicht sympathisch war — in seiner Eigenschaft als Orchester-Dirigent zollen. Ich hatte Gelegenheit, ihn vielmals dirigieren zu sehen. Im Januar 1852 wurden im vierten Abonnements-Konzert der Züricher „Allgemeinen Musik-Gesellschaft", unter seiner Leitung, die Beethoven-Musik zu „Egmont" und Beethovens „Siebente Symphonie" zur Aufführung gebracht, und zwar — einzig durch seinen Einfluß — in einer Weise, daß alles von der Gewalt des Genius Beethovens unwiderstehlich, wie niemals, ergriffen war. Ich wohnte nicht nur der Aufführung, sondern auch fast allen vorhergegangenen Proben dazu bei, sowie auch den Proben und der Aufführung der Koriolan-Ouverture und der C-moll-Symphonie Beethovens im 5. Konzert am 17. Februar 1852, der Tannhäuser-Ouverture und der Pastoral-Symphonie Beethovens im 6. Konzert, ferner den Proben zu der im April desselben Jahres stattgehabten Aufführung des „Fliegenden Holländer" und den Vorstellungen dieser Oper. Es war geradezu erstaunlich, mit welchem Geschick Richard Wagner alle — im einzelnen und ganzen — zu beleben wußte, mit welcher Großartigkeit er jedem Werke den richtigen Schwung, vom Anfang bis zum Ende, zu geben verstand, mit welcher Ausdauer und unermüdlichen Kraft er den sturmerregenden und sturmbeschwörenden Kommandostab des Dirigenten führte. Mit Händen und mit Füßen, mit dem ganzen Leibe trat er in die lebhafteste Aktion, und man sah, daß er in jedem Augenblick wußte, was er wollte, und daß es ihm — dem sonst oft ganz anderen — damit heiliger, flammender Ernst war, vom ersten bis zum letzten Takt.

Ueber den „Fliegenden Holländer", der im April und Mai viermal unter starkem Besuch und rauschendem Beifall im Züricher Stadttheater zur Aufführung kam, schrieb ich einen in der dortigen Zeitschrift „Helvetia" (in welcher auch mein im Stadttheater daselbst bei der Beethoven-Feier am 17. Dezember 1851 gesprochener „Prolog" abgedruckt war) im Juni-Heft 1852 gebrachten Bericht, der hauptsächlich zugleich einen gedrängten Umriß von Richard Wagners ganzem Wollen und Können im Bereich der musikalisch-dramatischen Kunst enthielt. Die kleine kritische Darstellung wurde viel

gelesen und selbst W a g n e r war damit nicht unzufrieden, obwohl ich — neben entschiedener Hervorhebung seiner Bedeutung – nicht verschwieg, daß ihm für die Textdichtung, bei unzweifelhaft nicht geringer dramatischer Gestaltungskraft, „was Leichtigkeit und Schönheit, Innigkeit und Sinnigkeit in einfach volkstümlicher Form", daß ihm, „was Poesie der Sprache betrifft, die eigentliche Begabung in vollem Maße nicht zugemessen sei".

Der letztere Punkt wurde im Sommer 1852 noch öfter zwischen uns berührt. Ich war für die Sommermonate in ein Bauernhaus zu F l u n t e r n nächst Zürich gezogen, und R i c h a r d W a g n e r mietete sich in einer am Berg darüber gelegenen Sommerwirtschaft ein. Zum Frühstück kamen wir da öfter in einem an der Hälfte des Weges angebrachten Pavillon zusammen. Er schrieb damals an seinem „Nibelungen"-Text, und ich an meiner im Jahr darauf bei Otto Wigand in Leipzig erschienenen Erzählung in Prosa und Vers „Iucunde". In eifriger Arbeitsamkeit hatte W a g n e r, wenn wir uns da Morgens, um 7 Uhr herum, trafen, bereits ein paar Stunden am Schreibpult zugebracht, und er las mir gewöhnlich das Fertiggebrachte vor. Dabei fehlte es — im Anhören der oft entsetzlichen Formen seiner „poetischen" Sprache — natürlich nicht an manchen, dem obigen entsprechenden Bemerkungen von meiner Seite, die der gleichgiltig Blickende, m i r gegenüber ungemein Tolerante, ruhig anhörte, ohne sie jedoch weiter zu beachten.

Eines Morgens las er mir nun dort die frisch entstandene Stelle in der „Walküre" vor, wo der Nachtwind die Tür aufweht, die Lenznacht hereinleuchtet und Siegmund, die auflauschende Sieglinde umfangend, in die Worte ausbricht:

„Winterstürme wichen dem Wonnemond,
In linden Lüften wiegt sich der Lenz!"

Ich sprang auf und sprach ihm lebhaft meine Freude aus über diese in jedem Sinne poetisch-schöne Stelle. „Das müsse aber" — setzte ich nachdrücklich hinzu — „auch eine wirkliche volle M e l o d i e werden!"

„In meiner Weise!" – antwortete mit halbem Lächeln der doch sinnend Dareinschauende und brummte einige Töne vor sich hin.

Auf meine Versicherung, daß ich schon nicht erwarten könne, wie er das machen werde, riß er ein Blatt aus meinem ihm mit Stift hingereichten kleinen Notizbuch, zog fünf Linien, schrieb eine Reihe Noten mit Takt-Einteilung, setzte den angeführten Text darunter und sang mir die Strophe andeutend vor, deren Eindruck in der Betonung des Singens noch gesteigert war.

Nachdem wir weiter einiges darüber gesprochen, und ich eindringlich bat, diese Weise möglichst festzuhalten, nahm ich das beschriebene Papier zu mir, und ich habe das jetzt arg vergilbte Blatt bis heute aufbewahrt. Und so besitze ich den ersten, in der Hauptsache ganz beibehaltenen Entwurf einer der schönsten und wirkungsvollsten Eingebungen, die R i c h a r d W a g n e r jemals ausgeprägt.

Im Frühling 1853 verließ ich Zürich, und seitdem trafen wir nicht mehr persönlich zusammen. Was hat sein starkes rastloses Streben, unter oft widerwärtigsten Verhältnissen, seither alles durchgesetzt! Nicht bloß größte Aufmerksamkeit, begleitet von jedenfalls zugleich fördernden Kämpfen, sondern auch größten, von der Freundschaft eines — freilich ausgebeuteten und verhängnisvoll beeinflußten Königs gekrönten Erfolg hat er sich errungen, und von einer Welt, die er genau kannte, mit einer nicht gewöhnlichen, in diesem Grad selten vorkommenden Geschicklichkeit sich erzwungen.

Der unbefangene Standpunkt in meiner Beurteilung Richard Wagners geht wohl aus einem „Denkspruch“ hervor, den ich — in einer „Vom Kunstleben“ betitelten Reihe — einstmals schrieb und der, in mehreren Zeitschriften abgedruckt, also lautet:

Daß Richard Wagner Treffliches ersann,
Als eig'nen Weges in der Tonwelt Bahner,
Wird klar wohl, weil man hoch ihn schätzen kann,
Trotz aller Tollheit der Wagnerianer! —

Das Festspielhaus in Bayreuth ist, wenn auch vorläufig kein monumentaler, doch ein laut sprechender Beweis für die Macht der Bestrebungen und der Werke des Veranlassers und Durchsetzers dieses in merkwürdiger Art entstandenen Baues, der unablässig anzieht, und dem gar nationale Bedeutung zugesprochen wird. Ja, sogar als unsterblichen Schöpfer einer national-deutschen Musik will man Richard Wagner bezeichnen!

Unbestreitbar dürfte doch nur sein, daß der verhimmelte (in der Durchbildung seiner Stoffe oft auch wirklich mystisch-reaktionäre) „Meister“ — bei ergiebigen und geschickten Griffen in die deutsche Sagenwelt — mit verdienstvollster Konsequenz, die Musik mehr als dies in früheren Opernwerken der Fall war, dem Zweck des Dramas angepaßt hat; daß er sie in ihrem übermäßig-selbständigen Auftreten beschränkte, wo sie dramatisch stört, dagegen kühner eingreifen ließ, wo sie erläutern und den Ausdruck erhöhen kann; daß er das Rezitativ zu einer hochinteressanten, lebensvollen Form durch die ingeniöse Teilnahme des Orchesters erweitert hat, und daß er durch alles das einen hochbedeutenden bleibenden Gewinn der Kunstwelt errang. Fraglich dürfte sein, ob man in seiner ohne Zweifel meist höchst wirksamen, doch im ganzen nichts weniger als wahrhaft volkstümlichen musikalischen Ausdrucksweise tatsächlich den Typus einer deutsch-nationalen Musik zu finden vermag; und fraglich dürfte es weiter sein, ob — außer seinen ersten, der Hauptsache nach in der Art der guten neueren Komponisten geschriebenen Opern — von seinen jüngeren und jüngsten großen, zuletzt auch bis zum (wie schon erwähnt) textlichen und tonlichen Mystizismus gelangten Musik-Dramen mehr in kommenden Zeiten bleiben wird, als besonders bedeutende einzelne Teile, die allerdings zu dem Wunderbarsten gehören, was die Musik jemals auf Erden schuf, wenn auch nicht zu dem Großartigsten.

Und zu diesen bleibenden herrlichen Teilen gehört sicher auch die ganze Szene, in welcher Situation, „Wort und Melodie dieses Moments auf gleicher Höhe stehen", diese in Erfindung und Durchführung unbeschreiblich schöne Szene mit der Stelle, die ich — als Pathe derselben — im flüchtigen, aber von einem günstigen, durch Zufall herbeigeführten Geschick eingegebenen ersten Entwurf von der Hand des nun längst in den ewigen Frieden eingegangenen, voll hohen Wahns strebenden Ruhelosen, als in ihrer Art unschätzbare Reliquie besitze, die hinreißend wirkende Stelle:

„Winterstürme wichen dem Wonnemond,
In linden Lüften wiegt sich der Lenz!"

XL.

Robert Schumann.

1853/54.

Gegen Ende des Jahres 1853 fand ich — damals in der Schweiz weilend — in einer Zeitung die Mitteilung, daß ein Zyklus aus meinen lyrischen Gedichten von Schumann in Musik gesetzt erschienen sei. Bei der Bedeutung des genialen Komponisten und bei der Wertschätzung, die ich für den mir bis dahin weder persönlich noch brieflich nahe gekommenen klassischen Romantiker hatte, war es natürlich, daß mich die Kunde höchlich interessierte und daß ich suchte, Gewisses und Näheres über diese ganz allgemein gefaßt gewesene Nachricht zu erfahren. Ich schrieb daher bald darauf an Robert Schumann nach Düsseldorf, wo derselbe zu jener Zeit — seit 1850 — als städtischer Musikdirektor lebte. Ohne Verzug erhielt ich eine sehr freundliche Antwort, in welcher der Hochgeschätzte bestätigte, daß allerdings ein Heft mit Kompositionen mehrerer Lieder aus meiner nicht lange vorher erschienenen „Jucunde" mit dem Namen Schumann herausgegeben worden, daß diese Lieder jedoch von einer — wie er sich ausdrückte — besseren, diesen Namen führenden Persönlichkeit, als er selber sei, in Musik gesetzt wären, nämlich von Klara Schumann, seiner verehrten Gattin. Er fügte hinzu, daß er wohl Lust habe, auch selber etwas von mir zu komponieren, und frug mich zugleich, ob ich nicht eine Ballade hätte, die er in seiner Weise musikalisch bearbeiten könnte. Nach wenigen Tagen schickte ich ihm das nachfolgende Gedicht mit dem Titel:

Der schwedische Reiter.

Da kommt er herangeritten
Der schwedische Reiter vor Prag,
Im Feld, wo einst sie gestritten
Manch' heißen, blutigen Tag.

„Ein Reiter? — ich sehe keinen!"
Dort unten! wo's Korn so dicht!
„Mir will kein Reiter erscheinen!"
Ja, Jeder sieht ihn nicht!

„Wie schaut er denn aus, der Reiter?“
Es deckt sein haarlos' Haupt
Ein Schlapphut, ein mächtig-breiter,
Der ist zerfetzt und bestaubt.

Vom dürren Knochengerippe
Da fliegt zerriss'nes Gewand,
Kein Haar deckt Kinn mehr und Lippe.
Doch sieh', was hält seine Hand?

Die knöchernen Finger der rechten,
Tiefniederhängenden Faust,
Die halten Locken und Flechten —
Horch! horch! wie's im Flug ersaust!

Es weht am Bügel hernieder
Das lange, wallende Haar
„Wo sind denn aber die Glieder?
Und das Haupt, an welchem es war?“

Die Glieder schon längst zerrissen
Von hung'rigen Geiern sind;
Die Haare sind ausgerissen
Im Reiten dem schönsten Kind.

Der wilde, schwedische Reiter
Hat jauchzend das Mägdlein geraubt,
Zog flugs bei den Haaren es weiter
Und riß ihr das Haar aus dem Haupt.

Das Haar war lang schon vom Haupte
Gerissen im wilden Ritt,
Der Reiter noch immer glaubte,
Er schleppe das Mägdlein mit.

Und also muß er noch immer,
In Ewigkeit wohl gar,
Hinreiten im Mondesschimmer
Mit dem blutig-wallenden Haar!

Kurze Zeit darauf erhielt ich einen Brief von Robert Schumanns Hand, der mir den Empfang meiner Ballade dankend anzeigte, welcher mich aber durch die Art, wie derselbe sich über den Eindruck, den dieses Gedicht auf ihn gemacht, äußerte, einigermaßen in Verwunderung setzte. Er schrieb mir beiläufig (leider kamen die beiden Briefe Schumanns, die wohl noch auftauchen werden, mir während meines damaligen Herumziehens in der Schweiz abhanden), wie nachfolgend angedeutet: Was haben Sie mir da geschickt? Das ist ja eine entsetzliche Geschichte! Die wird man ja gar nicht los! Die verfolgt einen ja Tag und Nacht! u. s. w.

Bald sollte ich Aufklärung über die auffallende Art der Aeußerungen in diesem seinen Briefe erhalten. Gegen Ende Februar 1854 brachten die

Zeitungen die düstere Nachricht, daß Schumann sich in einem Wahnsinnsanfalle in den Rhein gestürzt.

Es war mir längere Zeit hindurch ein nicht wenig peinigender Gedanke, daß der jedenfalls gräßliche Inhalt meiner vielleicht mit stark wirksamer Lebendigkeit in Balladenform gearbeiteten Sagendichtung möglicherweise eine Steigerung der krankhaften Geistesstimmung in Schumann herbeigeführt haben könne, der augenscheinlich schon damals der furchtbaren Katastrophe entgegenging.

Gewiß wäre es von Interesse, zu erfahren, ob sein musikalischer Genius nochmals aus Anlaß dieser Ballade aufgeflackert und ob er noch den Versuch gemacht, das wahrscheinlich letzte Gedicht, welches ihn mit vollem Bewußtsein beschäftigte, zu komponieren. —

Meine Begegnung mit Schumann war nach dem oben Erzählten zwar keine persönliche, aber eine nicht ganz belanglose geistige, die in der hier mitgeteilten kurzen Schilderung auch für weitere Kreise von einigem Interesse sein dürfte und die auch als bisher unbekannter Beitrag zur Geschichte seiner letzten verhängnisvollen Lebenszeit dienen mag. —

Als die treffliche, von ihm so hochgestellte Klara Schumann im Winter 1856 in Wien weilte, drängte es mich, sie zu besuchen, wobei ich — in Anbetracht ihrer noch immer waltenden großen Traurigkeit — es vermied, viel von Schumann zu sprechen, den der Tod im Juli vorher erlöst hatte. Sie gab mir bei dieser Gelegenheit als Andenken das eingangs angeführte, in musikalischer Beziehung ungemein wertvolle Liederheft, dessen Titel vollständig lautet: „Sechs Lieder aus Jucunde von Hermann Rollett, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Frau Livia Frege in Freundschaft gewidmet von Klara Schumann. Op. 23. Leipzig bei Breitkopf und Härtel.“

Für mich hat dieses Liederheft — aus welchem das dritte „Geheimes Flüstern“ betitelte Lied später von Franz Liszt außerordentlich schön fürs Pianoforte übertragen wurde — nicht bloß den Wert, daß ich es von der verehrten Komponistin und künstlerisch-gediegenen Virtuosin als freundliche Gabe persönlich erhielt, es ist mir auch zugleich durch den Umstand von ganz besonderem Wert, daß von ihrer Hand darauf geschrieben steht: „Dem geehrten Dichter zur freundlichen Erinnerung, Klara Schumann, Wien, den 12. Dezember 1856.“

XLI.

Friedrich von Tschudi.

1854.

Der weithin bekannte, aus dem schweizerischen alten Adelsgeschlecht stammende, zu Glarus 1820 geborene, 1886 zu St. Gallen gestorbene Verfasser des in vielen Auflagen erschienenen populären Werkes „Das Tierleben der Alpenwelt", Friedrich von Tschudi, war mir in der letzteren Kantons-Hauptstadt, im Winter von 1853 auf 1854 — dem letzten Jahre meines seit 1851 währenden unfreiwilligen Verweilens in der Schweiz — ein lieber, sehr geschätzter Freund. — Er beschäftigte sich feinsinnig auch manchmal mit poetischen Versuchen, ohne Besonderes daraus zu machen, war aber ein lebendiger Zusammenhalter eines der Dichtkunst huldigenden kleinen Kreises, in welchem ich einmal als Gast ein Hauptmitglied desselben, Gonzenbach, eigene, ganz hübsche Gedichte vorlesen hörte.

Manchmal begleitete ich — ohne selbst Jäger zu sein — den liebenswürdigen ehemaligen protestantischen Pfarrer, der damals in St. Gallen privatisierte, des Naturgenusses wegen auf die Jagd. Wir machten da, mitten in Eis und Schnee, die herrlichsten Ausflüge — besonders auf die Vorberge des „Säntis". In St. Gallen hielt ich mich nur ab und zu auf, wohin ich immer aus meiner damaligen Wohnstätte, dem vielbekannten an der „Sitter" — bei der Vereinigung dreier Bäche (fint dri) — gelegenen „Weißbad" bei Appenzell, meist über Herisau (wo ich später auch bei einfach lieben Leuten, wie im „Weißbad", im sogenannten „Bädle" wohnte, einsam sinnend wanderte. Wir bestellten uns gewöhnlich auf eine der zwischen unseren Wohnsitzen gelegenen Berghöhen („Ebenalp" mit dem Wildkirchl, „Kronberg"), wobei wir einmal das Mißgeschick hatten, uns zu verfehlen, so daß ich nach stundenlangem vergeblichen Suchen mich entschließen mußte, an den Heimweg zu denken, mich aber — da es schon dunkel geworden war — verirrte, und von Felsbergen umstellt, an einem gefrorenen See vorüber, nur durch den Stand der Gestirne mich orientieren konnte, wodurch ich endlich — nach freilich seltenem Genuß wundervoller Szenerien im Mond- und Sternenlicht — spät in der Nacht ins gastliche „Weißbad" kam.

Der passionierte Alpenjagdfreund, Friedrich von Tschudi, begnügte sich hauptsächlich mit dem Erfolg, Schneehühner zu erlegen; und wie wenig ich — kaum zum Jagdbegleiter taugte, beweist der Umstand, daß mir stets um ein solches liebes armes Tierchen leidtat, wenn wir es, mit Blutstropfen auf dem schneeweißen Gefieder, niedergestürzt in Todeszuckungen fanden.

Im Antritt eines solchen, unter allen Umständen interessanten Ausfluges ward mir aber die Gelegenheit, eine denkwürdige, nicht wenig bedeutsame Naturbeobachtung zu machen.

An einem frischen Morgen mit dem heimischen Alpenwanderer und naturhistorischen Schilderer durch das bei St. Gallen gelegene „Schwendi-Thal“ schreitend, fiel mir — hinter ihm gehend — auf, daß sobald er einen Fuß gehoben hatte, der Eindruck des letzteren im Schnee sich mit einem grauen Anflug überzog. Da es bei der herrschenden Kälte unwahrscheinlich war, daß diese Erscheinung bloß von einer durch den Druck des Trittes herbeigeführten Veränderung des Zusammenhanges der Schneeteilchen herrühren könnte, schaute ich genauer, und — siehe da — es zeigte sich meinem in der Nähe sehr scharfen Auge, daß dieser sich ganz lebendig bewegende Anflug durch eine Unzahl winziger Tierchen entstand, die als einzelne kaum sichtbar in den Spuren des Trittes hastig hin und her schnellten. Wir dachten zwar sogleich an „Gletscher-Flöhe“, waren aber doch erstaunt, eine Spezies der Podura so tief herunten im Tal zu finden. Gleich am nächsten Tage ging ich mit einem weithalsigen Fläschchen ins Tal und füllte es mit einer Portion des belebten Schnees. Von einem befreundeten Arzt in Appenzell verschaffte ich mir ein gutes Mikroskop, und es zeigte sich mir — der ich seit der Jünglingszeit derartig beschäftigt war — unter demselben der schönste Springschwanz, den ich in mehreren Lagen mit der möglichsten Genauigkeit zeichnete, welches Blatt ich bis heute aufbewahrt habe.

Dies alles aber nur nebenbei, als die veranlassende Ursache zu der nachfolgenden merkwürdigen Beobachtung, um welche es sich in diesem Punkt hier besonders handelt.

Ich schicke dieser meiner langaufgeschobenen Mitteilung den von der exakten Wissenschaft aufgestellten Satz voraus, daß die Zelle selbst wohl nicht die allererste Form des Lebens ist — da sie hierzu als ein schon zu sehr zusammengesetztes Gebilde erscheint — sondern die sogenannte Sarkode (Plasma), ein formloser aber schon belebter Schleim (indem er die Fähigkeit besitzt, Stoffaustausch mit den umgebenden Flüssigkeiten zu erhalten), aus welchem sich die ersten Zellen hervorgebildet haben mögen.

Und bei meiner Beobachtung glaube ich, ein konzentrisches Ansammeln und Verdichten dieses in der Flüssigkeit des aufgetauten Schnees suspendierten Urschleims um plötzlich aufgetauchte und sichtbar gewordene — nach meiner Annahme — elektro-magnetische Punkte, ohne alle Selbsttäuschung, durch einen seltenen günstigen Zufall gesehen zu haben; (aller-

dings — wie ich mir damals gleichzeitig notierte — abweichend von den bisherigen von Schaafhausen in Bonn, Pennetier in Paris und anderen konstatierten Beobachtungen der Zellenbildung). Indem ich nämlich die im Schneewasser schwimmenden Springschwänzchen mikroskopisch betrachtete, bemerkte ich auf einmal in der Flüssigkeit viele helle Punkte, die wie kleinste Leuchtkörperchen erschienen, nur daß sie eben nichts Körperliches hatten. Ich gebrauchte alle Vorsichten, um mich zu überzeugen, ob die Erscheinung nicht etwa eine Sinnestäuschung — eine vom Auge ausgehende wäre. Doch es blieb bei den wirklichen Lichtpunkten; ja, ich sah — meine Aufmerksamkeit nun ganz darauf richtend — noch viele derselben in der ruhig stehenden Flüssigkeit erscheinen. Mit größtem Interesse diesen fesselnden Vorgang ins Auge fassend, sah ich nun zu meiner Ueberraschung ganz deutlich, daß sich um die unumgrenzt gewesenen Lichtpunkte nach und nach aus der Flüssigkeit kleine, in ihrer Vereinzelung unsichtbar gebliebene Schleimteilchen — wie ich sie nennen mag — sammelten, die sich als feiner Ring um die Lichtpünktchen legten und zuletzt dieselben, wie ein durchsichtiges Bläschen umgaben. Bald fingen die vor meinem Auge auf solche Weise entstandenen, noch immer, wenn auch schwächer leuchtenden Kügelchen an, sich leise zu bewegen, aber nicht in der Art der „Aufguß-Tierchen“, deren Erscheinen und Leben ich sonst schon öfter beobachtet hatte; denn nur ein langsames Hin- und Herschwimmen der augenscheinlich gebildeten Zellen zeigte sich in der stillstehenden Flüssigkeit, während — was ich noch besonders anführe — früher die Lichtpünktchen an einem und demselben Ort nahezu fixiert geblieben waren.

Ein wunderbares Gefühl überkam mich da im Bewußtsein, vielleicht den Angelpunkt des organischen Schaffens, den geheimnisvollen Vorgang der seit Urzeiten immer fortdauernden Zellenbildung, das Aufgehen des Atoms in die Monade gesehen zu haben, von welcher Möglichkeit ich auch noch heute — bis sich nicht ein anderes erweist — vollständig überzeugt zu sein behaupten möchte.

Einige Tage darauf machte ich, nach einem neuen Gang ins Schwendi-Thal, den Versuch, die wunderbare Beobachtung, die um so auffallender war, als sie in Schneewasser gemacht wurde, zu wiederholen; jedoch — wie ich wahrheitsgetreu berichten muß — ohne den erwarteten Erfolg. Aber gerade dieser letztere Umstand könnte ein Beweis sein, daß meine (jedenfalls eines ernsthaften Blickes werte) physiologische Beobachtung nicht vielleicht eine andere, z. B. mit der Fortpflanzung der Podura zusammenhängende, oder irgend eine denkbare von meiner Annahme verschiedene Erscheinung gewesen ist; denn dazu wären ja die Bedingungen wohl noch beim wiederholten Versuch wahrscheinlich mehr oder weniger vorhanden geblieben. Ich gewann die Ueberzeugung, daß ich eine glückliche Konstellation von den zur Bildung der Zelle in dieser Weise notwendigen Umständen — Temperatur u. s. w. — zufällig getroffen hatte, die sich eben selten für die Beobachtung des Vorganges findet.

Sollte diese gewissenhaft mitgeteilte Beobachtung schon anderwärts gemacht sein, nun, so ist die meinige eine Bestätigung derselben; ist sie noch nicht gemacht, oder sollte sie für unrichtig gehalten werden, so läßt sich doch gewiß darüber denken und reden. In beiden Fällen ist es nicht überflüssig, daß ich das immerhin interessant bleibende Erlebnis hiemit veröffentliche. Die Dichter-Eigenschaft des Mitteilers wird für die exakte Wissenschaft bei Beurteilung der erzählten Tatsache wohl kein beeinträchtigendes Hindernis sein, da alles dabei mit Ausschluß der Phantasie-Tätigkeit geschah. Der Dichter mag eben wirklich ein „Seher" sein. Ich habe nun vielleicht einmal mit dem äußeren Auge wahrhaftig die Wahrheit geschaut, so gut als ich sie schon im frühesten Jünglingsalter mit dem inneren Auge annähernd schaute, indem ein noch vorhandener Brief von mir aus der Mitte der 30-er Jahre des vergangenen Jahrhunderts die Meinung ausspricht, daß die organischen Lebewesen, vom niedersten bis zum Höchsten, sich eines aus den andern — wie ich es mir damals einfach dachte — entwickelt haben müssen; gleichwie ich sie wohl auch später schaute die ewige Wahrheit, als ich in einem der, 1870 erschienenen Ghaselen-Reihe „Offenbarungen" schrieb:

„Warum nur wollt' Ihr nicht vom Affen stammen
Und nur von „Gott", der Euch erschaffen, stammen,
Als ob der Zelle Keim, den Reih'n beginnend,
Nicht auch von „Gott" her müßt, Ihr Laffen, stammen!"

Von Friedrich von Tschudis älterem Bruder Johann Jakob (1818—1889), der fünf Jahre als Naturforscher in Peru lebte und von 1868—83 schweizerischer Gesandter in Wien war, befindet sich — was ich hier beifügen will — zu Baden bei Wien ein treffliches, von August Cäsar gemaltes Brustbild im Besitz der Familie St. Genois daselbst. — (Mit des Johann Jakob Sohn Hugo [geb. 1851], seit 1896 Direktor der Berliner National-Gallerie, stand ich als Mitarbeiter der von ihm redigierten 2. Auflage des Nagler'schen Künstlerlexikons längere Zeit in Verbindung.

Bei einem Vetter der beiden, Iwan v. Tschudi (1816—1887), der zu St. Gallen Besitzer der Buchhandlungsfirma Scheitlin u. Zollikofer war, erschien 1854 mein bekanntes, eine meisterliche Illustration von J. Schnorr weisendes lyrisch-episches Büchlein „Heldenbilder und Sagen", mit dem Motto:

Durch meine Seele zieht
Ein Schwarm von Lichtgestalten;
Ich suche, sie im Lied
Begeistert festzuhalten!

XLII.

Friedrich Halm.

1857.

Bereits als Student sah ich die frühesten Dramen Halms, und zwar bei ihrer ersten Aufführung im Wiener Burgtheater: „Griseldis" 1835, „Adept" 1836, „Camoens" 1837, u. s. w. Sie machten durch die dichterische Gewalt der Sprache und durch die Geschlossenheit der dramatischen Form einen nicht geringen Eindruck auf mich. War ich auch durch Halms Dramen nicht so berauscht und hingerissen, wie durch den poetischen Duft und durch die hochfliegenden und dabei stets ebenfalls in voller dramatischer Wirksamkeit rauschenden Schwingenschläge der Dramen Grillparzers. — (der gewaltige, die ganze Dichterwelt überragende Titan Shakespeare lag meinem tieferen Verständnisse, mehr als Goethe und Schiller, damals noch zu fern), so wirkten sie doch mächtig — besonders in der wohl niemals mehr erreichbaren durchflammenden Glut der Darstellung eines Ludwig Löwe in den betreffenden Hauptrollen, und in der feingeistigen Gestaltung eines Maximilian Korn als Camoens.

Geradezu betroffen war ich aber, als ich — noch in den 30-er Jahren — Münch-Halm einmal persönlich sah. Ich konnte und wollte es nicht glauben, daß diese Persönlichkeit der Dichter dieser dramatischen Schöpfungen sei. Ich hätte ihn eher für einen aussichtsvoll-ehrgeizigen adeligen Streber in irgend einem Fiskal-Bureau, als für einen Dichter gehalten. Hochgewachsene Gestalt mit breiten Schultern, eigentümlich plattes, beinahe jedoch zugleich einem verknüpften Knoten gleichendes Angesicht, dabei aber mit fast unangenehm scharfem Ausdruck der gewöhnlich ernst-strengen Miene und des klugen festen Blickes, der immer sinnend auf einen Punkt gerichtet schien; kurzgeschnittenes, glattgekämmtes dunkelblondes Haar, durchaus — bis auf einen Backenbart-Streifen — rasierter Bart, und in allem nahezu militärische Gemessenheit und knapper Schnitt. Kurz, es war die Erscheinung das Gegenteil von dem, wie man sich — ohne alle Ueberschwänglichkeit — jene eines Dichters denkt. — Erst als ich ihn später persönlich kennen lernte, milderte sich der widersprechende Eindruck, und es trat, angenehm überraschend,

ein entschiedenes, wenn auch nicht zutrauliches, doch verbindlich-freundliches Wesen hervor, welches stets von einer gewissen natürlichen Noblesse in Wort und Geberde begleitet war, wie sie eben sich bei Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausen angeboren fand.

In nähere Berührung kam ich mit ihm gegen Ende der 50-er Jahre, zu welcher Zeit ich — nachdem die Nachwehen meiner öffentlichen Betätigung in der Bewegungszeit vorüber zu sein schienen —, eine fixe, meinen geistigen Absichten entsprechende Lebensstellung suchend — (begreiflich nicht gern, aber durch Personen und Verhältnisse unvermeidlich zum Versuch bestimmt*), um die ausgeschriebene Stelle eines Hilfsarbeiters bei der Hofbibliothek in Wien einschreiten wollte, deren Vorstand Baron Münch-Halm gewesen. Ich kam zu ihm in sein Amtslokal in der Hofbibliothek und frug ihn, nachdem ich mein zur Einarbeitung in dieser Sphäre gefaßtes Vorhaben ihm dargelegt, vor allem, ob er überhaupt der Meinung sei, daß ich — der ich als eigentliches Ziel eine Anstellung bei der Wiener Universitäts-Bibliothek, bei sich ergebender Gelegenheit, im Auge hätte — ein bezügliches Gesuch einreichen solle. „Ohne weiters!" — war seine Antwort, die er mit seiner fast hohen und stets etwas heiseren Stimme in seiner lebhaften Weise gab. Unerwartet ließ er sich darauf in ein Gespräch über meine 1851 zu Leipzig erschienenen (gleich nach ihrem Erscheinen streng verbotenen) „Dramatischen Dichtungen" — „Die Halunken", „Thomas Münzer" und „Flamingo, ein Stück Weltkomödie" — ein, und auf die Aeußerung meiner Verwunderung, daß er diese meine Arbeiten kenne, bemerkte er: „O, wir haben sie ja! und ich habe sie alle mit Interesse gelesen!"

Nach einigen Wochen wollte ich, da keine Erledigung meines Gesuches erfolgt war, mich in die Hofbibliothek begeben, um bei Münch anzufragen, wie die Sache stehe. Gegenüber vom Bibliotheksgebäude auf dem Josephsplatze begegnete ich zufällig dem alten, damals noch immer jugendlich rüstigen Grafen Moritz Dietrichstein, der mich seit meiner Kindheit von Baden her — wo er in den 20-er Jahren, mit meinem Vater herzlich befreundet, im Gartenhause desselben Jahre hindurch während des Sommers wohnte — gut gekannt, und der mir eine liebenswürdig-freundliche Zuneigung bewahrte. — Er frug mich, wohin ich gehe; und als ich ihm meine Absicht mitgeteilt, rief er — der ja von 1826 bis 1845 Präfekt der Hofbibliothek gewesen — mit eilfertiger Bereitwilligkeit: „Warten Sie, da will ich gleich selbst hinauf zu Münch! — ich bin bald wieder hier!" — Nach kaum einer Viertelstunde war er zurück und sagte mir vertraulich: „Geben Sie alle Hoffnung auf! Auch wird ein anderer von hoher Seite protegiert!" Selbstverständlich ging ich — nun genug wissend und im Innern eigentlich befriedigt — gar nicht mehr zu Münch.

Nach einem Dezennium erst, im Jahre 1868, kam ich wieder in Berührung mit ihm. Er war im Jahre vorher — nach Heinrich Laubes Abgang von der Hofburgtheater-Direktion — General-Intendant der kaiser-

lichen Hoftheater geworden; und da überreichte ich ihm meine 1867 geschriebene Tragödie „Dido". Münch nahm das Manuskript freundlich entgegen, sprach aber — nachdem er einen Blick in das Personen-Verzeichnis und auf die letzte Seite gemacht — die verwunderlichen, mich förmlich verdutzt machenden Worte: „Warum behandeln Sie aber den Stoff nicht lieber als Lustspiel?" — Ich glaubte falsch verstanden zu haben und frug: was er eigentlich sagen wolle. Er wiederholte nun ganz bestimmt dieselben Worte und fügte hinzu, daß dies ja doch viel dankbarer wäre!

Noch immer im Ungewissen, wie ich diese frappierende Aeußerung nehmen solle, bat ich ihn, mir die Sache näher zu erklären.

Nun gab er mir wirklich den kurzen Umriß einer modernen Handlung, in welcher ein Gelübde auf ewige Treue für einen durch den Tod verlorenen Gatten — unter plausiblen Umständen, mit heiterer Verbrämung und mit heiterem Ausgang — gebrochen wird; und er wiederholte die Aufforderung, ein solches Stück zu schreiben, in vollem Ernst.

Auf meine Bemerkung, daß ich diese — nach seiner Darlegung allerdings nicht unmögliche Umwandlung des Stoffes schon einem Anderen überlassen müsse, der die Neigung und das Talent dazu habe, entgegnete er mir rasch: „Ach, was! Warum ein Anderer! Sie haben, wie ich aus Ihrem „Flamingo" entnahm, Talent genug dazu! — Uebrigens werde ich das Stück mit Aufmerksamkeit lesen!"

Ich empfahl mich mit verbindlichem Dank für seine Freundlichkeit und Zusage, und — ich sah ihn seitdem nur mehr im Begegnen auf der Gasse, wo er gewöhnlich — ohne rechts oder links zu schauen —, leise pfeifend, eilig einherschritt.

Meine „Dido", die ich mit einer in freundlichster Form gehaltenen Ablehnung zurück erhalten hatte, liegt seither im Repositorium meiner unbenützten Arbeiten, und ich habe für mein eigentümliches Erlebnis mit derselben bei dem nun längst entschlafenen Münch-Halm keinen anderen Beleg, als die folgende Stelle aus einem Briefe meines verewigten Freundes, des trefflichen Oden-Dichters Karl Ziegler-Carlopago vom 15. Mai 1868 aus Salzburg, welche lautet: „Die Geschichte mit Halm in Betreff Deines Trauerspieles „Dido" hat mich wirklich köstlich amüsiert. So spricht der Verfasser der „Griseldis", des „Fechter von Ravenna", der „Iphigenie in Delphi"! Es ist wirklich merkwürdig in welchen Zeiten wir leben! Ein wahres Elend, wenn man jetzt in den hohen Gattungen der lyrischen, epischen, dramatischen Kunst arbeitet!" —

Ruhet alle sanft in ewigem Frieden, mein freundlicher Halm! mein teurer Carlopago, und auch Du, meine arme, von Halm travestierte „Dido"! — ruhet sanft!

XLIII.

Friedrich Hebbel.

1863.

Meine Begegnungen mit Friedrich Hebbel hatte ich in einer eingehenderen Darstellung festgehalten, deren Manuskript mir jedoch leider abhanden gekommen ist, daher ich dieselbe hier nicht mitteilen kann. Der Biograph Hebbels, der verstorbene Emil Kuh, von welchem ersterer zwar keine große Meinung hatte[1]), erbat sich von mir — mit der Bemerkung, daß er die Notiz Hebbels gefunden, dieser habe den Stoff zu seinem letzten Gedichte (um dessen Quelle Kuh frug) durch mich erhalten — mein betreffendes Manuskript, von dem er hörte, zur Benützung, und ich war, trotz aller Bemühung nicht imstande, dasselbe später zurückzuerhalten, weder von ihm, noch aus seinem Nachlaß.

Ich hatte darin manches aufgezeichnet, was mir in genauerer Fassung entschwunden ist, daher ich auf eine Reproduktion des sich vielleicht doch noch Findenden verzichten muß. Auch mein letzter Besuch bei Hebbel in Wien — kurz vor seinem Tod — war erwähnt, wobei er mir (sein treuer Freund Brücke stand daneben), nur mühsam die Hand aus dem Bette reichend, fast mit heiterer Freundlichkeit sagte: „Schenken Sie auch einem Armen das Almosen Ihres Besuches —?"

Nach seinem Hinscheiden beantwortete die hochgeschätzte Witwe des genialen „Dialektikers der Leidenschaft" im modernen deutschen Drama, des herb-grandiosen, aber auch nicht des anmutigsten Reizes entbehrenden Hebbel, eine kurze Zuschrift von mir mit folgenden Worten:

---

[1]) Hebbel sagte von diesem — bei aller Geistreichigkeit — in produktiver Hinsicht zu seiner Qual Impotenten und infolgedessen meist neidisch-gehäßigen „literarischen Großtuer" — wie er genannt wurde — mir wörtlich: „Der hüpft auf die Achseln eines Andern, um sich — posaunend oder schmähend — bemerkbar zu machen." — Noch ärger ist ein mir von Otto Prechtler mitgeteiltes ungedrucktes Epigramm Grillparzers, welches beiläufig lautet:

Das Wissen vom Geschlecht — auf Sicherheit nicht poch's,
Der Eine nennt ihn Kuh, der Andere nennt ihn Ochs.

„Hochgeschätzter Herr Doktor! Meinen innigsten Dank für Ihre teilnehmenden Zeilen! — Wohl bedarf es der Zeit und der Freunde, um den großen Schmerz zu erleichtern und Kraft und Mut wieder zu gewinnen. Ihr Lied auf Holstein hat mein geliebter Mann noch mit vielen Vergnügen gelesen; von mir aber nehmen Sie den wärmsten Dank für Ihre herzlichen Denksteinverse. — In tiefster Betrübnis Ihre Ihnen dankbar ergebene Christine Hebbel. — Wien, am 31. Dezember 1863. —

Anstatt meiner verloren gegangenen Prosa-Aufzeichnungen über Hebbel, sei nun hier die bezügliche Elegie aus der „Auswahl" meiner Gedichte gebracht:

Linderung suchend im Schmerz des innerst siechenden Leibes,
  Der den kräftigen Geist Hebbels nur mühsam noch trug,
Kam er, noch spät im Herbst, ins quellendampfende Baden,
  Wo vor meinem Gemach plötzlich am Fenster er stand.
Freudig war ich erstaunt, den früher so knorrigen Menschen,
  Den ich niemals gesucht, den ich als Geist nur geschätzt,
So ganz anders zu seh'n als früher doch stets er gewesen, —
  Heiter und freundlich — ein Schwert, ruhend in samtener Scheid'. —
Gerne bot ich mich an — da er fremd und einsam hier weilte —,
  Ihm auf Weg und auf Steg führend Begleiter zu sein.
Lichte Stunden der Lust sind nun mir oftmal geworden,
  Schreitend im lieblichen Tal, sitzend im stillen Gemach.
Bände füllten sich an, wollt' Alles ich einzeln verzeichnen,
  Was der sprühende Geist hinwarf im heißen Verkehr.
Welt und Leben und Kunst und Staat und Herzensgeheimnis,
  Alles tauchte empor, leuchtend, aus flutendem Meer.
Unschätzbar bleibt mir's, was ich am Strand da gesammelt:
  Muscheln, Korallengewächs, Perlen — wie selten, so groß —
Eins nur sei hier erzählt, weil es so menschlich mich rührte,
  Eins nur sei hier bewahrt, sprechend als Zeuge für ihn —:
Wie er, besuchend das Haus meines längst verstorbenen Vaters —
  Das im grünen Gewog' schimmert des lachenden Tals —,
Aufmerksam sich besah, was Alles mein Vater gesammelt
  Aus dem Reich der Natur, aus dem Bereiche der Kunst:
Wie er mir da zuletzt — als meine vortreffliche Mutter
  (Die so Vieles verlor) dastand mit Thränen im Aug' —
Sie betrachtend, gesagt, mit mir nur hörbarem Worte:
  „Schauen wir, Dichter, dahier leibhaft den wirklichen Schmerz!" —
Wenige Wochen darauf — ach — fand ich, den Freund schon im Sterben,
  Und der leibhaftige Schmerz stand uns wohl Allen im Aug'.

XLIV.

Ferdinand Kürnberger.

1869.

Den bedeutend begabten, originell-geistvollen Schriftsteller Kürnberger, einen der brillantesten des älteren „jungen Oesterreich", lernte ich persönlich nur von seiner nicht unbekannten absonderlichen Seite kennen. Nebst jedenfalls entschieden habitueller Anlage dazu, war gewiß auch sein Lebensgang auf holperigstem Weg, offenbarer Grund für seine abnorme Art, die sich mehr im Leben als in seinen — bei manchem kapriziösen Geistgefunkel — im ganzen doch ernst- und tiefgegriffenen Arbeiten zur Erscheinung brachte.

Ganz kurz seien hier ein paar besonders drastische Aeußerungen dieser seiner Lebensart oder Unart gegeben, die ich nach voller Tatsächlichkeit erzähle.

Ich traf Kürnberger zuerst gegen Ende der 60. Jahre bei Heinrich Landesmann-Lorm zu Baden, meiner Geburtsstadt, wo letzterer damals mehrere Jahre hindurch wohnte, und wo Kürnberger den halb blinden und ganz tauben, doch immer vieltätigen feingeistigen Poeten und Kritiker, von Wien aus, öfter besuchte. Er kam hauptsächlich, um diesem literarischen Pessimismus-Partner auch als Partner im Schachspiel sich zu gesellen, und ihm damit erwünschte Zerstreuung zu bringen.

Mehrere Tage nach dem ersten Zusammentreffen, begegnete ich Kürnberger auf dem „Neuen Markt" zu Wien. An mir vorübergehend und keinen Augenblick stehen bleibend, rief er mir hastig zu: „Drei Husaren — gut!" — und verlor sich in der wogenden Menge. Verdutzt nachsinnend, bekam ich endlich heraus, daß sich seine Worte auf ein diesen Titel führendes Gedicht in meiner 1865 erschienenen „Gedichte-Auswahl" beziehen mochten — die er, wie ich dann hörte, bei „Lorm" durchgeblättert hatte — welches kleine Poëm dem sonst sehr Gestrengen besonders gefallen haben mag.

Bald darauf, eines Tages frühmorgens, klopfte es in Baden an meiner Tür. Als auf mein lautes „Herein!"-Rufen niemand eintrat, ging ich zur Tür, und sie öffnend, sah ich die kleine, etwas „untersetzte" Gestalt Kürnbergers mit dem fast stumpfen Angesicht, aber mit hoher Stirn

und mit lebendig blickendem lichten Auge, an der Schwelle. Vor der Türe stehen bleibend und ohne zu grüßen, stieß er — in seiner Art, zu sprechen — mit der Zungenspitze die Worte heraus: — „Wir wollen spazieren gehen!"

„Sehr gerne!" — antwortete ich, bewillkommend — „nur muß ich mich erst zurecht machen. — Bitte, hereinzutreten!"

„Will hier warten!" — entgegnete er, und begann im Vorhaus, auf und ab zu schreiten.

Ich beeilte mich, und wir gingen bald auf die Straße. Ich schlug vor, durch den Stadtpark auf den „Kalvarienberg" zu steigen, von wo aus wir prächtige Aussicht und die Wahl unter mehreren lohnenden Wegen durch Berg und Tal hätten. Er war einverstanden, und wir gingen dem Stadtpark zu. Am Weg dahin fiel ihm die Tafel des „Lesevereins" in den Blick, und er äußerte plötzlich: „Wir wollen Zeitungen lesen!"

Ich führte ihn ins Lokale, und — dort durch das Spielzimmer gehend, in welchem bereits der Oberst N. mit einem mir Fremden Schach spielte, blieb Kürnberger am Spieltisch stehen und sagte, einen Blick aufs Spiel werfend, zum alten, gerade einen Zug machenden Oberst —: „Was machen Sie da?!"

Verwundert lächelnd, schaute der Angesprochene — der den Interpellanten, als mit mir eingetreten, respektierte, das Spiel unterbrechend, zu demselben empor, erhob sich und lud mit artiger Handbewegung ihn ein, sich zu setzen und an seiner Stelle weiter zu spielen.

Das tat nun Kürnberger auch ohneweiters, und er vertiefte sich ganz ins Spiel.

Ich sagte ihm nun, daß ich ihn im nebengelegenen Lesezimmer erwarte. Nach einer Viertelstunde beiläufig, als er noch immer nicht gekommen war, schaute ich ins Spielzimmer hinaus. Da war aber Kürnberger nicht mehr zu sehen. Die beiden Spielenden lachten über den sonderbaren Mentor, der plötzlich aufgeschnellt und fortgegangen sei. Vom Vereinsdiener im Vorzimmer konnte ich nichts weiter erfahren, als daß der mit mir Gekommene rasch über die Stiege hinab geeilt. Verdutzter als damals wegen der „Husaren", suchte ich den ganzen Stadtpark ab, konnte aber von Kürnberger keine Spur mehr finden, weit und breit.

Und seitdem habe ich ihn nie mehr wiedergesehen!

Bei jeder Wienerfahrt schaue ich aber mit Teilnahme auf den Mödlinger Friedhof hinüber, wo der im Jahre 1879 verstorbene Aermste mit dem reichen Geiste begraben liegt; und ich kann mir als nicht unmöglich denken, daß er — der einmal bei Kaulbach in München gerade zur Essenszeit Gekommene und zum Dazusetzen Geladene, den Löffel zum Mund führend, ausgerufen haben soll: „Pfui! was haben Sie für eine garstige Suppe!" dann Hut und Stock nahm und fortging — daß Kürnberger, im Herannahen des Endes, sich nach der Wand wendete, und mit dem letzten Atemzug, vergehend ‚rief: „— Pfui! was ist das für eine garstige Welt!"

XLV.

Ada Christen.

1872.

Die 1844 zu Wien geborene, zuerst als Schauspielerin und dann als Dichterin gleich durchschlagend mit ihrem ersten Gedichte-Bändchen „Lieder einer Verlorenen“ (1868) aufgetretenen Ada Christen war, bei natürlich-liebenswürdiger Einfachheit, eine wahrhaft dichterische Persönlichkeit, an der nichts gemacht erschien.

Unter meinen zahlreichen, an mich selbst gerichteten bemerkenswerten autographischen Briefen befinden sich auch ein paar freundliche, bereits vor Jahrzehnten geschriebene Zuschriften dieser — unter vieler Teilnahme — im Frühjahr 1901 — als Gattin des Rittmeisters Breden verstorbenen Tochter Christiane des Wiener Kaufmannes Friderik, welcher infolge seiner Teilnahme an der freiheitlichen Bewegung des Jahres 1848 eine Freiheitsstrafe verbüßte, wodurch sein Geschäft zugrunde ging.

Der erstere dieser Briefe vom 26. Februar 1872 war kurz gefaßt und er sprach den verbindlichsten Dank für die ihr gemachte Sendung meines 1870 in zweiter Auflage erschienenen Ghaselen-Zyklus „Offenbarungen“ aus. Ich hatte die damalige junge Witwe (sie war seit 1864 mit dem schon einige Jahre darauf gestorbenen ungarischen Stuhlrichter v. Neupauer verheiratet gewesen) persönlich kennen gelernt, und die Dank-Zeilen der schätzenswerten Frau haben das besondere Interesse, daß dieselben in ungemein bescheidener Weise der Hochbegabten, die doch schon durch ihre ersten Flügelschläge sich einen nicht unbedeutenden Namen gemacht, tiefernstes Streben nach künstlerischer Ausbildung lebhaft zum Ausdruck bringen.

Da dieser für ihr inneres Wesen so entschieden erfreulich sprechende kleine Brief in Bezug auf ihre dichterische Entwicklung nicht ohne Bedeutung ist, so sei er hier wörtlich mitgeteilt:

„Sehr geehrter Herr! Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Dank für Ihr selten schönes Buch ausspreche. Ich habe es in einem Zuge gelesen und war wie betäubt von dem großem Ein-

drucke Ihrer herrlichen klaren Gedanken. Ich danke Ihnen vom Herzen für den Genuß, und schäme mich fast, Ihnen nichts bieten zu können, als meine formlosen Lieder. Vielleicht bringe ich bald etwas, das, unter dem Einflusse wahrer Kunstwerke entstanden, ein würdigeres Gegengeschenk für Ihre „Offenbarungen" bildet. — Mit Dank und aufrichtiger Verehrung Ada Christen."

Weiter schrieb sie mir — nachdem ich ihr, auf mir gemachtes Ersuchen, für das von ihr redigierte Wiener Blatt „Plaudereien" ein Gedicht „Plaudere", und nachträglich eine Wort-Aenderung dazugeschickt hatte — folgendes:

„Wien, 22. Jänner 1873.

Hochgeehrter Herr Kollega! Das Gedicht war leider schon gedruckt; ich konnte die Korrektur nicht mehr vornehmen.

Das Gedicht ist so schön, daß ich stolz bin auf derselben Seite mit Ihnen zu sein.

Ich danke Ihnen von ganzen Herzen für die Zusendung, lassen Sie es nicht die letzte sein.

Ich laborierte fast 8 Tage an Schnupfen und Migräne, so daß ich nichts lesen und nur das Notwendigste schreiben konnte.

Die Sulamith[1]) kenne ich erst am Scheitel, aber schon ist dieser so schön, daß ich mich auf den heutigen Genuß dieser biblischen Schönen herzlich freue.

Das Blatt wird Ihnen wohl zugekommen sein. Bitte, schenken Sie uns für die nächste Nummer wieder etwas, und wenn Sie 'mal einen kleinen Prosa-Aufsatz haben — kurz, was Ihnen beliebt, so vergessen Sie uns nicht.

Demnächst bespreche ich gleich das Büchlein im „Ung. Lloyd" und „Plaudereien" u. s. w.

Mit Dank, Gruß und Hochachtung A. Christen."

Diese Mitteilungen mögen zugleich zur herzlichen Erinnerung an die Verewigte — die ich schon im Anfang unseres Bekanntseins, bei übrigens gutem Aussehen und erfreuendem Humor, als Brustleidende bedauern mußte — und zur aufrichtigen Würdigung der vortrefflichen Eigenschaften der, nach langwierigem Leiden hingegangenen, echt wienerischen Dichterin dienen, deren Schriften, wie ein richtiges Urteil über sie lautet: „Durch rücksichtslose Offenherzigkeit, heiße Leidenschaft und dann wieder schonungslose Selbstanklage" einen bedeutenden Eindruck machten.

---

[1]) Meine epische Bearbeitung des „Hohen Liedes" in Nummer 412 von Reclams „Universal-Bibliothek": „Erzählende Dichtungen".

XLVI.

Karl Ludwig Bernays.

1874.

Wer erinnert sich jetzt noch in der wogenden, stets von tausend Bildern durchzogenen, leichtlebigen Metropole an der Donau des kleinen, untersetzten, geistvoll-lebendigen und warm-tätigen Charles Louis Bernays, des aus der Ferne gekommenen staatsmännischen Publizisten, der im brausenden Befreiungsjahre 1848 einige Zeit in offizieller Funktion zu Wien geweilt?

Mir war er mit seiner ganzen Vortrefflichkeit erst im Jahre 1874 persönlich bekannt geworden, als er zu jener Zeit ein paar Wochen in meinem Geburts- und Wohnort Baden bei Wien geweilt, wohin er zu dem damals daselbst wohnenden Börnstein zum Besuch gekommen.

Da wenige seinen bewegten Lebensgang kennen und die Lichtspur sehen, die sein Menschheit-förderndes Feuerwesen zurückgelassen, so sei hier kurze Andeutung davon gegeben.

Karl Ludwig Bernays war 1815 zu Frankenthal in der Rheinpfalz geboren und hat sich als prächtiges Rheinlandsgewächs wacker ausgegohren und geklärt. Er hat früh das Rechte getroffen und das Rechte war für ihn — den Juristen — die Publizistik, die journalistisch-literarische Wirksamkeit, mit entschieden fortschrittlichen Zielen, und dieß, bei seiner philosophisch-wissenschaftlichen Bildung und bei seinem warm pulsierenden Herzen, in umfassend praktischer Weise und in edelster, bester Art. Bereits 1845 war Bernays verantwortlicher Redakteur der bekanntlich in jenem Jahre von dem rührigen (noch bis zu seinem 1892 zu Wien in hohem Alter erfolgten Tod als Korrespondent nordamerikanischer deutscher Blätter tätig gewesenen) Heinrich Börnstein zu Paris gegründeten Zeitschrift „Vorwärts“, zu deren Mitarbeitern Heine, Herwegh, Ruge gehörten. Zu Ende 1846 ging der „Vorwärts“ in die Hände Bernays über, und und als das Blatt einen Kommentar zu dem Attentate des Bürgermeisters Tschech auf den König von Preußen brachte, wurde Bernays durch den preußischen Gesandten in Paris verfolgt und zu zweimonatlicher Haft,

sowie zu einer Geldstrafe von 3000 Francs verurteilt. Der zeitgeschichtlich interessante „Vorwärts“ ging ein.

Nach der Februar-Revolution 1848 wurde Bernays, der mit den Leitern der Bewegung persönlich befreundet war, als Geschäftsträger Frankreichs nach Wien gesendet. Nach kurzem Verweilen auf seinem Wiener Posten — wo er vielfach politisch wirkte und z. B. auch Pulsky im Oktober zur Flucht verhalf — mußte Bernays aus Wien fliehen. Seine Pariser Freunde setzten es durch, daß er zum französischen Konsul in Jacmel (Hayti) ernannt wurde. Er schiffte sich nun für New-Orleans ein, um von hier aus seinen Bestimmungsort zu erreichen. Kaum in New-Orleans angekommen, wurde Bernays und seine Begleitung vom Fieber befallen, weßhalb er seine Resignation einschickte und sich einem nördlicheren Landstriche zuwendete. Als Heinrich Börnstein drei Monate später in New-Orleans ankam und vernahm, daß Bernays nördlich gegangen sei, schlug er denselben Weg ein und vereinigte sich mit ihm in St. Louis. Durch die damals (1849) dort herrschende Cholera wurden sie jedoch bewogen, im nahen Highland Zuflucht zu suchen.

Als 1850 Börnstein die Redaktion des in St. Louis erscheinenden, weitverbreiteten und einflußreichen „Anzeiger des Westens“ übernahm, welches Journal derselbe erwarb und bis 1861 mit hohem Verdienst um das Deutschtum in St. Louis führte, stand ihm seit 1857 Bernays als Hilfsredakteur zur Seite, welcher letztere — nachdem er im großen Kriege der Union, in den 60-er Jahren, Oberstlieutenant-Zahlmeister und dann amerikanischer Konsul in Zürich gewesen (während Börnstein Oberst des von ihm errichteten Regiments war) — bis in die 70-er Jahre Miteigentümer des Blattes blieb.

Nach einer europäischen, auch Wien berührenden Tour, die Bernays gegen die Mitte der 70-er Jahre als Abgeordneter der großartig organisierten Schulbehörde in St. Louis unternahm, zog er sich aus diesem Verhältnisse zurück und schrieb, mit unverwüstlich jugendlicher Lebendigkeit, in ununterbrochener Folge für mehrere Blätter der Vereinigten Staaten, besonders aber für den in Chicago mit der „Illinois Staatszeitung“ erscheinenden „Westen“, die interessantesten, kenntnisreichsten und geistvollsten Reiseberichte, Rückblicke, politischen und philosophischen Erörterungen, Schilderungen über Kunst, Länder, Völker und Personen und dies immer im Sinne der Förderung des Völkerglücks und der menschheitlichen Erhebung zum Licht. Welche Fülle von Geist, Gemüt und gediegensten Erfahrungs-Resultaten in diesen zahlreichen Ausflüssen seines ungemein beweglichen Ingeniums niedergelegt ist, kann nur derjenige beurteilen, der Gelegenheit hatte, die populär geschriebenen, auf einen großen Kreis wirkenden Arbeiten dieses mit enormer Leistungsfähigkeit begabten Volksmannes — der auch im musikalischen Kunstfache sehr gebildet war — besonders zu verfolgen. Und ich hatte auch Gelegenheit, vieles aus seinem eigenen Munde in lebendigster Weise zu vernehmen.

Und dieser reiche, volle, lichtzuckende Geistes- und Herzensstrom, der aus dem besten, liebenswürdigsten, treuesten Wesen brach und seine schwertgleich kämpfende Feder durchbebte, ist nun (1879) versiegt für ewig! — Eine sieben Monate lange schwere Krankheit, während welcher seine zitternde Hand noch die in der Nummer des „Westen" vom 6. April 1879 mitgeteilte Beschreibung der an ihm vollzogenen Operation mit der das Brustwasser abzapfenden Saugpumpe „Dieulafoy" trefflich hinwarf, legte den, trotz schon jahrelanger Kränklichkeit, immer heiter Strebenden am 22. Juni desselben Jahres zu St. Louis auf die unerbittlich entführende schwarze Bahre.

Zu seinem 60sten Geburtstage am 21. Dezember 1875 hatte ich für ein deutsches Blatt in den Vereinigten Staaten ein Poëm an ihn geschrieben, welches ihm, wie den Seinen und seinen Freunden, viele Freude machte und welches Festgedicht — dessen Endstrophe, mit dem Wunsch für ein langes mildes Greisenalter sich leider freilich nicht verwirklichte — hier zum Schluß dieses seinem bleibenden Andenken gewidmeten Erinnerungsblattes noch folgen möge —:

Im Westen weit, wo freihin kreist
Der Aar der neuen Welt,
Da schlug ein edler deutscher Geist
Einst auf sein Lebenszelt.
Er strebte treu, zu jeder Frist,
Der besten Tat nur zu, —
Und weißt Du, wer der Edle ist —?
Der Edle, Freund, bist Du!

Der Jahre sechzig zählst du heut';
Und blickst Du still zurück
Auf Deine Bahn — Du siehst erfreut:
Dein Ziel war Menschenglück;
Im Geisteskampf des „Vorwärts" schon —
Entflammt einst zu Paris —,
Sowie im Krieg der Union,
Und jetzt zu St. Louis.

Du bist der Edlen Einer, die
Des Geistes heil'ges Licht
In Lieb' verbreiten, säumend nie,
Erfüllend hohe Pflicht.
Das Antlitz strahlt im Feuer Dir
Der Priester, die — geweiht —
Der Menschheit heil'ge Flamme hier
Treu hüten, alle Zeit.

Dir zuckt der Funke durch das Haupt,
Der aufhellt, wo noch Nacht,
Den kühn einst Prometheus geraubt,
Der uns das Licht gebracht.

Doch blitzt er nicht als Licht allein
  Dir um das Angesicht, —
Aus Deiner Brust, mit Flammenschein,
  Erwärmend er auch bricht. —

Wohlan! wohlan! — das Schicksal sei
  Dir hold! — es komm' Dir sacht
Das Alter, mild in Ruh', herbei,
  In Abenddämmerungs-Pracht.
Und oft aus fernem Westen trägt
  Dein Geist Dich heimatwärts,
Wo Dir an Rhein und Donau schlägt,
  Gar laut, manch' Freundesherz!

XLVII.

Georg Vierling.

1875.

Der erfolgreichst tätig gewesene Komponist Georg Vierling (geb. am 5. September 1820 zu Frankenthal in der Pfalz, gest. am 1. Juni 1901 in Wiesbaden) lebte — nachdem er als königlicher Musikdirektor 2c. zu Berlin von dort weggezogen war — in der ersten Hälfte der 70=er Jahre längere Zeit in unserer niederösterreichischen Heilquellenstadt Baden. Ich verkehrte da viel mit dem geistvollen Musiker, der auch zwei Lieder von mir für dreistimmigen Frauenchor: „Tanzlied" und „Meerfrauen=Gesang", Opus 54, bei Schott's Söhne in Mainz erscheinen ließ, welche seine Art von Chören (s. die „Signale für die musikalische Welt", 1901, Seite 628), „eine solche Fülle blühender Phantasie und vornehmer Charakteristik zeigt, daß diese Schöpfungen zu den Besten gehören". — Das Urteil über seine Bedeutung lautet: „Als Komponist gehört Vierling der älteren Richtung an; seine Werke zeichnen sich durch Klarheit der Form und meisterhafte Satzart aus. Seine drei großen Oratorien „Der Raub der Sabinerinnen", „Alarich" und „Konstantin" haben zahlreiche Aufführungen in ganz Deutschland erlebt." (Vgl. „Das goldene Buch der Musik". Berlin und Stuttgart, 1900, Nr. 1267, wo auch das treffliche Bildnis des liebenswürdigen Alten gebracht ist.)

Sein Geist und sein tief, hoch und weit blickender musikalischer Sinn zeigt sich besonders in den Briefen, die ich von ihm — nachdem er Baden wieder verlassen hatte — aus der deutschen Ferne erhielt. Er schreibt:

„Neuenheim bei Heidelberg, 24. Mai 1876.

Verehrter Freund!

Vielen herzlichen Dank für das prächtige Poëm[1]), das mir jetzt wieder den gleichen Eindruck machte, wie bei seiner ersten Bekannt=

[1]) Es war meine ihm schon früher vorgelesene Dichtung: „Symphonie vom Weltgeschick."

schaft und beredtes Zeugnis gibt, daß weder der Staub der Rathaus-Pergamente, noch sonst alte schweinslederne Folianten als Stadtarchivar Ihrer schöpferischen Ader etwas anhaben können.

Wohl erinnere ich mich unseres letzten Gespräches über eine neue Art von Verschmelzung dichterischer und musikalischer Kunst. Daß ich über die prinzipielle Richtigkeit ganz im Reinen wäre, kann ich leider noch immer nicht behaupten. Nur so viel weiß ich, daß die neue Behandlungsweise dem Musiker große Selbstverleugnung auferlegt, sofern er bei ganzen Partien sich mit Absicht unterordnen muß, was ihm wiederum leicht als unabsichtliche Schwäche ausgelegt werden dürfte[1]). Immerhin werde ich die Sache noch im Kopfe herumwälzen, und bin Ihnen jedenfalls für Ihr gütiges Zutrauen überaus verbunden.

Vorderhand stecke ich bis über die Ohren, und noch auf längere Zeit, in der Korrektur meiner „Sabinerinnen"[2]). Es ist etwas Trauriges darum, daß das moderne Musikwerk so viel materiellen und technischen Apparat verlangt, daß schon dadurch eine reichere Produktivität gehindert ist. Wenn da nun ein Händel zirka 80 Opern und einige 20 Oratorien, Cantaten 2c. fertig brachte, so gelangte ein Meyerbeer u. a. bei langem Leben kaum zu 10 großen Werken überhaupt. Dazu kommt die Sorge und Pein um Ermöglichung von Aufführungen, die, weil es den Vereinen teils an Geld, teils an ausführenden Kräften fehlt, noch ungleich größer ist, als bei Opern. Der Kampf mit Dummheit und Intrigue bleibt sich bei beiden Gattungen gleich. — Unter solchen Umständen kann ich mich, zumal ich kein Jüngling mehr, nicht leicht zu einem ähnlichen Werk, wie

[1]) Aehnlich äußerte sich mir gegenüber auch der starkgeistige Komponist und Klaviervirtuos Anton Rubinstein — als ich ihm bei einer zufälligen Begegnung auf seine Anfrage nach einem Operntext das Manuskript meines (bis heute noch unbenützten) musikalischen Dramas „Winfried" lieh, indem er mir schrieb:

„Wien, den 17. Juli 1868.

Sehr geehrter Herr!

Herzlichen Dank für die Uebersendung Ihres schönen Gedichtes „Winfried." Musikalisch läßt es sich schwerlich bearbeiten, besonders in der Weise, wie Sie es in der Vorrede andeuten, da darin die Musik eine zu untergeordnete Rolle spielen müßte; — nur als Oper könnte sich ein Musiker dazu verständigen, es zu bearbeiten. Da müßte aber das Gedicht eine vollkommene Umarbeitung, ja, Umgestaltung erleiden; und das wäre wieder für dasselbe, wie es vorliegt, schade; denn als solches ist es ein vollkommenes Ganze und darf keine Aenderung erleiden.

Wenn Sie je unter Ihren Arbeiten eine haben werden, die nach Musik verlangt, und dabei an mich denken wollen, so werde ich sehr geehrt sein. Bis dahin genehmigen Sie die Versicherung der hohen Achtung, mit der ich verbleibe

Ihr ganz ergebener

Anton Rubinstein."

[2]) Dies sein bedeutendes Tonwerk war im Februar vorher zu Bremen mit ganz außerordentlichem Beifall aufgeführt worden.

das eben erscheinende, entschließen, ehe ich damit einigermaßen in weitere Kreise gedrungen.

Wie steht es mit dem „Dornröschen“? Wird es gedruckt? Können Sie mir nicht den Text einmal mitteilen?[1])

Vom Bruder unsers Bernays (siehe hier vorne) habe ich gehört, daß Ihnen indianische Sendungen bevorstehen.[2]) Über Ihr Gedicht zu seinem 60. Geburtstag hat er sich sehr gefreut.

Führt Sie Ihr Weg nicht einmal an meinem Landsitz vorbei? Ich will sehen, ob ich nicht irgend einen Pfahlbau am Neckar entdecke; dann darf ich wohl sicherer Ihres Besuches gewärtig sein.

Der Wonnemond erinnert diesmal an lucus a non lucendo, und soll leider bei Ihnen auch nicht viel erfreulicher gewesen sein. Viel liegt am Ende nicht daran, so lange wir uns selber tapfer halten; und ich hoffe, daß wir beide noch eine Weile frisch bleiben, „des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen“.

Herzlichen Gruß von Ihrem aufrichtig ergebenen

G. Vierling.“

Neuenheim bei Heidelberg, 13. Juni 1876.

Verehrter Freund!

Tausend Dank für Ihre poetische Zusendung. Unwohlsein hat mich abgehalten, Ihnen schon früher zu antworten.

Die Gründe, die mich vorderhand abhalten, wieder an ein großes Werk zu gehen, habe ich schon früher versucht, Ihnen darzulegen. An den „Sabinerinnen“ habe ich 2 Jahre gearbeitet und 2 Jahre sind schon bald wieder herum, bis es zu einer ersten Aufführung gelangte, und bis es im Druck erschienen ist. Nun fragt sich erst, wie der weitere Erfolg sich gestalten wird; und auf wie viel Jahre darf man überhaupt noch rechnen, wenn man den Sechzigen näher ist als den Fünfzigen. Da wird man denn etwas vorsichtiger, als der Jugend eigen ist, oder anderseits — dem Genie, das dämonisch beherrscht wird von seinem künstlerischen Antriebe und darum schafft, weil es muß.“ —

Der ernst angelegte Freund sagt in diesem seinen Schreiben, welches sein tiefes Eingehen in meine demselben nun im vollständigen Manuskript mitgeteilte Symphonie-Dichtung zeigt, weiter:

„Speziell Ihre Idee anlangend von der „Symphonie des Weltgeschicks“, so würde das ein Werk werden, in welchem sich Poesie mit Musik noch viel

---

[1]) Mein „Dornröschen“, Deutsches Frühlingsmärchen, für Musik bearbeitet, für Chor, Solo und Orchester komponiert von Franz Mair (Chormeister des „Schubertbundes“ in Wien), wurde am 25. März 1876 mit bedeutendem Erfolg im großen Saal der Wiener „Gesellschaft der Musikfreunde“ aufgeführt.

[2]) Derselbe sendete mir aus St. Louis eine größere Anzahl von wertvollen Stein-Artefakten der paläolithischen und neolithischen Zeit 2c., aus prähistorischen Grabhügeln verschiedener nordamerikanischer Indianer-Gebiete.

enger durchdrängen, als in Beethovens Neunter, in welcher der Gesang nur als Anhang, letzter Satz, erscheint, und gleichwohl schon die größten Bedenken erregt, wenn auch das Ganze, als ein Werk von Beethoven, immer seine subjektive Berechtigung behält, weil auch ihm der Stempel des Genies aufgeprägt ist. Ueberall, wo die menschliche Stimme auftritt, da ist sie so gewiß Alleinherrscherin und drängt das Instrumentale in den Hintergrund, als der Geist Herr über die Natur ist. Sobald also Gesang, zumal Chor, bloß erklungen wäre, würde der Sinn von weiteren instrumentalen Entwicklungen, gleichsam nur Schattenrissen geistigen Ausdrucks, unbefriedigt bleiben, während in der Form von Vor- und Nachspiel, als Begleitung ein günstiger Hintergrund (der eben nicht selbständig wirken will) immerhin geschaffen wird, auf welchem sich menschliche Gestalten vorteilhaft abheben.

Wenn ich nun aber von der Form einer — wie soll ich mich ausdrücken — quasi Symphonie-Cantate absehe, so fragt sich, ob sich Ihre textliche Idee nicht als eine ganz moderne (vom Kirchlichen losgelöste, aus einer Art Kultus des allgemeinen Menschentums entsprungene) Cantate hochsittlichen Inhalts behandeln ließe.

Da liegt nun die Schwierigkeit darin, daß schon der Dichter leicht ein zu abstraktes, nach Philosophie schmeckendes, wenn auch noch so geistreiches Wesen hineinbringt, dem ihrer Natur nach die Musik widerstrebt." (Es folgen nun eingehende Bemerkungen und schätzbare Andeutungen über den Text, den er als „nicht bloß poetisch gedacht und gefühlt, sondern auch fast durchgängig als außerordentlich musikalisch" bezeichnet.)

Leider kam es — obwohl das nicht die letzte briefliche Berührung war, nicht mehr dazu, daß mein Poëm von dem wie dafür Geschaffenen auch mit Flügeln des Klanges beschwingt worden wäre; aber der von ihm so tief erkannte und gewürdigte Text sei hier zum erstenmal in die Öffentlichkeit gebracht.

Die Symphonie vom Weltgeschick.

Für Orchester, Chöre und Solo-Gesang.

I.

Ertönen der Sphären. Der ewige Weltgedanke spricht sich — durch steigende Empfindungswellen mit machtvollem Schwung zuerst bloß in Tönen geltend gemacht — nach gewaltigen Fluten der Klänge, zuletzt in musikalisch-gehobenen Worten aus.

Weltgeist.

Ich war und bin und werde sein,
Durchdring' die Welt mit Liebesschein.

(Im ganzen Weltraum klingt es in vielfältigen Schwingungen nach.)

Geister des Lebens.

Von Urzeit her wogten die Kräfte all'
Und steigen und sinken in tönendem Schwall.

(Weltdurchflutendes Gewoge im Aufklang grenzenlosen Sehnens.)

Menschheit.

Wir schmachten
Und trachten
Gar bang,
Wir singen
Und ringen
Voll Drang!

(Mehrmaliges Aufklingen dieses Rufes männlicher und weiblicher Stimmen.)

Weltgeist.

Strebt All' mit Macht!
Zum Licht aus Nacht!

(Widerhall von allen Sternen.)

II.

Lenzerwachen. Lüfte klingen. Vögel singen.

Frühlingsgeist.

Der Lenzgeist bin ich, der Frühling zieht ein —
Auf, Menschheit! herbei nun zur Lust, mit Schalmei'n!

Den letzten Vers wiederholen Chöre der Frühlingsgeister.
(Volles Aufrauschen der Lust in Munterkeit und Scherz.)

Weltgeist.

Verbringt die Frist der Lebenszeit
In Lieb' und schöner Heiterkeit!

(Das Lustgefühl schwingt sich bis zu aufjauchzenden Tanzrhythmen auf.)

Menschenvolk.

Wohlauf! laßt uns schwingen
In seligen Reih'n!
Wir springen und singen
In's Lenzland hinein!

(Wonniges Austönen der Freude, mit schalkhaftem Schluß).

III.

Hereinbringen wehmütiger Stimmung.

Ruf aus der Tiefe.

Die Menschheit ringt,
Die Menschheit strebt. —
Doch stets verschlingt
Der Tod, was lebt!

(Erklingen tiefinnerster Schmerzenstöne).

Menschheit.

Was frommen alle Wonnen?
Was frommt uns alles Glück?
Das Sein, in Nacht begonnen,
In Nacht sinkt es zurück!

(Der Gramgedanke der Kreatur wälzt sich düster fort.)

Weltgeist.

Was Anfang hat, das hat nur Frist!
Nur, was ohn' Anfang — endlos ist!

Menschheit.

Das Sein, in Nacht begonnen,
In Nacht sinkt es zurück!

(Forttönendes Weh.)

IV.

Ernstes Zusammenfassen des Lebensgefühles in kräftigen Zügen.

Geister des Lebens.

Fügt Euch darein, —
Ewig wird's sein! —
Wehmut, vergeh' — !
Lust folgt auf Weh!

(Mächtiges Ringen der Leid- und Freudgedanken.)

Weltgeist.

Strebe, Menschheit! strebe! strebe!
Und im Streben freudig lebe!

(Beruhigung und schwellender Aufschwung aus heiterer Resignation zu beseligter Empfindungs-Höhe).

Menschheit.

Wohlan! wohlan! wir sind bereit —
Durch Freud' und Leid des Seins gefeit, —
Zu edlem Tun in aller Zeit!

(Tränenerstickender triumphierender Abschluß).

XLVIII.

Alexander Wheelok Thayer.

1878.

Der im Jahre 1817 geborene und 1897 gestorbene, seit 1864 als amerikanischer Konsul in Triest angestellt gewesene, bekanntlich hervorragende Beethoven-Biograph Thayer, besuchte mich 1878 in unserem Baden bei Wien, um sich über den vielmaligen Aufenthalt des Tonheros daselbst und über alles damit Zusammenhängende genau zu informieren. Ich konnte ihm, der im Besitz der von mir im Jahre 1870 erschienenen Monographie „Beethoven in Baden" war (die 1902 in zweiter ergänzter Auflage erschien), allerlei aus persönlicher Erinnerung ausführlicher mitteilen, was in begreiflich sehr interessierte. Galten doch, nach einer zutreffenden Beurteilung, die „erstaunlichen Forschungen" Thayers „mehr dem Manne, als der Musik".

Schon am 14. Januar 1871 hatte er mir aus Triest nach Baden geschrieben:

„Geehrter Herr! Viel und herzlichen Dank für die klein Broschüre über Beethoven in Baden, mit welcher Sie mich beehrt haben. Ihre Teilnahme an meiner langjährigen Arbeit freut mich sehr. Es freut mich auch besonders, daß Sie die kleinen Tatsachen gesammelt haben und herausgeben, so anspruchslos und ohne alles „poetisieren". In den Händen eines anderen, welcher alles ausgeputzt (aufgeputzt) hätte, hätte die Arbeit keinen Wert; wie Sie es gemacht haben, ist es nicht nur interessant, sondern auch wertvoll.

Meine Beethovensche Biographie II. Band, wie ich neulich vom Verleger erfahren habe, geht in die Druckerei, und ich erwarte die Korrekturbogen täglich. — Ich hoffe, daß dieser Band allen Verehrern des großen Mannes Freude machen werde. Wenigstens viele Unrichtigkeiten aller vorhergehenden Biographen werden korrigiert, und manches Neue mitgeteilt.

Entschuldigen Sie mein Englisch-Deutsch. Ich weiß nicht, ob Sie meine Muttersprache verstehen. — Ich bin Ihr viel Dank schuldiger und ergebenster Alexander W. Thayer."

Den nächsten seiner Briefe erhielt ich erst am 20. April 1878 aus Triest nach Baden, der nachfolgenden Wortlaut hat:

„Geehrter Herr Rollett! Beim jetzigen Gebrauch Ihrer Broschüre „Beethoven in Baden“, welche Sie die Güte hatten mir 1870 zu schicken, bin ich erschrocken bei dem Gedanken, daß ich vielleicht damals nicht gehörigerweise meinen Dank dafür Ihnen ausgesprochen habe! Sollte dieses der Fall gewesen sein, bitte ich tausendmal um Entschuldigung.

Indem ich dieses schreibe, fällt mir ein, daß Sie vielleicht mir Auskunft geben können, ob es im Jahre 1822 oder 1823 war, in welchem im Stadttheater in Baden ein Konzert — wobei Beethovens „Prometheus-Ouverture“, eine Ouverture von Mozart aufgeführt wurden, Korn deklamierte, Merk spielte Violonzello, die Ungher und Sonntag sangen — stattfand. Es ist mir etwas darangelegen, das Jahr festzustellen Bei Ihrer großen Kenntnis alles Baden Betreffenden, hoffe ich von Ihnen die gewünschte Auskunft erhalten zu können, und würde Sie darum bitten, wenn es Ihnen nicht zu viel Umstände machen sollte. Jedenfalls bin ich dankbar für Ihre frühere Aufmerksamkeit und bleibe Ihr ergebenster

Alexander W. Thayer, A. St. Konsul.“

(Unter den von mir gesammelten, dem Stadtarchiv einverleibten älteren Badener Konzert-Anzeigen &c. — die solche von 1812 [Haydns „Schöpfung“] und mehrere aus den 20-er Jahren enthalten — war eine vom genannten Konzert nicht vorhanden.)

Am 14. Mai 1878 erhielt ich in Baden von Thayer das folgende Telegramm aus Wien:

„Treffe ich Sie morgen Vormittag gegen eilf Uhr in Baden —? Konsul Thayer.“

Ich antwortete umgehend: „Hochwillkommen zu jeder Stunde!“

Und so lernten wir uns endlich persönlich kennen. Zu meiner Freude darüber im allgemeinen, kam noch die besondere, in ihm eine auch äußerlich ungemein sympathische Persönlichkeit zu finden. Die fast etwas gehäbige, doch geistvoll lebendige Erscheinung mit den ebenso liebenswürdig als sinnvoll durch die goldgefaßten Gläser blickenden Augen nahm sogleich für ihn ein. Er war ganz so gewinnend wie seine Briefe. Bei unseren vielen Berührungspunkten war es natürlich, daß wir kaum fertig wurden im herandrängenden Schwall der Mitteilungen beiderseits.

Da ich diesen Tag unseres in jeder Hinsicht erfreulichen Zusammenseins auch sichtbar festhalten wollte, ersuchte ich ihn, mir ein Andenken in mein seit dem Anfang der 40-er Jahre geführtes Gedenkbuch freundlich zu hinterlegen, und er schrieb mir ein wahrhaft edles Zeichen seines Geistes hinein.

Der Wortlaut der wertvollen Einschreibung ist folgender:

Good Company.

Imitation of Saadi.

Why are, oh Nightingale, I cried,
Thy notes so rich, so pure, so unalloyed,
Like drops from some clear cuptal spring?

„Know thou, oh man“, the bird replied,
„All meaner songsters I avoid;
With Nightingales alone I sing!“

Baden, Mai 15. 1878. Alexander W. Thayer.

Ich sendete ihm nach Triest am 18. Mai 1878, nebst der verlangten Kopie eines Briefes von Beethoven, meine also lautende Uebersetzung der obigen Verse:

Gute Gemeinschaft.

Was ist, o Nachtigall — ich frage dich —
Dein Sang so reich, so rein, so edel, — sprich, —
Krystall'nen Tropfen gleich, im Frühlingsschein?

„Nun, wisse, Mensch!“ — gab's Vöglein zum Bescheid —
„All' das gemeine Sängervolk ich meid', —
Mit Nachtigallen sing' ich nur allein!“

Darauf schrieb er mir in seiner Muttersprache den folgenden — in möglichst genauer Uebertragung aus dem Englischen — also lautenden Brief aus Triest vom 14. Juni 1878:

„Mein lieber Doktor! Die Verzögerung meiner Antwort auf Ihren Brief war teilweise dadurch verursacht, daß ich seit meiner Rückkehr mit meinem Kopf viel leidend war, und teilweise durch die vielen öffentlichen Verpflichtungen, die ich hatte. Ich weiß, daß Sie mich entschuldigen werden, und meinen Dank für Ihre gütige Mitteilung annehmen, wenn er auch spät kommt.

Ihre Uebersetzung meiner Verse übertrifft, finde ich, das Original; Sie sind eben ein Poet, und ich bin es nicht. — Da meine Zeilen — offen gestanden — eine Nachahmung sind, wird es Ihnen vielleicht erwünscht sein, das was nachgeahmt ist zu erfahren. Ich fand es in Prosa und brachte es in Verse für das Album einer jungen Dame. Der Gedanke ist hübsch, aber meine Versifizierung ist nicht sehr erfolgreich.

Ich erinnere mich mit vielem Vergnügen an meinen Besuch in Baden, und wenn ich wieder nach Wien komme, werde ich Sie wieder sehen. Bis dahin verbleibe ich, lieber Herr,

Ihr aufrichtiger Freund

Alexander W. Thayer.“

Nach Jahren erst nahm ich Gelegenheit, mit dem hochgeschätzten fernen Freund wieder in Verbindung zu treten, und auf meine mit einem Brief begleitete Sendung erhielt ich folgendes Schreiben aus Triest, vom 6. November 1881:

„Mein lieber Herr! Mit sehr großem Vergnügen habe ich diesen Morgen Ihren Brief mit seinem Einschlusse erhalten. Er brachte mir die genußvollen Stunden lebhaft in Erinnerung, die ich mit Ihnen zu Baden am 18. Mai 1878 zubrachte und erweckte eine Sehnsucht, sie zu wiederholen. Aber unglücklicherweise ist das für jetzt nicht möglich. — Ich bin sehr überrascht, meine einfachen Album-Verse in Druck zu sehen, bekenne mich aber erfreut und geschmeichelt, daß Sie dieselben der Auszeichnungen würdig fanden, die Ihnen da gewährt wurde.[1])

Jetzt muß ich Ihnen etwas mitteilen, was ich gegenwärtig noch geheim gehalten wünsche; es ist folgendes: Ich finde es, so lang ich Konsul bleibe, unmöglich, dem restlichen Band meines Beethoven-Werkes Zeit und Studien zu weihen, und habe deshalb beschlossen, im Frühjahr mein Amt aufzugeben. Meine pekuniären Mittel sind so gering, daß ich es mit vieler Angst für meine Zukunft tue, denn ich habe keine Hoffnung, daß mein Buch jemals ein materieller Nutzen für mich sein wird. Und doch, — ich habe alle meine besten Jahre dem Werk gewidmet, warum sollte ich zögern, jetzt das nämliche zu tun? — Mein Unwohlsein ist ein fast immerwährendes Unbehagen im Kopf. Wenn ich frei bin von den Sorgen, Arbeiten und Verantwortlichkeiten meiner öffentlichen Stellung, hoffe ich mich in gewissem Grade von diesem Feind zu erholen, und dann wird das Beethoven-Buch bald beendet werden.

Sie waren so gütig, mir die Notiz über Beethovens „Ihr . . .“ 2c. zu schicken. Der Lärm, welcher deßwegen gemacht wurde, ist ein neuer Beweis, wie wenig das Publikum von meiner Arbeit weiß oder sich darum kümmert. Ich spreche davon in meinem „Chronologischen Verzeichnisse der Werke Beethovens“, Nr. 182, gedruckt 1865, und in meiner Beethoven-Biographie Band III, 297, und dennoch schreiben die Leute von einem neuentdeckten Werk Beethovens. Was für eine Aneiferung ist es, Jahre der Forschung und Arbeit zu widmen, während die Leute keine Notiz davon nehmen? Ich zweifle nicht, daß Sie dieselbe Erfahrung gemacht haben. Wir müssen die Entschädigung in der Freude an der Arbeit finden. Die Mühe haben wir, aber andere nützen uns aus und erhalten den Gewinn. Wenn ich ein Mensch wäre, der ein — wenn auch kleines Einkommen hätte, so daß ich von den Sorgen für die Kosten entsprechend behaglichen Lebens frei wäre, würde ich wenig an alles das denken; aber wenn ich solche — wie Nohl z. B. — mein Buch plündern sehe und dafür Geld gewinnen, so ist das nicht immer geduldig zu ertragen. Doch, genug davon. —

[1]) Ich hatte Thayers Verse mit Uebersetzung zum Abdruck bringen lassen, und zwar in Hugo v. Meltzls „Zeitschrift für vergleichende Literatur!“ Klausenburg 1878, Vol. IV., Nr. 3, S. 74.

Ich bin sehr erfreut, daß Ihre Gedichte in meinem Geburtsland einen guten Uebersetzer gefunden haben [1]), und ich wünsche nur, daß die Uebersetzung Ihnen dort nicht nur Ruf machen möge, sondern Ihnen auch in anderer Weise aufgewogen werde.

Für die warmen Versicherungen Ihrer Freundschaft bin ich dankbar und kann nur hoffen, daß ich sie einmal persönlich erwidern könne, entweder in Baden oder in Triest.

Ihr sehr aufrichtiger Freund

Alexander W. Thayer."

Begreiflich war ich über alles Günstige in diesem letzten Briefe ebenso erfreut, so wie betrübt über sein Uebelbefinden und die Unzufriedenheit mit seinen Verhältnissen, — aus welchen Mißständen der sonst so freudige Mensch und Forscher sich, wie es scheint, nie ganz befreien konnte, gleichwie er auch den IV. Band seines Lebenswerkes nicht ganz zum Abschluß bringen konnte.

---

[1]) Es waren in amerikanischen Blättern Uebertragungen meiner Gedichte von Henry Phillips in Philadelphia erschienen, die im Jahre 1887 daselbst gesammelt, herausgegeben wurden.

XLIX.

Dr. Adolph Fischhof.

1886.

Der fest und frei ausblickende, schon längst und nicht erst seit seinem Tode ruhmvoll der Geschichte Oesterreichs angehörige Politiker, Publizist und geistige Führer der österreichischen Demokratie, Dr. Adolph Fischhof, hatte auch ein volles, in warmer Umfassung tiefgehendes Verständnis und eine begeisterte Wertschätzung der lebendig gestaltenden Poesie. Und wenn auch ihm selbst keine poetisch-produktive Begabung zuteil geworden war, so gelang ihm bekanntlich doch manche versuchte Gelegenheitsstrophe ganz gut.

Nicht bloß der ihm gebührenden Verehrung wegen, sondern auch wegen seiner mir bekannt gewordenen verständnisvollen Freude an innerlich bewegter Dichtung schrieb ich zum 8. Dezember 1886, seinem 70. Geburtstage, an ihn die folgenden Strophen:

Der kühn das Wort gesprochen
Zu Wien, in jenem März,
Das rings das Eis gebrochen,
Begeisternd allerwärts, —
Nun bist Du siebzig Jahre,
Doch schlägt das Herz in Lust —
Gewiß —, trotz weißer Haare,
Dir jung noch in der Brust.

Wie nüchtern sind die Jungen
Jetzt All', an jedem Ort; —
Wie haben wir geschwungen
Das Schwert in Lied und Wort!
Statt freier Tat, sie hetzen
Sich selbst jetzt — schmählich schier —,
Und, ach, es hängt in Fetzen
Der Freiheit hehr' Panier!

Doch wir, wir letzten Alten,
Wir kämpfen fort und fort;
Und, harrend, treu wir halten
Das einst gegeb'ne Wort.

Wir glüh'n, bis All' zusammen
Sie wieder faßt der Mut,
Bis einst sie setzt in Flammen
Der Alten junge Glut!

Darauf erhielt ich von Fischhof das nachfolgende, seine ungeschwächte Begeisterungsfähigkeit wärmst offenbarende Schreiben:

Verehrter Herr! Wie sehr haben Sie durch Ihren poetischen Gruß mich erfreut! Das Lob eines echten Dichters ist die kostbarste Gabe; denn sie bereichert übers Grab hinaus. Auf den Schwingen der Phantasie trägt der Poet die von ihm Gepriesenen nicht nur zu den Höhen empor, sondern auch zu der Zukunft weitester Ferne hin. Nicht wer in der Geschichte, sondern wer im Gedichte fortlebt, bleibt dem Herzen des Volkes nah'. Der Historiker erzählt und erklärt, der Dichter besingt und verklärt.

„Si quid mea carmina possunt,
Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt"

sagt der römische Dichter.

Somit Dank, wärmsten Dank für ihre schöne Spende. Sie haben mir den Tag erhellt, der durch manche Reflexion, zu der er Anlaß gibt, eine Trübung erfährt.

Ich bleibe tief in Ihrer Schuld. Ihr verehrungsvoll ergebener

Emmersdorf, 8. Dezember 1886. Dr. Fischhof.

Zu meinem eigenen 70-sten Geburtstage, der am 20. August 1889 in überwältigend mich ehrender Weise gefeiert wurde, erhielt ich von Fischhof ein Bergblumen-Sträußchen mit den nachstehenden herzlichen Zeilen:

Verehrter Herr! Ich wünschte Poet zu sein, um Ihnen zu Ihrem siebzigsten Geburtstage eine so reiche und reizende Spende zu bieten, wie Sie einst mir aus Anlaß des meinigen; aber die Musen geleiteten mich nicht auf meinem Lebenspfade. So sende ich Ihnen denn, statt unvergänglicher Dichtungsblüten, kurzlebige Blümlein, die zum großen Teile aus felsigem Grunde emporgesprossen, von mir gepflückt und zu einem Miniatur-Sträußchen gefügt wurden. Ich will's zufrieden sein, wenn Ihr Auge auch nur mit flüchtigen Behagen auf diesen zarten Sendbotinnen ruht, die Ihnen meine herzlichen Grüße überbringen und in ihrer duftigen Sprache der Verehrung Ausdruck geben, die ich stets für den Dichter der „Frühlingsboten" und der „Kampflieder" gehegt und in aller Zukunft hegen werde.

Am 20. August 1889. Dr. Adolph Fischhof.

Bald darauf schickte ich dem „Eremiten von Emmersdorf" mit innigsten Dankesworten auch meine ihm wahrscheinlich noch unbekannt gewesenen „Deklamations-Gedichte", worauf er mir Nachfolgendes schrieb:

Hochverehrter Herr! Wärmsten Dank für die gütige Spende des Heftchens Ihrer „Deklamationsgedichte". Ich las diese, wie alles,

was Ihrer Feder entstammt, mit hohem Interesse und verdankte Ihnen reichen Genuß. Sie drückten allen das Gepräge Ihrer dichterischen Individualität auf, und doch hat jedes seine Eigenart. Als echter Künstler verstehen Sie es, mit einfachen Mitteln intensiv zu wirken. Wie ergreifend ist die so schlicht erzählte Geschichte von der Tochter des Franctireur! Wie tiefsinnig das Gedicht „Proteus —! Wie hehr klingen und wirken sie alle in unserer Seele nach! Und die Intensität und Nachhältigkeit der Wirkung sind die Wertmesser eines Gedichtes. Somit noch einmal wärmsten Dank!

Sobald mein Weg mich nach Wien führt, besuche ich Sie in Baden, um Sie zu sehen und Ihnen händedrückend sagen zu können, wie hoch ich Sie halte und ehre. Ihr warmergebener

Emmersdorf, 28. Oktober 1889. Dr. Fischhof.

Damals hatte er mir auch sein Bildnis in ganz außerordentlich trefflicher Photographie geschickt. Der herrliche kräftige Kopf macht durch den festen und zugleich milden Blick, durch das reich die freie Stirn umwallende weiße Haar und durch den breiten, feingewellten weißen Vollbart einen geradezu mächtigen Eindruck. Nach diesem Bilde sollte eine Büste Fischhofs angefertigt werden für das Denkmal auf seinem Grab, an dem wir am 28. März 1893 im Wiener Central-Friedhof innerlich bewegt standen.

Und zum Schluß dieser, eine noch nicht genug bekannte Seite seines alles Höhere tief und lebhaft erfassenden Wesens charakterisierenden — freilich mit Hintansetzung aller Bescheidenheit — von mir gegebenen Mitteilungen über unsere geistigen Begegnungen, sei hier noch die Strophe angefügt, die Fischhof unter dieses sein mir gewidmetes Prachtbildnis eigenhändig schrieb:

„Dir ward des Sanges reiche Gabe,
Mir blieb sie versagt die köstliche Habe;
Doch Eines habe mit Dir ich gemein:
Kein Sklave der Meinung des Tages zu sein.“

L.

Ignaz von Grüner.

1899.

Der Sohn des 1864 verstorbenen Magistrats-Rates Joseph Sebastian Grüner in Eger, welcher letztere bekanntlich seit 1820 mit Goethe in fortgesetztem mineralogisch-wissenschaftlichen und freundschaftlich-intimen Verkehr stand, Ignaz Ritter von Grüner, k. k. Statthalterei-Vizepräsident für Böhmen i. R., weilte im Sommer seit Jahren in unserem niederösterreichischen Baden, bis zu seinem am 9. Juni 1901 daselbst erfolgten Tod.

Ich war da mit dem 1817 geborenen, schon recht gebrechlich gewordenen Alten, diesem lieben freundlichen Rest aus der Greisenzeit Goethes, auch in persönlicher Berührung, und er sagte, daß er als Knabe das Glück hatte, den Dichtergreis im Hause seines Vaters öfter zu sehen und auch zu sprechen, und daß er sich dessen lebhaft und in pietätvollster Weise erinnere. Zugleich teilte er mir eine kleine lustige Geschichte mit, durch welche eine noch nicht allgemein bekannte Aeußerung Goethes zur Kenntnis kommt.

„Bei einem seiner Besuche in Eger, um 1823", — so vertraute mir Grüner lächelnd — „meinte Goethe, mich fixierend, ich solle doch auch etwas erzählen. Ganz ohne Zögern, erfand ich nun verschiedene Abenteuer einer Katze, und als ich nichts mehr weiter wußte, schloß ich die Geschichte mit der Wendung: die Katze sei erschossen worden. „Nun", versetzte Goethe, „so machen wir es manchmal auch!" —

Auf mein Ersuchen, gab mir Grüner das nachfolgende, am 8. August 1899 mit sehr zitternder Hand geschriebene Verzeichnis der von ihm bewahrten Goethe-Reliquien.

1. Die Briefe Goethes an meinen Vater. (Nach Strehlkes „Verzeichnis" 40 Stücke von 1820 bis 1832).

2. Einen goldenen Siegelring mit dem „in Rubin geschnittenen" Goethe-Kopf. (Vgl. mein Werk: Dr. Herm. Rollett „Die Goethe-

Bildnisse." Wien 1883, Seite 209: Stahlschnitt [und Glaspasten] von Johann Karl Fischer in Berlin.)[1])

3. Eine Kaffeeschale mit dem Bildnisse des Dichterfürsten (von Sebbers, vgl. „Die Goethe-Bildnisse", S. 225), welche Goethe meiner Mutter aus Karlsbad mitgebracht hat. — Auch erhielt ich von Grüner zu meinem 80. Geburtstag am 20. August 1899 eine Karte mit dem Namen „Statthalterei-Vizepräsident A. J. Grüner" und mit folgenden Zeilen: „Beehrt sich, Euer Hochwohlgeboren zu Ihrem in voller Rüstigkeit begehenden 80. Geburtstag ergebenst und anteilvollst zu beglückwünschen."

Als Andenken erhielt ich dabei von ihm einen Eisenguß der Goethe-Medaille Bovys aus dem Jahr 1824 (vgl. „Die Goethe-Bildnisse", Seite 203), welches Exemplar sein Vater vom Dichter selbst erhalten hatte, daher es von Goethes Händen berührt war.

---

[1]) Zu diesem Siegelring bemerkt Grüner, daß derselbe ein Geschenk Goethes an seinen Bruder ist, „den späteren k. k. Ministerialrat und Generalkonsul Joseph Ritter v. Grüner, mit welchem dieser beglückt wurde, als er sich in Begleitung des Vaters in Weimar befand, um der von Goethe anläßlich des 50-jährigen Regierungsjubiläums des Großherzogs (1825) gemachten Einladung zu folgen, wo sie auch bei Goethe wohnten."


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02318 9049



